

CN wären, denke ich, Ableismus, Gewalt, Unfall, schwere Verletzungen, Krieg/Militär, Tod, Drogen, Alkohol, Geiselnahme, Suizidgedanken, Klassismus, Lookismus

Früher

„Papa, Mama, kommt schnell raus, kommt schnell, da sind Heilige oder sowas auf der Straße! Die blitzen und leuchten ganz doll!“

Godoan hüpfte buchstäblich ganz aufgeregt, während er das rief. Sein Vater lachte und wuschelte ihm mit einer Hand durch die Haare.

„Schon gut, und nicht so laut. Wir wollen Mama jetzt nicht stören, die ... Oh.“

Papa umarmte Godoan und legte ihm dabei eine Hand auf den Mund.

„Pssst“, machte er. „Das sind Shiu’Hzim. Du darfst gucken, aber sei leise, ja?“

Er zog ihn noch ein paar Schritte weiter zurück hinter die offene Tür. Godoan versuchte, sich so weit wie möglich vorzulehnen, aber sein Vater hielt ihn fest, und ließ ihm nicht viel Spielraum.

Dennoch folgte Godoan, so gut er von hier aus konnte, mit weit aufgerissenen Augen den makellos weißen Schlachtrössern, den golden blitzenden Rüstungen, den im Wind wehenden Rosshaarbürsten auf den spiegelblanken Helmen.

„Mmmuummfuummm“, machte er durch die Hand seines Vaters, als er Ikrezia in ihrer löchrigen Kutte sah, die auf dem Weg kniete und mit eng zusammengekniffenen halb blinden Augen den Dreck durchwühlte.

„Pssst“, zischte sein Vater noch mal, und flüsterte: „Wir wollen sie nicht auf uns aufmerksam machen, ja? Sei bitte still, sonst mach ich die Tür zu.“

Die Hexe hörte nicht das Klappern der Hufe, und nicht das Lachen der Krieger*innen, die unbeschwert miteinander scherzten, ohne die bäuerliche Bevölkerung eines Blickes zu würdigen.

Inzwischen hatten sich einige andere aus dem Dorf um die Straße versammelt und versuchten ähnlich wie Godoan und sein Vater, die Krieger*innen zu beobachten, ohne dabei ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Alons der Schmied öffnete den Mund und hob eine Hand, verstummte aber im letzten Moment, als sein Gefährte Yessa ihm einen Ellenbogen in die Seite stieß und ihm eine Warnung ins Ohr zischte.

Auch unter den anderen Umstehenden hub nach und nach ein Zischen und Tuscheln an, aber niemand wagte, aus der Masse hervorzutreten und eine Warnung zu rufen.

Erst als das Pferd einer*s der Reiter*innen ein nervöses Schnauben ausstieß, ohne allerdings in seinem Schritt innezuhalten, bemerkte di*er Shiu’Hzim das Hindernis auf der Straße.

Di*er Reiter*in – eine sehnige junge Person, deren blonde Locken unter ihrem Helm hervorquollen wie Gold aus einer übervollen Schatzkiste - zog heftig die Zügel zu sich heran, worauf si*er Ross einen erschrockenen Satz zur Seite tat. Mit einem lauten Fluch schwang si*er ein Bein über den Rücken des Pferdes und sprang vor der Greisin zu Boden, die erst jetzt zu begreifen schien, was geschehen war, und verwirrt zu der strahlenden Gestalt hinauf blinzelte, die plötzlich vor ihr auftrug.

„Hast du den Verstand verloren, alte*r Hexe*r?“ rief die Kriegerin und versetzte der alten Person einen beiläufigen Tritt. Sie hatte nicht ausgeholt, und es war nicht viel Kraft hinter dem schweren Reiterstiefel, aber die Ikrezia fiel trotzdem mit einem hörbaren Aufprall rücklings auf den harten Weg und schlug mit dem Kopf auf einen Stein. Reglos blieb sie liegen.

Die übrigen Krieger*innen waren in Richtung Gasthaus weitergeritten, bis auf eine*n – ein*e muskulöser gebaute*r größere*r Hzim, di*er mit schimmernder roter Mähne, wie aus Stein gemeißelten Gesichtszügen und kalt blitzenden grauen Augen wie ein Ebenbild si*erer Göttin schien.

„Icara, si*er ist wehrlos“, mahnte si*er ihre*n Kamerad*in. „Lass es genug sein, und schaff si*en aus dem Weg.“

Icara stand einige Herzsschläge unentschlossen da.

Di*er Rothaarige lachte auf und schüttelte si*Eren Kopf. „Icara, musst du dich jetzt schon mit wehrlosen Bäuer*innen schlagen, um Shiu einen Sieg schenken zu können?“

Icaras Kopf ruckte zu di*em größeren Shiu'Hzim auf dem Pferd herum. Si*ere Augen sprühten Feuer, si*ere Hand lag auf dem Knauf si*eres Säbels, und für einen Moment sah es so aus, als würde si*er ihn ziehen. Doch schließlich zuckte si*er mit einem Lachen die Schultern, hob die Greisin mühelos bei den Armen auf, trug sie wie ein Stück Unrat mit gerümpfter Nase an den Straßenrand und ließ sie dort fallen.

„Ich will nur nicht, dass das Ungeziefer übermütig wird!“, sagte si*er.

„Icara“, erwiderte di*er rothaarige Krieger*in, „Wir sind da, um sie zu beschützen.“

Di*er blonde Krieger*in machte eine wegwerfende Geste, schwang sich wieder auf si*er Schlachtross und sagte grinsend zu ihrem*r Kamerad*in: „Hab ich doch, guck, wie friedlich geborgen sie da liegt.“

Di*er Rothaarige verdrehte die Augen, seufzte, und die beiden ritten weiter. Endlich nahm Godoans Vater die Hand von seinem Mund, und Godoan hüpfte wieder auf und ab, diesmal vor Empörung.

„Sie hat Ikrezia getreten, OBWOHL sie am Boden lag!“, rief er.

Sein Vater nickte, mit zusammengekniffenen Lippen.

„Das darf sie doch gar nicht!“

Sein Vater zuckte die Schultern.

„Das darf sie nicht!“

Noch ein Schulterzucken.

„Wer soll etwas dagegen tun?“, fragte er. „Lass uns froh sein, dass di*er andere dabei war, und nichts Schlimmeres passiert ist.“

„Aber di*er andere war auch gemein!“

Sein Vater seufzte.

„Ich wünsche mir auch eine bessere Welt, Godoan. Aber wir haben nur diese, und es hilft Ikrezia auch nicht, wenn wir uns jetzt mit den Shiu'Hzim anlegen. Im besten Fall ignorieren sie uns, im schlimmsten Fall treiben sie das ganze Dorf zusammen und machen uns zum Exempel. Lass uns einfach hoffen, dass sie schnell weiterziehen.“

Godoan schaute mit bebender Unterlippe zu Boden.

Heute

Als Yanis erwachte, fand sie irgendetwas sehr lustig. Sie war nicht ganz sicher, was, aber sie hörte sich leise kichern, deshalb musste es so sein.

Als Nächstes kam der Schmerz.

Yanis hatte Schmerz empfunden, in vielen verschiedenen Arten. Das Leben einer Shiu'Hzim bestand aus Kampf. Gegen andere, gegen sich selbst, gegen die eigenen

Schwächen und gegen die Welt um sie herum. Das Leben einer Shiu'Hzim kannte keine Bequemlichkeit und keine Erholung.

Dennoch hatte Yanis nie solchen Schmerz kennengelernt, wie sie ihn nun empfand. Es fühlte sich an, als würde sie gehäutet, am ganzen Körper gleichzeitig. Ihre Beine schrien, ihre Arme schrien, ihr Hals schrie, ihr Gesicht und ihr Bauch und jeder einzelne Körperteil.

Es war ein blendender Schmerz, ein heller, strahlender, ein alles begrabender Schmerz, der einherging mit völliger Hilflosigkeit. Alles, was Yanis in ihrem Leben zuvor erlitten hatte, war eine Herausforderung gewesen, ein Kampf, etwas, dem sie sich entgegenstellen und über das sie triumphieren konnte.

Gegenüber diesem Schmerz war sie ein hilfloses Opfer, das nicht einmal verstand, was eigentlich geschah.

Das Kichern erstarb und wich erst leisem Wimmern, dann lautem Schluchzen.

Faltige, dünne Finger mit langen ungepflegten Nägeln schoben etwas in ihren Mund und massierten vorsichtig ihren Hals, was eine neue Welle unerträglichen Schmerzes auslöste. Vielleicht war es der Schmerz, der sie erneut in tiefe Bewusstlosigkeit fallen ließ, vielleicht die Medizin ihres*r unbekanntem Helfer*in, aber auf jeden Fall war es eine Gnade.

Früher

Im letzten Moment parierte Yanis den Säbel ihrer Gegnerin mit ihrer eigenen Klinge. Der Hieb hätte ihren Oberschenkel getroffen, und er wäre tief genug gewesen, um eine lebensbedrohliche Wunde zu reißen. Icara führte ihren Säbel mit viel Kraft und Zielsicherheit, und oft mit auffällig wenig Rücksicht auf ihre Übungspartner*innen.

Yanis lenkte Icaras Klinge ab und holte selbst zu einem Schlag aus, der ihre Gegnerin zwei Schritte zurück gegen die Mauer hinter ihr trieb. Icara unternahm noch einen letzten verzweifelten Versuch, das Blatt zu wenden, aber Yanis wich ihrem Hieb mühelos aus und schlug ihr mit einer geübten Bewegung den Säbel aus der Hand. Keuchend ließ sie auch ihre eigene Waffe fallen und presste ihre Gegnerin mit beiden Armen gegen die Wand, ihr Blick auf Icaras lodernden dunkelbraunen Augen.

„Revanche!“

„Nicht jetzt“, widersprach Yanis leise und küsste Icara. Als sie spürte, wie die Zähne ihrer Gegnerin sich tief in ihre Unterlippe gruben, stieß sie ein überraschtes Stöhnen aus und wich lachend zurück, als Icara sie schließlich wieder losließ.

Sie funkelte Yanis voller Leidenschaft an, voller ... komplexer Leidenschaft. Ein Teil von Icara hasste sie, Yanis konnte es spüren. Weil sie gewonnen hatte. Weil sie meistens gewann. Manchmal ließ sie Icara gewinnen, aber sie fürchtete, dass ihre Geliebte das wusste, und es machte sie noch wütender.

Icara lachte mit, auch wenn es nicht besonders fröhlich klang. „Erstes Blut!“ rief sie, „Ich habe gewonnen!“

„Betrug!“, rief Yanis, noch immer lachend, während sie sich das Blut aus dem Gesicht wischte. Was war schon Liebe, ohne ein bisschen Hass? Lau und langweilig, oder?

Heute

Die Schmerzen waren immer noch furchtbar, als Yanis das nächste Mal erwachte. Sie erfüllten immer noch ihren ganzen Körper und begruben jeden klaren Gedanken unter sich. Trotzdem waren sie vielleicht nicht mehr ganz so messerscharf wie beim letzten Mal. Ein wenig dumpfer. Ein wenig älter. Ein wenig schwächer und abgenutzter. Oder nur gewohnter?

Trotzdem war Yanis dankbar, als die schrumpeligen Finger mit den langen Nägeln sich wieder in ihren Mund schoben und sie zwangen zu schlucken.

Es war erst einmal immer unangenehm, weil sie nicht durch ihre Nase atmen konnte. Sie wusste nicht, warum. Irgendetwas war ... komisch mit ihrer Nase ...?

Ein wohliges Gefühl von Glück und Taubheit und Abstand von der Wirklichkeit spülte über ihr Bewusstsein, bevor sie abermals in der Dunkelheit versank.

Früher

Icara lag auf ihrem gemeinsamen Bett und betrachtete Yanis nachdenklich beim Packen ihres Rucksacks.

„Du findest aber schon auch, dass die Mission eigentlich mir zugestanden hätte, oder?“ fragte sie mit dieser langsamen, viel zu hohen Stimme, mit der sie sprach, wenn sie eigentlich keine Frage stellte. Sie sprach in letzter Zeit oft mit dieser Stimme, und es ging Yanis gehörig auf die Nerven.

„Und warum sollte ich das finden, hm?“, entgegnete sie deshalb, vielleicht ein bisschen zu grob.

Icaras Oberkörper schnellte empor, und ihre dunkelbraunen Augen blitzten regelrecht. „Weil ich älter bin als du, weil ich mehr Erfahrung habe, weil ich die Zugführerin bin und *weil ich klüger bin als du!*“

Yanis hielt inne. Icara hatte vielleicht Recht, aber deshalb war es noch lange nicht in Ordnung, es so deutlich und auf so gehässige Weise zu sagen.

„Und warum bist du Zugführerin, Icara? Warum bist du denn Zugführerin, obwohl alle wissen, dass ich die bessere Kämpferin und die bessere Soldatin und die bessere *Shiu'Hzim* bin? Glaubst du, du wärst auch Zugführerin, wenn Heshija nicht deine Mutter wäre?“

Icara sprang von dem Bett auf und stolzierte zur Tür.

„So?“ fragte sie, völlig unpassend zu den Fragen, die Yanis ihr gestellt hatte, „Meinst du? Dann sieh mal zu, wie du alleine zurechtkommst, wenn du so viel *besser* bist als wir alle! Viel Spaß!“

Sie warf die Tür hinter sich mit so viel Wut und mit so viel Schwung zu, dass es klang, als würde sie gleich aus den Angeln fallen. Aber natürlich tat sie es nicht. Yeshaga war dafür gebaut, allem standzuhalten, was das Schicksal und der Feind ihr entgegenwarfen. Wie ihre Bewohner*innen.

Heute

Als Yanis zum dritten Mal aufwachte, war nur noch der Schmerz in ihrem Gesicht wirklich unerträglich. Ihre Beine, ihre Arme, ihr ganzer Körper gaben kaum noch mehr als ein dumpfes Pochen von sich. Sie war sogar klar genug, um zu versuchen, eine Frage zu stellen, aber irgendetwas stimmte nicht mit ihrem Mund, weshalb nur ein

unverständliches Nuscheln herauskam, das sofort in ein jämmerliches Winseln übergang, als ihre Lippen sich voneinander trennten und - so fühlte es sich zumindest an - dabei von links nach rechts aufrissen und Blut und Eiter in ihren Mund ergossen.

„Ohje...“ erklang die fistelige Stimme der alten Frau, „Ohje... Armes Mäuschen, darfst doch noch nicht sprechen, tust dir doch weh... Willst noch mehr?“

Yanis nickte hastig, noch bevor sie recht verstanden hatte, was die Frage überhaupt bedeutete.

Früher

„Warte!“

Yanis stockte in der Bewegung, ihren linken Fuß in Kametes Steigbügel, und drehte sich zu Icara um. Sie freute sich, dass ihre Geliebte von sich aus zu ihr zurückkam und konnte ein beseeltes Grinsen nicht ganz unterdrücken.

„Was?“ fragte sie, so schroff sie konnte.

„Es tut mir leid“, sagte Icara. „Ich hätte das nicht zu dir sagen sollen.“

Yanis nickte. „Ich kenn dich doch. Ich weiß doch, dass du nur Unsinn redest.“

Icara schenkte ihr eines ihrer strahlend bösen Grinsen. „Na warte“, raunte sie, „Das wird dir noch leidtun. Wenn du wiederkommst.“

Yanis lachte.

„Geht es heute noch los, ihr Witzfiguren?“ rief der Weibel, der ihr das Tor geöffnet hatte, „Oder braucht ihr noch mal einen Tritt in den Arsch, bevor ihr dann soweit seid, eure Befehle auszuführen?“

Yanis schwang sich auf Kamete und warf noch einen letzten Blick zurück zu Icara, bevor sie durch das Tor davonritt, die Rolle mit der Botschaft sicher unter ihrem Arm.

Heute

Als Yanis diesmal wieder zu Bewusstsein kam, war der Schmerz sehr niederträchtig. Er schlich sich an.

Nee.

Sie kicherte.

Schmerz konnte sich doch nicht ...

Jetzt wusste sie nicht mehr so richtig, was sie eigentlich gerade gedacht hatte.

„Me‘izin?“, nuschelte sie, und bekam zur Antwort das Kichern der alten Frau.

„Die hast du schon, Mäuschen. Du brauchst keine mehr.“

„Me‘izin ...“, nuschelte Yanis. „Tu weh ...“

„Neinnein, m-mmh!“

Es hätte sie wahrscheinlich wütend gemacht, wie lustig die alte Frau das alles zu finden schien. Aber Yanis konnte gerade irgendwie nicht die geistige Energie aufbringen, wütend zu werden, oder die Konzentration.

Es lag teilweise an dem Schmerz, der sie zwang, so flach wie möglich zu atmen, wie es gerade noch ging, ohne dass sie zu wenig Luft bekam, und das alleine war schon mehr, als sie gleichzeitig in ihrem Bewusstsein halten konnte. Zum Glück geschah es größtenteils unterbewusst.

Außerdem lenkte ihr Gesicht sie ab. Nichts funktionierte, wie es sollte. Sie sah alles durch einen milchigen Schleier, und war nicht ganz sicher, ob ihre Augen überhaupt offen waren. Irgendeine Flüssigkeit lief aus ihren Augen, und aus ihrer Nase, und vielleicht auch aus anderen Teilen ihres Gesichts, und nervten und juckten und kitzelten, und sie konnte sich nicht mal kratzen oder sie wegwischen, nicht nur, weil es furchtbar weh tun würde, sondern auch, weil sie ihre Hände nicht benutzen konnte ...?

Aber es lag teilweise auch an der Medizin, das wusste sie. Was auch immer die Heilerin ihr gab, machte etwas mit ihrem Kopf.

Aber es half gegen den Schmerz.

Die Medizin tat so gut.

„Me'izin“, nuscelte sie noch einmal.

Die alte Frau lachte nur.

Und irgendwann schlief Yanis wieder ein.

Früher

Mit der Botschaftrolle fest im Griff ritt Yanis den Fluss entlang, ein nachdenkliches Lächeln im Gesicht.

Es war ja nicht, als würde sie alleine das Tor von Yak-Zimur gegen die dämonischen Legionen verteidigen. Sie sollte einen Brief zustellen. Hoffentlich einen wichtigen, weil sonst wirklich nicht einzusehen war, warum dafür eine Shiu'Hzim gebraucht wurde, aber am Ende war es doch nur ein Brief.

Und trotzdem war Icara nicht nur ein bisschen eifersüchtig, sie war richtig außer sich.

Warum?

Yanis hatte den Verdacht, dass sie es einfach wusste, auch wenn sie es natürlich nicht zugab. Sie wusste, dass Yanis eigentlich verdient gehabt hätte, Zugführerin zu sein. Sie wusste, dass sie nur wegen ihrer Mutter so bevorzugt wurde. Und das tat ihr natürlich weh.

Yanis konnte das verstehen. Icara tat ihr ein bisschen leid. Sie konnte ja nichts dafür, weder dafür, wer ihre Mutter war, noch dafür, dass der Himmel ihr, Yanis, die größeren Geschenke gemacht hatte.

Ihr Lächeln wurde ein bisschen breiter.

Sie würde Icara irgendetwas Nettos von der Reise mitbringen und versuchen, sie über ihre Enttäuschung hinwegzuträsten.

Und falls etwas Interessantes passieren sollte, oder sich eine Gelegenheit ergeben würde, etwas Ehrenvolles zu tun, würde sie es einfach für sich behalten.

Heute

Yanis' Gesicht stand in Flammen, und die Haut überall an ihrem Körper spannte und ziepte, aber als sie das erste Mal mitsamt ihrem Pferd gestürzt war und das Tier sie unter sich begraben und ihr beide Beine und vier Rippen gebrochen hatte, da hatte es mehr weh getan.

Ihre Nase. Irgendetwas war mit ihrer Nase. Sie konnte immer noch nur durch den Mund atmen, und ... Sie wollte nicht weiter darüber nachdenken.

Das Erste, was sie sprach, als sie es wagte, ihren Mund zu öffnen, war das Wort: „Medizin?“, so gut sie es halt aussprechen konnte.

Und es dauerte nicht lange, bis die faltigen Finger mit den scharfen rissigen Nägeln kamen und ihren Wunsch erfüllten.

Früher

Yanis hatte gehofft, den Weg bis Bol-Yumas in drei Tagen zu schaffen, Furt war nach heftigen Regenfällen überlaufen und eine Straße so durchnässt gewesen war, dass Kamete bei jedem Schritt bis über die Fesseln in den Schlamm einsank. Sie musste einen Umweg reiten über den Weiler, in dem Icara sich vor zwei Wochen mit dieser alten Person auf der Straße hatte anlegen wollen.

Sie wusste nicht, wie er hieß, obwohl sie das letzte Mal noch mit Zery darüber gesprochen hatte, und sel hatte es ihr sogar gesagt, aber es war nicht hängengeblieben.

Eigentlich gab es ja auch keinen Grund, den Namen von so einer Zwei-Dutzend-Seelen-Siedlung zu kennen, sie würde sie wahrscheinlich ohnehin nie wieder ...

Erst roch sie den Rauch. Das kam ihr im Nachhinein verblüffend vor, denn als sie erst einmal suchte, fand sie die dunkle Wolke völlig unübersehbar.

Sie gab Kamete die Zügel, und hinter der Kurve konnte sie dann auch den Rest nicht mehr übersehen:

Die Schmiede stand vollständig in Flammen, und die Dörfler*innen drumherum hielten zwar teilweise noch Eimer in der Hand, hatten aber erkennbar schon die Hoffnung aufgegeben, damit noch etwas erreichen zu können.

Stattdessen stand eine Gruppe von ihnen unentschlossen sehr nah am brennenden Gebäude und tauschte sich aufgeregt miteinander aus.

„Heda, kann ich helfen?“, fragte sie.

Erschrocken wirbelten die Leute zu ihr herum, schauten kurz zu ihr auf, dann zu Boden, jede*r einzelne von ihnen hoffend, dass jemand anders antworten würde.

„Na los jetzt, raus mit der Sprache! Was ist?“

„Wir ... Wir wissen nicht, wo Godoan ist, Herri*n.“

Sie runzelte die Stirn ob der unsinnig falschen Anrede, beschloss aber, sie zu ignorieren.

„Wer ist das?“, fragte sie. „Ein Hund? Ein Pferd?“

„Mein Sohn!“, antwortete eine*r der Dörfler*innen.

„Und ihr glaubt, dass er da drin ist?“, fragte sie, während sie von ihrem Schlachtross glitt.

„Naja ...“, murmelte die Frau, die weiterhin zu Boden blickte. „Wir wissen halt nicht, wo er ist, und gerade war er noch hier, und er hat immer gern in der Schmiede gespielt ...“

„In der Schmiede ge ...? Egal.“

Yanis musste nicht lange überlegen. Sie war schließlich eine Shiu'Hzim und hatte geschworen, ihre Kraft einzusetzen, um die Schwachen zu schützen und den Bedürftigen zu helfen.

Sie stellte aber pikiert fest, dass es gar nicht so einfach war, heldinnenhaft in die brennende Schmiede zu stürmen. Direkt hinter dem offensichtlichen Haupteingang loderten die Flammen so heftig, dass ein Durchgang nicht möglich war.

Auch eine Shiu'Hzim war nicht gefeit vor Feuer, auch wenn sie auf den Schutz der Kriegsgeister und auf ihre Ausbildung vertraute. Das Krachen und Bersten der Balken und der Wände machten ihr keine Angst. Yanis kannte keine Furcht.

Sie fand eine zweite Tür, durch die sie in das Gebäude gelangte, und tat ihr bestes, sich trotz Rauch und teilweise eingestürzter Decke und Wände zu orientieren. Es war schwerer, als sie es sich vorgestellt hatte. Das Gebäude war doch gar nicht so groß?

„... hat immer ... in der Ec... dem ...spielt!“, rief jemand ihr zu, aber sie konnte es durch den Lärm gar nicht richtig hören. Sie hatte sich so ein Feuer weniger laut vorgestellt.

Dennoch tastete sie sich furchtlos, aber langsam und vorsichtig weiter voran, ein Tuch vor dem Mund, gebückt, hustend, bemüht, nicht zu viel Rauch einzuatmen.

Erst als einer der brechenden Balken direkt auf sie stürzte und sie unter sich begrub und ihr Gesicht in die glühende Asche unter ihr presste, da begann sie, sich zu fürchten.

Aber es dauerte nicht lange.

Heute

„Me'isin?“

Die alte Frau mit der fisteligen Stimme gab ein langes, schrilles Gackern von sich, das zum Ende hin in ein bedrohliches Husten und Schnaufen überging.

„Armes Mäuschen“, sagte sie wieder, aber es klang diesmal weniger freundlich als beim letzten Mal, „Der Balsam ist süß, ich weiß, aber du bist jetzt so weit, Mäuschen, und 's wird Zeit, dass du wieder auf die Füße kommst.“

„Schmerzen... Medizin??“

Sie gab sich besonders viel Mühe, es so deutlich auszusprechen, wie es irgendwie ging, in der Hoffnung, die Heilerin damit überzeugen zu können.

„Heute Abend wieder, wenn's wirklich eine brauchst, aber nicht jetzt, Mäuschen, nicht jetzt. Ikrezia hat nicht Fässer voller Balsam, und du kannst ja nicht mal zahlen, armes Mäuschen, hast nicht mal Geld für die Medizin... 's ist vielleicht auch besser so...“

Früher

Laia lief ein Schauer über den Rücken, als sie die Schritte hörte, einfach aus alter Gewohnheit. Sie war sich ziemlich sicher, dass sie hier in der Gegend gerade niemand suchte, aber dieses verflixte Stiefelklacken ließ sie immer sofort an die Garde denken. Aber sogar wenn sie nicht ihretwegen hier waren, konnte das eigentlich nicht sein. Dieses Kaff hatte höchstens 30 Bewohner*innen. So kriminell konnten die gar nicht sein, dass sie acht Gardist*innen gebraucht hätten.

Als die Tür sich öffnete, musste Laia sich trotzdem sehr zusammenreißen, um nicht zu offensichtlich zu gaffen.

Gardist*innen waren das nicht, aber sie wollte trotzdem ganz sicher nicht ihre Aufmerksamkeit erregen.

Natürlich hatte Laia von den Shiu'Hzim gehört. Einmal sollte sogar ein Zug von ihnen in Lichternach gewesen sein, um eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Bürgermeister und der Fürstin aufzulösen, aber davon hatte sie nur gehört. Vielleicht hatte Larek damals auch nur was Aufregenderes erzählen wollen, als dass er einen Trupp Söldner*innen gesehen hatte.

Aber dies war das erste Mal, dass sie leibhaftig welche sah. Gleich die ersten zwei waren aber auch wirklich grotesk heroische Gestalten. Zwei junge Krieger*innen mit wallenden Haaren, di*er eine blond, di*er andere rothaarig, in diesen absurd glänzenden Rüstungen mit den vielleicht lächerlichsten Helmen, die Laia je gesehen hatte. Sie mussten sich bücken beim Eintreten in den Schankraum, und trotzdem streiften ihre peinlichen Haarbüschel da drauf noch den Türrahmen.

Die Stiefel, die Laia schon von draußen gehört hatte, sahen geradezu skandalös unbequem aus. Sie reichten bis zu den Knien und ... Irgendwas Goldbronzeglänzendes war da auch noch dran? Laia war nicht sicher, ob es nur mit Scharnieren drumherum gelegt war, oder fest mit den Stiefelschäften verbunden, aber jedenfalls stellte sie es sich als einen Albtraum vor, die Dinger an- und auszuziehen.

Das einzige, was diesen beiden Abziehbildern ihrer Kriegsgöttin noch fehlte, waren mächtige Schwingen an den Schultern und so flackernde Feuerauren, oder gleißende Flammen, die ihnen aus Augen und Mund schlugen, oder sowas.

Die sechs anderen, die ihnen nachfolgten, sahen nicht alle so übertrieben absurd perfekt aus, waren aber naturgemäß in die gleichen Rüstungen gehüllt, von denen wahrscheinlich schon eine gereicht hätte, um Laia für die nächsten zehn Jahre ein luxuriöses Leben zu finanzieren.

Sie bemerkte mit einer gewissen Genugtuung, dass immerhin bei di*em sechsten die Rosshaarbürste (oder was das halt war) auf dem Helm ein bisschen seitlich zusammengesackt war, und di*er Shiu'Hzim nach si*em hatte sogar ein bisschen Schlamm am rechten Stiefel.

Laia erinnerte sich an ihren Vorsatz, die legendären Krieger*innen nicht zu offensichtlich anzugaffen.

Zwar war sie ziemlich sicher, dass sie daran gewöhnt waren, angegafft zu werden, aber andererseits war Laia wie alle Kleinen Leute auch sehr daran gewöhnt, dass die Größeren Leute sie manchmal aus guten Gründen bestrafte, oft aus schlechten, und

oft sogar ganz ohne, und dass es deswegen am sichersten war, gar nicht von ihnen wahrgenommen zu werden.

Laia lebte davon, nicht wahrgenommen zu werden.

Sie versank in den Schatten der Ecke des Schankraums, aß ihren Gersteneintopf und erlaubte sich für den Rest des Abends nur noch gelegentliche Blicke zu dem Heiligengemälde am besten Tisch des Hauses.

Es gelang irritierender Weise nur so halb. Di*er rothhaarige Krieger*in warf ihr immer wieder nachdenkliche Blicke zu, als würde si*er spüren, dass Laia was zu verbergen hatte.

Sie versuchte, nicht zu sehr darüber nachzudenken. Die Shiu'Hzim waren nicht die Garde, und auch wenn sie sicher niemand abhalten würde, wenn sie entschieden, Laia zu behelligen, konnte sie darauf hoffen, dass die Ordenskrieger*innen sich zu schade waren, sich mit einer einfachen Taschendiebin abzugeben, ganz abgesehen davon, dass sie sich hier doch auch gar nichts zuschulden kommen lassen hatte.

Vielleicht erinnerte sie di*en Rothaarige*n ja einfach nur an irgendwen.

Der Gersteneintopf war aber auch wirklich gut. Laia verstand nicht viel vom Kochen, aber jedenfalls schmeckte die Brühe richtig schön aromatisch, der Speck war nicht nur labberig und/oder zäh, sondern es hing richtig Fleisch dran, die Graupen waren gar, aber nicht völlig zerkocht ...

Was auch immer man Schlechtes über dieses Kaff sagen konnte, das Gasthaus war gut.

Und heute Abend sogar mit kostenlosem Theater.

Noch früher

Alles war perfekt.

Sie hatte genau im richtigen Moment den Geldbeutel di*er Pfeffersäck*in leicht angehoben, damit der Unterschied nicht so deutlich spürbar war, wenn er verschwand. Sie hatte den Lederriemen, an dem er am Gürtel hing, genau richtig mit zwei Fingern erwischt, um ihn ein bisschen anzuspannen, in genau dem perfekten Maß, und das Messer, das sie zumindest ihrem Gefühl nach die Hälfte eines jeden Tages schärfte und pflegte, glitt durch den Riemen wie durch warme Butter, weil sie es mit genau der richtigen Bewegung am genau richtigen Ort in genau der richtigen Geschwindigkeit hindurch zog – und dann rempelte die verdammte Fleischerin mit ihrer Kiepe voller Würste Laia und di*en Pfeffersäck*in an und klemmte Laias Hand ein - auf der einen Seite das kalte, seelenlose Schweinefleisch, das eh nichts mehr spürte, auf der anderen die Kiepe mit Würsten, hähä.

Doch der Anflug von Humor flog schnell wieder ab, als Laia den erstaunlich spitzen Schrei di*er Pfeffersäck*in hörte und erkannte, dass ihr Versuch, an si*eren Geldbeutel zu kommen, nicht nur gerade wesentlich weniger unauffällig geworden war, sondern sogar auf sehr dramatische Art gescheitert, denn die Kiepe hatte nicht nur Laias Hand gegen, sondern auch das herrlich scharfe schlanke Messerchen in das kalte, seelenlose Fleisch di*er Händler*in gepresst, das anscheinend doch nicht völlig gefühllos war.

Kein Wunder, dass si*er kreischte wie ... Naja.

Laia musste nicht lange überlegen, was zu tun war. Das war eigentlich das Schöne an ihrer Profession. Wenn etwas nicht geklappt hatte, gab es eigentlich immer nur eins: Schnell weg.

Und eigentlich galt das sogar auch dann, wenn etwas doch geklappt hatte, nur mit ein bisschen weniger Betonung auf dem „Schnell“ und ein bisschen mehr auf dem „weg“, aber im Prinzip war es das Gleiche.

„Ein Attentat! Ein Anschlag! Hilfe! Hilfe! Wache!“, hörte sie di*en weinerliche*n Bonz*in hinter sich noch krähen – ihr Messer war wirklich winzig, aus verschiedenen guten Gründen, sie hätte si*en wahrscheinlich nicht einmal ernsthaft verletzen können, wenn sie es si*em ins Auge gerammt hätte.

Na gut, immerhin hatte si*er noch nicht gemerkt, dass sie si*er Geld hatte. Oder es war si*em vor lauter akuter Todesangst noch nicht wichtig genug.

... und da waren auch schon die Stiefel.

Natürlich.

Wenn im Grund jemand Hilfe brauchte, musste er*sie eine schriftliche Depesche per Reitendem Boten an die Garde schicken und konnte im Idealfall innerhalb weniger Wochen mit einer Reaktion rechnen.

Und so ein*e Bonz*in, di*er sich problemlos eigene Söldner*innen leisten konnte und es wahrscheinlich sogar tat, musste nur einmal quieken, und schon kamen die anderen Schweine angerannt, um si*en zu beschützen.

Laia wunderte sich manchmal, dass sie es immer noch schaffte, enttäuscht zu sein von der Welt.

Aber sie schaffte es sogar während einer halsbrecherischen Flucht über den Marktplatz, während sie sich um Passant*innen herum schlängelte, sich grabschenden Händen entwand, Blockaden von mehreren beherzten Marktbesucher*innen umlief, indem sie unter Verkaufsständen hindurch hechtete und schließlich in eine schmale Gasse flitzte.

Laia war sehr stolz auf sich und ihre Fähigkeit, sich auf mehrere sehr fordernde Aufgaben gleichzeitig zu konzentrieren.

Weniger stolz war sie nach ein paar Schritten in der Gasse auf ihre Flucht. Auf dem belebten und nicht zuletzt wegen der zahlreichen „Haltet di*en Dieb*in!“ „Mord!“ „Meuchler überall!!“-Rufe auch sehr lauten Marktplatz war sie noch ziemlich zufrieden gewesen mit sich, aber in der wesentlich leiseren Gasse und im Hall der Häuserwände, die sie eingrenzten, hörte sie unverkennbar die Stiefel der Garde hinter sich. Gar nicht so besonders weit hinter sich.

Wie war denn das überhaupt möglich? Wie konnte ein Mensch von dem Verlangen, einen anderen Menschen zu fangen, der ihm nichts getan hatte, motiviert werden, genau so schnell zu rennen wie der andere Mensch, der um sein Leben lief?

Laia fühlte sich wieder einmal bestätigt in ihrem Verdacht, dass Gardist*innen keine besonders guten Menschen sein konnten.

So schnell sie konnte, rannte sie die Gasse entlang, und erreichte schließlich mit, wie sie hören konnte, etwas vergrößertem Vorsprung vor ihren Verfolger*innen wieder eine größere Straße, in der die Passant*innen noch nicht alarmiert waren.

Noch nicht.

Natürlich riefen die Gardist*innen hinter ihr: „Diebstahl!“, „Stop!“, „Haltet sie!“, und: „Lasst sie nicht entkommen!“, und stellten sie damit vor die unglückliche Wahl, weiter zu rennen, so schnell sie konnte, oder langsamer und damit auch weniger auffällig zu werden.

Aber immerhin hatte sie ein paar Sekunden, in denen sie sich unter die anderen mischen konnte, bevor die verstanden hatten, was los war.

Dadurch gewann sie wertvolle Strecke vor der hinter ihr her polternden und schnaufenden Garde, die sie noch ein wenig ausbauen konnte, bis sie schließlich das Backsteinhaus mit dem Fachwerk-Obergeschoss und den zwei spitzen Erkern erreicht hatte.

Inzwischen selbst auch ein wenig außer Atem stemmte sie die Arme in die Hüfte und erlaubte sich einen kurzen Blick zurück. Knapp 100 Meter Vorsprung. Zu wenig, um zu klopfen. Sie seufzte, nahm Anlauf, schwang sich über den Zaun, schob sich zwischen dem Haus und seinem Nachbarn hindurch in den schmalen Hinterhof, stieg über zwei Hühner zur Tür zur Küche, drückte dagegen – und fand sie zu ihrer Erleichterung unverschlossen.

„Ey, was willst d-“ begann Hagomir, sie anzublaffen, bevor er sie erkannte.

Seine Brauen zogen sich zusammen, und sein Mund schien nicht richtig zu wissen, ob er lächeln oder einen vorwurfsvoll-abweisenden Bogen in die andere Richtung bilden sollte.

Der vorwurfsvoll-abweisende Bogen errang einen schnellen Sieg, als das Pochen an der Tür und die Rufe begannen.

„Aufmachen, im Namen des Bürgermeisters! Sofort aufmachen!“

„Ääääh ignorier mich einfach, ich bin für Aki hier, vorne war zu. Sier ... ist doch bestimmt da, oder?“

Hagomir stand kurz unentschlossen da und blickte von der Tür zu Laia. Er atmete sehr laut durch die Nase und schaute, als würde er nur noch kurz überlegen, wohin er jetzt den Feuerball spucken wollte.

„Im Salon“, spuckte er schließlich statt eines Feuerballs.

„Danke!“

Laia flitzte an ihm vorbei und traf Aki statt wie angekündigt im Salon im Flur.

„Warum wusste ich, dass sie deinetwegen da sind?“, fragte sier. „Ich schwöre, Laia, wenn ich dich noch öfter verleugnen muss, nehmen sie irgendwann einfach mich mit.“

„Dier große Akkado von Orenin ist doch viel zu wichtig, um einfach so abgeführt zu werden!“

„SOFORT AUFMACHEN!“

Aki verdrehte die Augen und schnaubte.

„Klingen die, als würden sie mich erst erklären lassen, wie wichtig ich bin?“

„Mmmmmh... Nicht unbedingt?“

Aki nickte.

„Zum Glück“, erklärte sier, „habe ich Mittel und Wege, es Leuten schwer zu machen, mir nicht zuzuhören.“

Sier schritt beschwingt auf die Tür zu.

Wieder nicht mehr ganz so früher

Am nächsten Morgen beschloss Laia, auf ihr Frühstück zu verzichten, obwohl sie Hunger hatte, und obwohl sie es mit dem Bett sogar schon bezahlt hatte.

Die verdammten Shiu'Hzim machten sie nervös. Leute in Uniform machten sie nervös. Leute mit Stiefeln machten sie nervös. Leute mit Helmen machten sie nervös. Leute großen, sichtbaren Waffen machten sie nervös. Und Leute, die einfach ganz natürlich davon ausgingen, dass jeder Raum, in dem sie sich befanden, ihnen gehörte, machten sie ... Ja, auch nervös, aber sie erzeugten auch eine besondere Art Hass, mit der sie sich nicht wohlfühlte und die sie gerne vermeiden wollte.

Und ja, all die Rüstungsteile und Waffen waren sicherlich eine ganze Menge wert, nicht nur weil sie die besten der Welt waren und so aussahen, sondern auch weil sie von echten Shiu'Hzim getragen waren.

Und der Gedanke an all das Silber war verlockend.

Aber Shiu'Hzim-Ausrüstung war auch nicht zufällig unbezahlbar: Ein*e Dieb*in, di*er sie stahl, musste entweder wirklich sehr gut, wirklich sehr verzweifelt, und wirklich sehr bald tot sein, und Laia fand maximal eines davon passend für sich, und auch das nicht genug, um tatsächlich den Zorn der Unbesiegbaren Legion zu riskieren.

Laia hatte generell gute Erfahrungen damit gemacht, nur Leute zu bestehlen, die nicht zu Organisationen gehörten, deren Name Begriffe wie „Legion“ enthielt.

Hochmut war ein gefährliches Gift, und Laia wusste, dass sie gut war, aber ... Sie versuchte, es nicht zu sehr zu wissen.

Außerdem machten die verflixten Shiu'Hzim sie nervös, und wenn sie nervös war, machte sie Fehler.

Außerdem würde sie eine ganze Menge Zeit sparen, wenn sie jetzt direkt aufbrach, und wenn sie sich auch sonst beeilte, konnte sie vielleicht einen halben Tag sparen, und damit eine Übernachtung unterwegs, und überhaupt sprach bemerkenswerterweise wirklich alles sehr dafür, jetzt sofort hier abzuhaufen und diesen albernen Figuren hoffentlich nie wieder zu begegnen.

... und dann turnte natürlich eine von denen direkt hinter dem Gasthaus rum, keine zwanzig Schritte vor dem Ausgang, aus dem Laia unbemerkt hatte schleichen wollen. Die komplett unrealistische mit den roten Haaren, die als zweite reingekommen war. Und „Rumturnen“ war nicht nur eine flapsige Formulierung, sondern beschrieb tatsächlich einigermaßen, was di*er Krieger*in da machte.

In voller Rüstung, sogar mit dem lächerlichen Helm, fuchtelte si*er mit ihrem Säbel herum, vollführte Sprünge, Schläge, Stiche, Ausweichbewegungen, sogar Rollen.

Laia stellte es sich als einen Albtraum vor, den Dreck und die Schrammen jeden Morgen aus der Ausrüstung rauszupolieren, aber sie musste zugeben, dass es ziemlich gekonnt aussah.

Sie hatte ihre eigenen regelmäßigen Übungen und konnte deshalb ganz gut einschätzen, wie viel Kraft und Geschick für manche dieser Bewegungen nötig war. Sehr viel. Und di*er Kriegerin sah so aus, als würde si*er eine gute halbe Laia mehr wiegen als Laia selbst. Ohne die Ausrüstung. Und der Säbel war auch ein ziemlicher Trümmer. Trotzdem bewegte si*er sich kein bisschen unbeholfen oder schwerfällig.

Götterverflucht, und jetzt hielt si*er inne. Laia widerstand der Versuchung, sich selbst gegen den Oberarm zu boxen oder eine frustrierte Grimasse zu schneiden, und biss sich stattdessen nur auf die Zunge.

Sie hatte zu lange zugesehen, und jetzt hatte di*er Shiu'Hzim sie bemerkt. Und oh Himmelpfand, jetzt kam si*er sogar zu Laia rüber.

„Guten Morgen!“, sagte di*er Kriegerin, nur knapp hörbar außer Atem.

„Seid gegrüßt, äh ... edle*r ... Krieger*in?“

Zu Lais Erleichterung lachte si*er nur auf und ignorierte den Etikette-Unfall ansonsten.

„Ich hab dich gestern schon in der Schänke gesehen, oder? Da hinten in der Ecke?“

Si*er gestikuliert vage in Richtung des Gebäudes.

„Ähm. Ja.“

Diesmal versuchte Laia gar nicht erst, die richtige Anrede für eine*n Shiu'Hzim zu benutzen. Ihr Vater hatte ihr auch die mal beigebracht, aber sie kam einfach nicht mehr drauf. Sie beschloss, sich stattdessen darauf zu konzentrieren, sich aus dieser noch unbestimmt bedrohlichen und außerdem auch extrem peinlichen Situation zu befreien.

„Wohin reist du?“

Was sollte das denn werden? Was ging sie das an? Shiu'Hzim waren keine Gardist*innen, es war nicht die Aufgabe dieser Witzfigur, Laia zu verhören! Und sie hatte nicht mal irgendwas gemacht oder sich auch nur verdächtig verhalten. Also, außer direkt zu Sonnenaufgang zur Hintertür rauszuschleichen ... zu versuchen.

„Zur Lhysischen Universität“, antwortete sie trotzdem ganz folgsam und wahrheitsgemäß. Keinen Streit anfangen. Nicht auffallen. Nicht die Leute mit den Stiefeln provozieren. „Eine*e Freund*in von mir erhält in Kürze siere Kugel.“

Di*er Krieger*in sah Laia mit einem schwer zu deutenden Ausdruck in die Augen, aber jedenfalls beobachtete si*er sie sehr intensiv.

„Ich lüg doch nicht mal, geh jemand anders anklaffen!“

„Bist du auch ein*e Magier*in?“

Laia lachte auf, bereute es sofort wieder und tat ihr Bestes, überhaupt nicht so auszusehen, als wolle sie sich über die falsche Vermutung und die Unwissenheit ihre*r Gesprächspartner*in lustig machen.

„Ich ...? Oh nein, Herr*in, ich bin nur eine Botin, kein Funken übernatürlicher Gaben. Und ... wo ich es gerade sage: Ich muss dann auch weiter. Habe eine Botschaft zu überbringen!“

„Was für eine Botschaft denn?“, fragte di*er Shiu'Hzim. „Ich dachte, du willst nur einen Freund besuchen?“

„Ach hab mich doch gern! Es gibt vielleicht Leute, die es sich nicht leisten können, einfach zum Spaß 150 Läufe zu reisen, und es deshalb irgendwie mit ihrem Beruf verbinden müssen?“

„Es ist beides, Herr*in“, sagte sie mit gesenktem Blick und so unterwürfig, wie sie irgendwie konnte. „Ich habe das Glück, eine Botschaft für die Universität bringen zu dürfen, während ich sie ohnehin besuchen will. Und es tut mir wirklich sehr leid, Herr*in, es ist eine wirklich eilige Botschaft, deshalb bin ich auch so früh aufgebrochen. Habt Ihr noch weitere Fragen?“

Di*er Krieger*in musterte sie abschätzend. Kurz schien si*er zu überlegen, ob si*er Laia nicht doch noch weiter auf den Zahn fühlen sollte, aber dann entspannte sich si*er Gesicht.

„Hm“, machte si*er. „Dann ... gute Reise.“ Nach einer Pause brummte si*er noch, während si*er sich abwendete: „Tut mir leid, dass ich dich aufgehalten habe.“

„Danke, Herr*in!“

Laia war lange nicht mehr so schnell gelaufen.

Wieder noch früher

„Aki wieder, hm?“

Vater schaute halb-schmunzelnd-halb-missbilligend aus seinem Rollstuhl zu ihr auf.

„Sier wird allmählich eine schlechte Gewohnheit.“

Laia ließ sich missmutig auf den Stuhl gegenüber ihrem Vater fallen und breitete die Arme aus in einer Geste der Ratlosigkeit.

„Was genau kritisierst du? Es war ein Unfall! Sowas passiert.“

„Aber vorsichtigeren Dieb*innen passieren viel weniger Unfälle. Du weißt das so gut wie ich.“

„Ich war nicht unvorsichtig!“

„Warum hast du dann die Fleischerin nicht rechtzeitig bemerkt?“

„Weil meine Augen vorne in meinem Gesicht sind statt an meinem Arsch!“

Die Augen ihres Vaters weiteten sich, und er legte den linken Zeigefinger an seine Lippen, mit einem mahnenden Blick auf die Wände um sie herum.

„Ja, schon gut“, raunte sie, „Aber ich glaube eigentlich, die Nachbar*innen wissen alle schon, dass ich keine Augen am Arsch habe.“

Er sah sie an.

„Schon gut, ich sehs ja ein. Aber es ist wirklich nicht fair. Du warst nicht dabei, aber ich schwöre dir, ich hab alles richtig gemacht. Es war perfekt. Es war wunderschön. Wenn Bitollek es gemalt hätte, würde es auf alle Zeiten eine tragende Säule unserer kulturellen Landschaft werden, und die Leute würden voller Bewunderung die Gärten von Lomani, den Turm auf Haderug, die Brücke über das Grüne Meer, die Unbesiegbare Legion und die Perfekte Diebin von Lichternach in einem Atemzug als Glanzpunkte der menschlichen Errungenschaften nennen, so war das!“

„Und doch musste die Perfekte Diebin von Lichternach zu Aki fliehen und sich hinter sierer Robe verstecken.“

„Najaaaa das ist ungerecht. Zu einer perfekten Diebin gehört die perfekte Flucht, und ... Naja, perfekt war meine Flucht vielleicht auch wieder nicht, aber ich bin entkommen, oder nicht?“

„Mh“, machte ihr Vater. „Du weißt, was ich meine.“

Sie nickte.

Er nickte.

Beide nickten.

Gutes Gespräch.

„Und wenn du dich dann selbst schon als Die Perfekte Diebin von Lichternach siehst ...“, begann er, und sie tat ihr Bestes, nicht zu sehr das Gesicht zu verziehen, „... dann wirst du mir sicher zustimmen, dass es Zeit wird, für einen ambitionierten Plan.“

Und dieses Lächeln erschien in seinem Gesicht.

Laia kannte dieses Lächeln. Es erschien immer, wenn er etwas vorhatte, wovon er wusste, dass es für sie sehr, sehr anstrengend werden würde. Das letzte Mal hatte sie es gesehen, bevor er ihr das Walkner&Lindt-Schloss hingehalten hatte.

Sie hatte die ganze Nacht an dem gött*innenverhexten Ding gesessen, aber kurz bevor die Sonne anfang, ihre latent bedrohlichen Griffel über den Horizont zu schieben, hatte sie es endlich aufbekommen.

Sie hatte lange kein Objekt mehr so gehasst, aber sie hatte auch lange keine so extreme Befriedigung mehr empfunden wie in dem Moment, als der letzte Stift endlich an seine Position glitt und sie den Riegel zurückschieben konnte.

Kurzum: Laia war sich sicher, dass ihr Vater jetzt etwas sehr, sehr Schlimmes mit ihr vorhatte. Aber sie war sich auch sicher, dass es am Ende etwas sehr, sehr Gutes werden konnte.

„Und ich nehme an, dass du da auch schon was im Kopf hast?“, fragte sie mit einem vorsichtigen Antwortlächeln.

Er nickte.

„Aki. Es wird Zeit, dass du aus der Verbindung mehr machst als nur eine teure Robe mit einem langen dunklen Schatten.“

Laia seufzte und sank in sich zusammen.

„Nein, Papa!“

„Wie, nein?“

„Aki ist ... ein langfristiger Kontakt.“

„Ja natürlich! Ich bin alt und kann nicht mehr laufen, aber mein Kopf funktioniert noch.“

„Du bist nicht so a...“

Er winkte sehr nachdrücklich ab.

„Schon gut, schon gut, es ist schon gut.“

„Aber was meinst du denn? Was glaubst du, wie viel wir aus der Freundschaft noch machen können, wenn wir sieren Stab klauen und an Habi verscherbeln?“

„Sier hat wirklich einen Stab?“

„Natürlich hat sier einen Stab, sier ist ein*e Magi!“

Er hob die Brauen und zuckte die Schultern.

„Ich war immer zu schlau, um Magi zu beklauen. Hatte nie was mit denen zu tun. Tragen die die nicht nur als Dekoration? Oder meinst du als Dekoration?“

„Naja ... Irgendwo kenn ich mich dann auch nicht mehr aus“, gab sie zu, „Aber die Dinger sind so eine Art Focus für die Magie oder so, und ich bin ziemlich sicher, dass sie auch selbst magisch sind. Also ... Kurzfristig wär das schon fette Beute, aber ich könnt's halt genau einmal machen.“

Er nickte.

„Und deshalb wäre es auch ein Fehler. Deshalb, und weil du dann ein*e ziemlich wütende*n Magi an dir dran hättest.“

Sie schüttelte verwirrt den Kopf und breitete die Hände aus.

„Und? Was meinst du dann?“

„Ich meine, dass ich zwar sehe, dass du dich hin und wieder bei ihm versteckst, aber nicht, dass du den Kontakt weiter entwickelst. Lass dir was einfallen, Laia! Du willst nicht so enden wie ich, wenn du in meinem Alter bist, ich bin mir ganz sicher.“

Er blickte vielsagend um sich.

„Ich glaube nicht, dass die Muhmen dich rausgeworfen haben, weil du deine Freunde nicht genug ausgenutzt hast.“

Es tat ihr ein bisschen leid, schon während sie es aussprach, aber wenig machte sie so sauer wie diese Besserwisserei. Ihr Vater war ein toller Einbrecher, ein sagenhafter Dieb, er war sogar ein ziemlich guter Bogenschütze, und als Vater insgesamt auch nicht schlecht, aber jedenfalls war er nicht dabei gewesen, weder heute früh, noch bei ihren Gesprächen mit Aki.

Zu seinen Gunsten konnte sie vermerken, dass er als Antwort lächelte. Ein bisschen wehmütig, aber immerhin.

„Ist was dran“, murmelte er. „Sie haben mir das ... anders erklärt. Aber ich meinte auch vor allem, dass ich nicht mal meine Miete bezahlen kann, wenn du nicht genug Beute nach Hause bringst.“

Laia nickte und seufzte. „Ich versuchs. Sier macht bald sieren Abschluss, und dann ... red ich mal mit siem. Ich hab schon einen Plan.“

Das Gesicht ihres Vaters hellte sich auf.

„Das ist meine Tochter!“, sagte er.

Er meinte es ein bisschen ironisch, aber sie knuffte ihn trotzdem gegen die Schulter, sicherheitshalber.

Heute

„Ich ...? Oh nein, Herr*in, ich bin nur eine Botin, kein Funken übernatürlicher Gaben. Und ... wo ich es gerade sage: Ich muss dann auch weiter. Habe eine Botschaft zu überbringen!“

„Was für eine Botschaft denn?“, fragte Yanis. „Ich dachte, du willst nur einen Freund besuchen?“

Hatte das jetzt zu schroff geklungen? Sie war nie gut darin gewesen, Gespräche anzufangen.

„Es ist beides, Herr*in“, sagte die Botin mit gesenktem Blick.

Yanis seufzte. Ja. War wohl zu schroff gewesen.

„Ich habe das Glück, eine Botschaft für die Universität überbringen zu dürfen, während ich sie ohnehin besuchen will. Und es tut mir wirklich sehr leid, Herr*in, es ist eine wirklich eilige Botschaft, deshalb bin ich auch so früh aufgebrochen. Habt Ihr noch weitere Fragen?“

Yanis zögerte kurz. Sie hatte doch wirklich nur plaudern wollen. Die Botin war ... Ja, irgendetwas an ihr machte sie Yanis sehr sympathisch. Und ja, es war natürlich auch, dass sie einfach eine sehr hübsche Botin war. Aber irgendwie ...

Egal. Sie hatte klar gemacht, dass sie gehen wollte, und hoffentlich wenigstens auch wirklich gehen musste.

Yanis hatte es vergeigt.

„Hm“, machte sie. „Dann ... gute Reise. Tut mir leid, dass ich dich aufgehalten habe.“

„Danke, Herr*in!“

Sie hatte lange keinen Menschen mehr so erleichtert klingen hören wie die Botin jetzt gerade. Yanis war so wütend auf sich selbst, dass sie schreien wollte. Aber sie hatte so einen Verdacht, dass das die Situation nicht wesentlich verbessern würde.

„Warte bitte!“, rief sie der Botin hinterher. „Ich ... Ich halte dich nicht lange auf, versprochen! Ich wollte nur noch eins kurz sagen: Entschuldige bitte, dass ich dich so angesprochen habe. Ich wollte nur nett sein, aber ich bin nicht gut darin. Ich hab gestern Abend die ganze Zeit immer wieder zu dir rüber gesehen und ich wollte ... Ich ... Ich kann einfach nicht ... Ich ...“

Mit wachsendem Entsetzen sah Yanis zu, wie das Gesicht der Botin vor ihren Augen zu verbrennen begann, wie sich Blasen unter der Haut bildeten, die schnell schwarz wurden, und ihr Mund ...

Mit einem Halb-Stöhnen-halb-Schrei erwachte Yanis.

Schwer atmend richtete sie sich in ihrem Bett auf, soweit sie konnte, und rümpfte die Nase. Inzwischen war es so weit, dass sogar sie selbst sich riechen konnte, trotz ... ihrer Nase.

Es war wieder dieser Traum gewesen. Den hatte sie oft gehabt, aber das war bisher das schlimmste Ende gewesen.

Gruselig.

Sie griff nach dem Lappen, der neben ihrem Bett lag, und wischte damit an dem herum, was von ihrer Nase übrig war.

Es tat weh, denn die Haut war immer noch empfindlich und wund, aber das juckig-kitzlige Gefühl ihrer permanent laufenden Nase machte sie rasend.

Sie fühlte sich danach nicht unbedingt trockener oder sauberer an, aber ...

Yanis schloss die Augen und atmete tief durch, einmal, zweimal, dreimal.

Moment. Wurden Botinnen eingesetzt, die zu Fuß so weite Strecken zurücklegten? Hatten die nicht Pferde ...?

Egal. Es war vorbei.

„Ikrezia?“, rief sie, „Bist du da?“

„Ich bin immer da, Mäuschen, ich bin immer da!“

Die alte Frau schlurfte in das Zimmer und hatte die Balsam-Pastille schon in der Hand.

„Hier“, sagte sie.

Yanis biss die Zähne zusammen – so gut sie das noch konnte – und widerstand dem Reflex, die eigene Hand danach auszustrecken.

Stattdessen schüttelte sie den Kopf.

„Nein“, sagte sie, und es widerte sie ziemlich an, wie schwer ihr das fiel, wie ihr Hals enger wurde dabei, wie sie zu schwitzen begann, während sie ... Nein. Nicht jetzt. „Zeig mir einen Spiegel. Bitte. Ich will es sehen.“

Die alte Frau kicherte.

„Die alte Ikrezia hat keinen Spiegel. Nicht mehr viel Eitelkeit übrig, hier in meiner Hütte ... Aber ich kann dir deinen Helm bringen, Mäuschen. So schön blitzblank, der wirts doch sicher auch tun.“

„Mhm. Ja.“

Yanis graute davor, sich ausgerechnet in ihrem Helm zu sehen, aber sie wollte es vor der alten Heilerin nicht zugeben.

„Ich hol ihn dir.“

Es dauerte nicht lange, bis Ikrezia wieder in das Zimmer watschelte. Der Helm wirkte grotesk riesig, wie sie ihn so in beiden Händen vor sich schleppte.

„Hier, Mäuschen. Aber erschrick dich nicht. Hast dich ein bisschen verändert, weißt du.“

Yanis atmete noch einmal tief durch, nahm Ikrezia den Helm ab, schloss noch einmal die Augen ... und schaute hinein.

Sie wusste nicht recht, was sie eigentlich fühlte.

Es war eine Art ... kaltes Entsetzen.

Der Anblick war auf der einen Seite nicht ganz so schlimm wie das unbestimmte Schreckensbild ihrer Angst. Das war die Realität ja selten.

Aber er war sehr nah dran.

Yanis sah aus wie ein Spanferkel. Ihre einst gerade, perfekt geformte, königinliche Nase war ein Krater, ihre Lippen waren ein paar rissiger, ausgefranster, eitriger Raupen, ihre Stirn und Wangen ein bunt schillerndes Netzwerk nässender Brandnarben. Von ihrer lockigen rote Löwinnenmähne war nichts mehr übrig als ein paar verkohlte Stoppeln, und ihr rechtes Ohr war nichts mehr als ein zerschlissenes hautenes Segel, das schlaff an ihrem Kopf herunterhing. Ihre Nase war nur noch ein nässender Krater, aus dem ein kleines Rinnsal rötlichen Schleims lief.

Sie wusste nicht, ob sie es mehr ihrer Geistesgegenwart oder ihrer Verzweiflung zuschreiben sollte, dass sie sich an etwas ... Vernünftiges, nicht schreckliches klammerte, während sie in dieses Elend schaute, das einmal ihr Gesicht gewesen war.

„Meine Augen“, murmelte sie. „Warum kann ich noch sehen? Warum sind meine Augen nicht wie meine Nase?“

Ja, Yanis sah nicht scharf, ihr Blick war milchig und verschwommen. Aber sie sah. Ikrezia kicherte.

„Kluges Mäuschen. Sehr kluges Mäuschen. Die alte Ikrezia ist eine groooße Heilerin, weißt du?“ Sie breitete die Arme aus und wedelte spöttisch mit ihrem zerfransten alten Umhang. „Eine mächtige Heilerin, mit altem, geheimem Wissen. Deshalb kann die alte Ikrezia vieles, was andere Heiler*innen nicht können.“

Sie machte eine Pause, zuckte bedauernd die Schultern und ließ den Umhang fallen.

„Aber nicht alles. Auch die alte Ikrezia muss sich entscheiden, was sie tut, und was sie lässt. Und wegen deines großen Schwerts hat die alte Ikrezia gedacht, dass die Augen dir wohl wichtiger sind als die Nase.“

Yanis seufzte.

„Was glaubst du, wann ich ... Nein, ich ... Nicht jetzt.“ Ikrezia hatte ihr schon wieder die Pastille hingehalten. Verdammt, es fiel ihr so schwer, sie abzulehnen, und es gefiel ihr überhaupt nicht, sie musste das in den Griff kriegen, das ging so nicht. Obwohl ... Sie war ja wirklich sehr schwer verletzt. Später. Gleich. „Was glaubst du, wann ich weiter reisen kann? Ich ... will nicht undankbar sein, aber ich will auch deine Gastfreundschaft nicht überreizen, und ich bin eigentlich auf einer Mission unterwegs.“

Ikrezia schaute mit einem vorsichtig provokanten Lächeln zu ihr auf.

„Mach dir keine Sorgen, Mäuschen“, antwortete sie, „Ikrezia freut sich über zahlende Kund*innen, und Ikrezia weiß, dass du bezahlen wirst für alles, was die alte Ikrezia für dich getan hat!“

Ach ja? Yanis' erster Reflex war Trotz, aber sie musste zugeben, dass die Heilerin ihr Leben gerettet hatte. Natürlich sollte sie dafür den gerechten Lohn erhalten. Die Legion würde sie sicher gut bezahlen.

„Aber“, fuhr die Greisin fort, „um deinetwillen solltest du bald aufbrechen. Heute noch, wenn du kannst. Tut einem Körper nicht gut, lange im Bett zu bleiben, und gerade so einem schönen, kräftigen wie deinem. Wäre schade um all die Muskeln.“

Warum hatte Yanis permanent das Gefühl, dass Ikrezia sich über sie lustig machte? Was war denn das für eine Haltung für eine Heilerin?

Aber sie wagte nicht, es anzusprechen. Die Pastille in Ikrezias Hand ... Nicht jetzt.

„Meinst du denn ... Ich kann heute schon ...?“

Sie schaute an sich herab.

Ikrezia nickte.

„Wird Zeit. Wird noch dauern, bis alles ganz heil ist, wird lange dauern.“ Behutsam strich sie über Yanis' Kopf, und es war nicht nur wegen der nassen Wunden eine der widerlichsten Liebkosungen, die Yanis je erhalten hatte. „Aber die Bewegung wird dir gut tun, und's Liegen ist auch nicht gut. Wirst schon wieder.“

„Kamete“, murmelte Yanis, als es ihr einfiel. Sie schämte sich, dass sie jetzt zum ersten Mal daran dachte. „Mein Pferd! Ist sie ...?“

Die Alte strich wieder über ihren Kopf, und Yanis erschauerte.

„Ist im Stall der Schänke, hat's warm und trocken, und wahrscheinlich besseres Essen als du!“ Ikrezia kicherte. „Wartet nur darauf, dass du wieder aufsteigst.“

„Dann ... steige ich wohl besser auf.“

Vorsichtig schob Yanis die Beine über die Bettkante und stemmte den Oberkörper hoch.

Die alte Heilerin zog einen Beutel aus einer Tasche hervor und hielt ihn ihr hin.

„Hier, Mäuschen, die nimm noch mit, geschenkt von der alten Ikrezia, weil du so tapfer warst und den kleinen Godoan retten wolltest, aber nimm sie nur, wenn's dir wirklich musst, gewöhnst dich sonst schnell dran und kommst nicht mehr los, Mäuschen, armes Mäuschen, hässlich, armes Mäuschen, steig schnell aus dem Bett und auf dein Pferd, bevor die alte Ikrezia weinen muss.“

Yanis strampelte die Decke von sich und stöhnte und fluchte zwischen zusammengebissenen Zähnen hindurch und stand auf, um wenigstens hin und her tigern zu können.

„Es tut nicht mehr weh“, sagte sie sich.

„Es tut nicht mehr weh. Es juckt nur noch ein bisschen hier, und es brennt noch ein bisschen da, aber es tut nicht mehr weh.“

Aber sie konnte trotzdem nicht schlafen.

Natürlich half es nicht, dass sie im Wald auf dem Boden lag, aber sie hatte einfach keine Lust gehabt auf die Gesichter und das Getuschel, wenn sie in ein Gasthaus eingekehrt wäre.

Zumindest was die Gesichter anging, wahrscheinlich ein Gefühl auf Gegenseitigkeit, dachte sie mit einem bitteren Auflachen.

Yanis hatte sich vorgenommen, keine von den verdammten Pastillen mehr zu nehmen.

Sie schämte sich dafür, dass sie die alte Kräuterhexe so darum angebettelt hatte. Es gefiel ihr nicht, dass sie sich den ganzen Tag darauf gefreut hatte, abends wieder eine von den kleinen violetten Pillen essen zu können und diese Wärme und Geborgenheit und... Zufriedenheit in sich aufsteigen zu fühlen.

Da hatte sie entschieden, keine zu essen.

Aber nun lief sie hier im Halbdunkel des Mondes auf und ab und konnte nicht schlafen. Seit Stunden konnte sie nicht schlafen. Weil alles juckte und brannte, und weil sie sich sorgte, weil sie wusste, dass sie viel zu spät kam mit der Botschaft und weil sie nicht wusste, ob die Schriftrolle in dem rußgeschwärzten Metallkästchen überhaupt noch lesbar war. Sie fürchtete sich vor der Missbilligung der Offizier*innen und vor der Schande, bei einer so einfachen Mission so vollkommen versagt zu haben.

Aber sie wusste, dass morgen ein weiterer harter Tag mit weiter Strecke vor ihr lag, und dass sie alle ihre Kraft brauchen würde, um trotz ihrer noch nicht ganz geheilten Wunden ihr Ziel erreichen zu können.

Kraft, die ihr fehlen würde, wenn sie nicht schlafen konnte.

Sie hatte bei ihrer kurzen Mittagsrast einen Blick in eine Pfütze geworfen, und ihr war beinahe schlecht geworden.

Das Bild in ihrem Helm im Bett in Ikrezias Hütte war hart gewesen, aber es hatte sich ... anders angefühlt. Sie hatte im Bett einer Heilerin gelegen. Sie hatte ihre Wunden begutachtet. Sie hatte zum ersten Mal ihre Verletzungen selbst gesehen.

Aber jetzt, danach unter freiem Himmel, am Rand einer Straße, kurz vor dem Essen, begann in ihre die Erkenntnis zu reifen, begann Yanis wirklich zu verstehen, dass das nicht eine Verletzung war wie ein verstauchter Knöchel oder ein Schnitt an der Schulter, die verheilen würde und die sie dann vergessen konnte, sondern dass das jetzt ihr Gesicht war.

Sie hatte sich gar nicht für eitel gehalten.

Sie hatte sich mitunter über Icara lustig gemacht, weil die so viel wert darauf legte, wie sie von anderen gesehen wurde.

Goma hatte ihnen immer gesagt, dass Narben nichts waren, wofür man sich schämen musste, sondern ein Grund für Stolz, Zeichen des Einsatzes für den Orden, und dass auch verlorene Gliedmaßen und Behinderungen zwar Einschränkungen bedeuten mochten, aber einen Menschen nicht entwerteten, und sie hatte immer genickt und das für selbstverständlich wahr gehalten, aber ...

Jetzt, wo sie sich selbst so sah, war es doch schwer, zu akzeptieren, dass jetzt sie selbst eine von diesen Leuten war, denen sie früher von außen großmütig zugestanden hatte, auch noch etwas wert zu sein, und dass sich das von innen jetzt ganz anders anfühlte.

Wie würden die anderen sie ansehen?

Was würden sie denken, sagen?

Was dachte sie denn jetzt selbst von sich, und war das richtig?

Sie war sicherlich nicht die einzige gewesen, die Gomas Worten nur zugestimmt hatte, weil sie gut klangen und weil es generell keine gute Idee war, Goma zu widersprechen.

Sie wusste nicht einmal, ob sie noch eine Shiu'Hzim sein konnte. Ihr graute vor dem Gedanken, in die Burg und unter die Augen der anderen zu treten.

Und an Icaras Reaktion mochte sie noch nicht einmal denken.

Icara ...

Mit einem fransigen feuchten Seufzen, das nicht ganz ein Schluchzen war, öffnete Yanis den Beutel mit den Balsam-Pastillen, nahm eine heraus, zögerte, nahm eine zweite und zerkaute die beiden harten kleinen Kügelchen hastig, als müsste sie es vor jemandem verstecken.

Aber Yanis war alleine.

Am nächsten Tag brachen einige ihrer Wunden auf und begannen, übelriechende Flüssigkeit zu suppen. Es schmerzte fürchterlich, und es wurde nicht besser dadurch, dass sie sich selbst unbarmherzig antrieb und keine Pause gönnte. So nahm sie auch an diesem Abend wieder eine der Pastillen - aber nur eine! -, um schlafen zu können, um sich ein wenig zu beruhigen, und um die Schmerzen erträglich zu machen. Vier weitere Tage vergingen, bis Yanis schließlich ihr Ziel erreicht hatte.

Vier weitere Tage brauchte sie für den Ritt zurück.

An jedem Abend gab es einen Grund, eine oder zwei Pastillen zu essen, und Yanis fand im Laufe der Tage auch viele Gründe, aus denen das kein Problem war.

„Ist dir klar, Yanis, wie viele Leben deine Saumseligkeit hätte kosten können, wenn diese Botschaft etwa eine Warnung vor einem Angriff gewesen wäre? Oder ein Marschbefehl der Präsident*in?“

„Ich... ja, aber...“

„Aber? Aber? Aber was?“

Die Kälte und Verachtung in der Stimme und den Augen der Kommandantin überraschte und verwirrte Yanis. Sicher, sie hatte nicht unbedingt mit einem Lob dafür gerechnet, dass sie ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt hatte bei dem Versuch, ein anderes zu retten. Das war zwar sicher im Sinne der Göttin, aber es hatte ihre Mission gefährdet, und die Mission war, worauf es ankam.

Ganz bestimmt hatte sie nicht mit Trost für ihre Verletzungen und ihr Leiden gerechnet. Sie hatte sogar durchaus Tadel erwartet dafür, dass sie die Botschaft eine Woche zu spät überbracht hatte.

Sie hatte sogar mit Konsequenzen gerechnet. Natürlich würde sie bestraft werden.

Aber der Tonfall der Kommandantin, die Mimik der Kommandantin, der Ekel in ihren Augen ließen Yanis frösteln.

Sie hatte kein Mitleid erwartet. Sie wollte kein Mitleid. Tatsächlich war Mitleid wahrscheinlich das einzige, was noch schlimmer gewesen wäre als die Abscheu.

Aber sie hatte auf ein bisschen Verständnis gehofft, das schon. Sie hatte nicht erwartet, dass die Kommandantin sie ansehen würde wie irgendein Ungeziefer, und mit ihr reden würde, als hätte sie sich aus reiner Pflichtvergessenheit und aus schierem Jux verspätet. Natürlich konnte sie ihr das nicht sagen.

„Kein Aber, Kommandantin. Ich habe versagt und erbitte eine harte Bestrafung.“

Die Kommandantin nickte.

Drei Monate nächtlicher Wachdienst. Nach der harten Maßregelung war die Strafe beinahe eine Erleichterung gewesen. Heshija hatte ihr erklärt, dass sie die erlittenen Verletzungen angerechnet hatte. Immerhin.

Yanis kaute nervös auf ihrer Unterlippe herum, während sie voller Zweifel und Sorge und - ja, auch vager Hoffnung - die Treppe hinaufstapfte.

Yanis graute sehr vor dem Ausdruck in Icaras Gesicht, wenn sie sah, was mit ihr passiert war. Icara war immer sehr bedacht gewesen auf Äußerlichkeiten, und sie würde gewiss sehr erschrecken. Sie würde ... Yanis' Atem geriet ins Stocken, nicht wegen der Stufen, als sie darüber nachdachte, dass Icara gewiss auch Ekel empfinden würde. Natürlich würde sie das. Wäre die Situation umgekehrt, würde Yanis selbst sich nicht auch zunächst ...?

Sie wusste, dass sie nicht sollte. Aber sie fürchtete, sie würde sich ekeln. Sie hatte gelernt, Schwäche zu verachten, da änderten ein paar warme Worte über ehrenwerte Narben auch nichts.

Aber ... Vielleicht wäre da ja auch ein bisschen Raum für Freude. Sicher hatte Icara sich Sorgen gemacht. Yanis war mehr als doppelt so lange fort gewesen wie geplant.

Und sicher, es war nicht die gefährlichste Reise in der Geschichte des Ordens, aber Gefahr lauerte überall.

Sicher würde Icara auch erleichtert sein, sie wiederzusehen.

Und Yanis brannte auch darauf, jemandem von ihren Erlebnissen erzählen zu können. Jemandes Meinung zu hören. Vielleicht sogar ein bisschen Zustimmung zu bekommen, weil sie ihr Bestes getan hatte. Ein bisschen Verständnis. Ein bisschen Anerkennung dafür, dass sie ihr Leben riskiert hatte, um jemandem zu helfen. Nicht dass sie es für die Anerkennung getan hatte, aber ... Es fühlte sich schon sehr schmerzhaft an, nur Tadel und Spott dafür zu ernten.

Es dauerte eine ganze Weile, bis ihr so richtig klar wurde, dass sie jetzt schon eine ganze Weile einfach vor ihrer Tür stand und mit großen Augen das Holz angaffte.

„Genug“, murmelte sie, und zwang sich, sie zu öffnen, das Beste hoffend.

Das schüchterne Lächeln in Yanis' Gesicht starb einen kurzen, aber schmerzhaften Tod, als sie Icaras Augen sich weiten sah. Für einen Moment zog sie sogar angewidert die Nase kraus und ihre Oberlippe empor.

„Was willst du, scher dich ra-“, begann Icara, und stockte.

Sie zog die Brauen zusammen.

Sie trat einen Schritt näher, und ihr Gesicht durchlief in schneller Folge Verwirrung, Zweifel, plötzliches fassungsloses Verstehen, Entsetzen, dann wieder Ekel, vielleicht einen kurzen Moment sogar so etwas wie Trauer, blieb aber schließlich bei Ekel und Verachtung hängen.

„Tombras Schwert, was ist mit dir passiert?“ zischte sie.

Yanis nahm einen tiefen Atemzug, und wollte beginnen, es zu erzählen.

„Ich habe...“

„Das ist ja grauenvoll!“, rief Icara, als hätte sie gerade einen Krug in der Küche geöffnet und vergorene Milch darin gefunden.

„Icara, ich... Ich dachte, wir könnten vielleicht...“

„Du hast da was an Oberlippe, Yanis.“

Der Tonfall. Es war der gleiche angewiderte, hasserfüllte Tonfall wie bei Heshija. So kalt. So entsetzlich kalt, dass Yanis zitterte.

Seit ihre Nase zerstört war, lief ihr permanent Rotz übers Gesicht. Sie spürte es oft nicht, weil ihr Gesicht fast nur noch aus Narben bestand, aber sie wusste es. Und oft kitzelte es ganz schrecklich. Sie wischte sich mit einem Arm über den Mund und betrachtete mit einem Schulterzucken den Schleim auf ihrer Haut.

„Uäh!“ Icara schauderte und wandte ihren Blick ab.

„Sind Narben jetzt etwas, für das wir uns schämen müssen?“, fragte Yanis, aber sie klang dabei nicht halb so stolz und trotzig, wie sie gerne gewollt hätte. Sie klang unsicher und weinerlich, als wüsste sie es wirklich nicht, als hätte sie Angst vor der Antwort.

Icara sah sie an, mit geschürzten Lippen, und wandte sich schließlich ab.

„Auf Narben aus einer Schlacht können wir stolz sein“, antwortete sie, aus dem Fenster blickend, „Aber so was... Das ist grotesk! Kannst du nicht wenigstens eine Maske aufsetzen? Du siehst aus wie“

Noch bevor ihr richtig bewusst geworden war, was sie vorhatte, hatte Yanis ihr einen wuchtigen Kinnhaken versetzt, der Icara gegen die Wand schleuderte.

Es war immerhin sehr einfach gewesen, sie zu treffen. Wer den Blick abwandte, sah den Angriff nicht kommen.

Icara schlug hart mit ihrem Kopf gegen den Granit und sah Yanis mit glasigen Augen an. Yanis setzte ihr nach, packte sie, hob sie an und schlug sie noch einmal kräftig gegen die Wand.

„Nimm deine Finger weg, du Untier“, zischte Icara und trat nach Yanis.

Sie versuchte nicht einmal, auszuweichen und spürte den Schmerz des Tritts kaum.

Icara war wie jede Shiu'Hzim eine Kriegerin, die von Kindheit an gelernt hatte zu kämpfen, und jede wache Stunde jedes Tages damit verbracht hatte, ihren Körper zu trainieren, aber vor Yanis war sie wehrlos, nur ein Spielzeug in ihren Händen.

Icara war gut. Aber das war viel zu wenig.

Sie zappelte, und stöhnte, sie trat und fluchte, aber Yanis hielt sie wie eine Erwachsene einen wütenden Säugling.

Erst als Icara sie anspuckte, warf Yanis sie schließlich zu Boden, und sie war frei. Rücklings krabbelte Icara weg von ihr, in Richtung Ausgang.

"Wenigstens kann jetzt jede*r gleich sehen, was für ein ekelhaftes Ungeheuer du bist“, stieß Icara hervor, bevor sie aufsprang und die Tür hinter sich ins Schloss warf.

Yanis stand sehr lange einfach nur da und starrte die Tür an, und fragte sich, was geschehen war. Warum ...? Wie ...?

Erst als sie bereits eine der Pastillen hervorgeholt hatte, bemerkte sie, dass ihre rechte Hand in ihre Tasche geglitten war, als hätte sie einen eigenen Willen.

Sie wollte das verdammte Ding. Sie wollte das gute Gefühl, sie wollte die Entspannung, und sie wollte nicht mehr über das nachdenken, was aus ihrem Leben geworden war.

Aber sie durfte nicht.

... und dann stand Laia wieder vor der Brücke zur Insel, auf der der Turm der Lhysischen Universität in den Himmel ragte, so unfassbar schwindelerregend weit, dass sie gar nicht wagte, bis ganz zur Spitze hochzuschauen.

Und sie fühlte sich nicht nur wegen der Blicke der Wachen, sondern auch wegen dieses grauenvoll beeindruckenden Turms sehr klein und dreckig und unwürdig.

Sie hob trotzdem den Kopf, so hoch sie konnte, streckte den Rücken gerade und sagte laut und deutlich:

„Ich bin hier, um Akkado von Orenin zu besuchen. Ich heiße Laia Keftinger.“

Die Wache musterte sie von oben bis unten.

„Schüler*in oder Meister*in?“

„Bekommt morgen die Sphäre.“

Die Augen der Wache verengten sich.

„Sphärenverleihung ist heute. Jetzt. Gerade.“

„Was??“

„Die Schüler*innen des Jahrgangs 1014 erhalten heute ihre Sphären“, sagte die Wachperson, ohne irgendeinen mimischen Hinweis darauf, dass sie eventuell Zweifel daran haben könnte, dass Laia sie inhaltlich nicht verstanden hatte.

Laia schluckte und schaute auf die Füße der Wachperson. Verdammte Stiefel. Leute mit diesen Stiefeln waren einfach immer ein Problem und brachten nie gute Nachrichten.

„Was kann ich ... Also ... Kann ich noch in den ... Saal? Ich nehme an, dass es in einem Saal ist?“

Zum ersten Mal zeigte die Wachperson eine menschliche Regung, indem sie lachte, nicht einmal unfreundlich. Mit einem beinahe schon mitfühlenden Lächeln schüttelte sie den Kopf und antwortete: „Wenn die Türen einmal zu sind, gehen sie erst wieder auf, nachdem alle ihre Sphären haben.“

„Aber ... Ich war, ich war mir so sicher, ich dachte, ...“, stammelte Laia. „Dann verpasse ich das jetzt?“

Sie schämte sich schon für die Frage, während sie noch sprach, weil die Antwort so offensichtlich war.

Die Wachperson zuckte die Schultern und nickte, immer noch mit dem selben freundlichen Lächeln, das allerdings nicht unbedingt dazu beitrug, dass Laia sich besser fühlte. Im Gegenteil: dass dieser Mensch sie offenbar nicht einmal mit Misstrauen betrachtete, sondern einfach nur mit Verständnis dafür, dass sie einfach nicht mal in der Lage war, einigermaßen pünktlich zu einem der wichtigsten Ereignisse im Leben ihres*r besten Freund*in zu erscheinen.

„Naja“, dachte sie, „Das wollen wir doch noch mal sehen!“

Großmeisterin Hringaar strich mit einer Hand durch ihren langen blonden Bart, der in prachtvollen Locken bis zu ihren Schienbeinen hinabfiel, räusperte sich und begann nach einem Blick in den Großen Saal mit ihrer Ansprache.

Die Augen der 16 übrigen Großmeister*innen, der 8 Obersten der Universitären Dienste und der 109 Schüler*innen des Jahrganges 1014 lagen auf ihr, und der Saal

war so still, dass das Rascheln ihres Gewandes zu hören war, während sie gestikulierte.

„Verehrtes Kollegium“, begann sie, „Geschätzte Oberste, liebe Schüler*innen, und ...“ Sie deutete ein kleines Lächeln an und zwinkerte ihrem Publikum zu, während sie die dramatische Pause machte, „Einzigartige Höchste Quelle der Astralen Strömungen, Kish’Kukun!“

Und plötzlich saß jemand an dem Tisch hinter Hringaar, dem einzigen Tisch im Saal, auf dem keine Speisen, keine Getränke, kein Teller und keine Becher standen, sondern nur zwei elegante Kandelaber und ein glänzendes graviertes Räuchergefäß aus bläulich glimmendem Etrurium.

Auf irritierende Art, als wäre sie schon immer da gewesen, saß an diesem Tisch nun eine Gestalt in einer dunkelblauen Kutte mit golden leuchtenden Symbolen darauf und zwei gelblich glänzenden Augen in den ansonsten undurchdringlichen Schatten unter der Kapuze, die sich in diesem Moment huldvoll in Richtung der Großmeisterin neigte.

Aus den Reihen der Schüler*innen erklangen Gemurmel, verblüfftes Keuchen und aufgeregt geraunte Fragen, die auf einen Blick der Großmeisterin schnell wieder verstummten.

Auch Aki konnte sich einen gemurmelten Fluch nicht verkneifen und starrte fassungslos die Gestalt in der Kutte an.

War das wirklich Kish’Kukun?

Sier hatte Gerüchte darüber gehört, dass die Gottheit manchmal einen Avatar zu der Sphärenverleihungszeremonie entsandte, aber sier hatte es nicht so recht geglaubt. Und Hringaar hatte es offenbar vorher gewusst. Sie sprach also wirklich und buchstäblich mit der Gottheit. Oder empfing zumindest gelegentlich Kommunikation von ihr. Aber das wiederum schien plötzlich gar nicht mehr so unvorstellbar, mit einer Verkörperung Kish’Kukuns im Saal.

Falls es nicht doch nur eine Illusion war?

Es wäre natürlich für jede*n einzelne*n der Großmeister*innen ein leichtes, ein Abbild einer geheimnisvollen Figur hinter einem Tisch entstehen zu lassen. Sogar Kosh Ro’uhl könnte es mit einem Fingerschnippen, und unmittelbar neben ihm saß Perala, die Großmeisterin der Täuschungen, die wahrscheinlich ohne große Vorbereitung in der Lage gewesen wäre, die gesamte Zeremonie ausschließlich im Kopf des Publikums stattfinden zu lassen.

Nun gut. Wahrscheinlich nicht ganz. Es waren immerhin 133 Personen. Ohne ein größeres Ritual sollte das nicht einmal eine Großmeisterin schaffen können. Aber nun, da sier angefangen hatte, darüber nachzudenken, konnte Aki nicht umhin ...

„... mit der Verleihung der diesjährigen besonderen Meriten beginnen!“

Aki zuckte zusammen und zwang siere Überlegungen zurück zu Hringaars Ansprache.

Sier war sich nicht völlig sicher, aber sier hoffte, die Sphäre von Irkahan zu gewinnen. Gewonnen zu haben. Gewinnen zu werden. Zu können.

Sier war sich nicht einmal völlig sicher, wann genau es von wem entschieden wurde. Hatte Perala das mal erklärt?

Sier hatte immer Schwierigkeiten gehabt, sich für die administrativen Einzelheiten der Ausbildung zu interessieren.

Zugegeben, manchmal hatte sier auch Schwierigkeiten gehabt, sich für alles andere zu interessieren, aber die administrativen Einzelheiten waren mit weitem Abstand der langweiligste Teil gewesen, kein Zweifel.

„Wie euch bekannt ist, vergeben wir in diesem Jahrgang Eritras Gugel, den Stab von Orolaä und die Sphäre von Irkahan. Diese Meister*innenwerke arkaner Kunst sind ...

Wieder ging gedämpftes Gemurmel durch den großen Saal, als Kish'Kukun sich erhob. Sogar Hringaar hielt an dieser Stelle kurz in ihrer Ansprache inne und wandte sich dem Avatar der Gottheit zu.

Aki beobachtete es mit zusammengezogenen Brauen und zunehmendem Unverständnis gegenüber dem Kollegium:

So viele Jahre hatten sie an der Universität studiert, und niemand hatte mit ihnen darüber gesprochen, wie sie sich bei ihrer Zeremonie gegenüber einer leibhaftig erschienenen Gottheit verhalten sollten?

Wie hatten die Großmeister*innen sich das denn vorgestellt?

Aki hoffte, aus diesem Versäumnis zumindest schließen zu können, dass Kish'Kukun nicht zu empfindlich auf Verstöße gegen die Etikette reagierte.

Die wenigen Geschichten, die sier über die Gottheit kannte, passten immerhin zu dieser Hoffnung.

„Diese Meister*innenwerke ... arkaner Kunst sind ... nicht nur Symbole unserer Wertschätzung für eure besonderen Leistungen ..., sondern auch ...“

Immer wieder pausierte die Meisterin in ihrer Rede, während sie mit erkennbarer Irritation, Unsicherheit und Verwirrung zusah, wie die Verkörperung Kish'Kukuns ihre Kapuze zurück schob und begann, durch den Saal zu schlendern.

Auch unter der Kapuze war kein Gesicht zu erkennen. Der Avatar trug eine Stoffmaske einer freundlich lächelnden Miene, die nur für die gelb glimmenden Augen Löcher vorsah und erst über der Stirn endete.

Zumindest ab dieser Stelle war dann Haut zu sehen, der Avatar war haarlos, und die Haut zumindest am Schädel so tiefschwarz, dass sie aktiv das Licht der vielen Kandelaber, Fackeln und Kronleuchter anzusaugen und seine Umgebung zu verdunkeln schien.

Bei aller Verärgerung über die unglückliche Informationspolitik des Kollegiums wollte Aki in diesem Moment nicht mit der Großmeisterin tauschen. Eine Rede unter diesen Bedingungen zu halten, stellte sier sich sehr unangenehm und peinlich vor. Sier fragte sich kurz, ob es besser wurde durch die Gewissheit, dass ohnehin niemand zuhörte, oder ob es das sogar noch schlimmer machte.

Bis auf weiteres schloss sie aus dem Umstand, dass Hringaar genau wie der Rest des Kollegiums den Avatar nicht direkt ansprach und bis auf gelegentliche Blicke ignorierte, dass dies der angemessene Umgang mit einer entlaufenen Göttin war.

Zum ersten Mal wurde sier klar, dass sie mit völliger Sicherheit alle seine Gedanken lesen konnte, auch wenn sier nicht wusste, ob sie es jetzt gerade tat. Sier nahm sich vor, mehr auf respektvolle Formulierungen in sieren Gedanken zu achten.

„Eritras Gugel wird in diesem Jahr verliehen an eine*n Schüler*in, der*die uns eine bedingungslose Widmung für die Aufgabe, das Studium und die arkanen Künste demonstriert hat, indem ...“

Die Gottheit tappte zunächst zu den Großmeister*innen an ihrem Tisch. Aki konnte es nicht genau genug sehen, aber dem Geräusch nach trug sie wie die anwesenden Magier*innen keine Schuhe.

Das bisschen Leder war natürlich eigentlich kein ernst zu nehmendes Hindernis für den Kontakt zur Erde, insbesondere, wenn die Magier*innen in vielen 100 Schritthöhe in einem Turm standen. Aber es war hilfreich gerade für Anfänger*innen, ein direktes Gefühl für den Boden zu haben, auf dem sie standen. Und wenn man sich einmal daran gewöhnt hatte, blieb es ein angenehmes Gefühl, das Vertrautheit und Sicherheit gab.

Während die Meisterin die Gugel wie erwartet an Eminilia verlieh, schlenderte die Gottheit von Großmeister*in zu Großmeister*in und betrachtete sie. Die Reaktionen waren sehr unterschiedlich. Baustro ignorierte die Nähe des Avatars vollständig.

Perala erwiderte die Betrachtung mit erkennbar großem Interesse. Kosh Ro'uhl flüsterte ihr sogar etwas zu, und Aki war sich nicht völlig sicher, hatte aber den Eindruck, dass er auch eine Antwort erhielt. Sier machte sich eine entsprechende zusätzliche Notiz auf seiner noch kurzen mentalen Liste der Regeln der Etikette gegenüber Gottheiten.

Während Hringaar den Stab von Orolaä in einer zumindest ein bisschen überraschenden Entscheidung an eine augenfällig begeisterte Werike verlieh, die allem Anschein nach noch weniger damit gerechnet hatte als alle anderen, wandte sich das Interesse Kish'Kukuns dem Publikum zu.

Aki begann darüber nachzudenken, ob sie sich wünschen sollte, dass die Gottheit auch vor ihm stehen blieb und ihm die Gelegenheit gab, sich zu entscheiden, welchem*r Großmeister*in sie nacheifern wollte. Sicher war es nicht nur ein ausgesprochen hoffnungsvolles Omen, bei der Verleihungszeremonie der Göttin der Magie persönlich aufzufallen, sondern auch eine besondere Gelegenheit, einen Fuß in die Tür ihrer Gunst zu bekommen, falls die Gunst von Gottheiten Türen hatte, die sich mit einem Fuß blockieren ließen ...

Sier schaute nach rechts zu stierem Banknachbarn Zaral, der sie einen sinnierend-fragenden Blick mit einem zustimmend-ratlosen Schulterzucken erwiderte.

„Und damit“, sagte Hringaar, „kommen wir zur Verleihung der Sphäre von Irkahan, in der Hoffnung, dass zumindest diese Preise noch ein bisschen Interesse auf mich ziehen können, das unsere unerwartete - und unerwartet umtriebige - Besucherin übrig gelassen ...“

„Wie meinst du?“, dachte Aki, „Wieso unerwartet? Du hast sie doch selbst angekündigt? Na gut, das heißt natürlich nicht, dass du es schon lange vorher wusstest. Vielleicht entscheidet die Gottheit ja einfach immer ganz spontan nach Gefühl, ob sie sich dazusetzt.“

Aber sie versuchte nun, sich von Kish'Kukun nicht mehr als unvermeidbar ablenken zu lassen, denn immerhin ging es nun um die Sphäre, auf die sie selbst sich Hoffnung machte.

Irkahan hatte diese Sphäre konstruiert und sein ganzes Leben lang verbessert und verstärkt, um das ideale Werkzeug für Illusionsmagie zu erschaffen, und nach allem, was Aki wusste, war es ihm gelungen. Dieses einzigartige Kleinod zu gewinnen, wäre ein großer Schritt nach vorn für Akis Karriere als Illusionist*in.

Der gute Vorsatz, Hringaar nun endlich wieder aufmerksam zuzuhören, wurde siem erheblich erschwert dadurch, dass Kish'Kukuns Avatar tatsächlich auf sien zusteuerte.

„Die Sphäre geht dieses Jahr an eine*n Schüler*in, die uns durch ihre besonderen ...“

Zum Glück war die Ansprache in diesem Jahr auch wirklich besonders langweilig und nichtssagend. Vielleicht hatte die Großmeisterin doch vorher gewusst, was ihr bei dieser Zeremonie bevorstand und das in ihrem Manuskript oder dessen völliger Abwesenheit schon berücksichtigt.

Kish'Kukun wandelte zwischen den Bänken hindurch, an denen die Schüler*innen saßen, und es war interessant, wenn auch ausgesprochen unangenehm, zuzusehen, wie sie alle auf irgendeine Weise versuchten ... sich zu verhalten.

Bei den Großmeister*innen war es unterschiedlich gewesen, aber sie hatten alle irgendwie auf die Gottheit reagiert, und es war in jedem Fall eine ... funktionale Reaktion gewesen.

Bei den Schüler*innen war es völlig anders. Auch sie versuchten, irgendwie auf die Gottheit zu reagieren, aber niemand von ihnen schaffte es so richtig.

Manche versuchten, sie zu ignorieren, und drehten aber erkennbar trotzdem kurz den Kopf über die Schulter, um sie zu sehen.

Andere versuchten, sie ganz offen zu beobachten, wandten aber immer sofort den Blick ab, wenn die sonderbar fröhlich lächelnde Stoffmaske sich in ihre Richtung wandte.

Eine besonders mutige Schülerin versuchte sogar, es Kosh Ro'uhl an Furchtlosigkeit gleichzutun und den Avatar anzusprechen, aber dabei kam nur ein bemüht nicht-schüchtern gehobener und vollständig ignoriertes Zeigefinger und angefangenes Flüstern, das schnell und kläglich verstummte, als es keinerlei Beachtung seitens der Gottheit und einen anderen, absolut gar nicht schüchtern warnend in ihre Flanke geschobenen Zeigefinger ihres*r Nachbar*in fand.

Das Schlimmste daran, die verschiedenen Desaster mit anzusehen, war natürlich die bohrende Frage, ob Aki selbst genau so eine lächerliche Figur abgab. Sier hatte noch nicht einmal eine Entscheidung darüber getroffen, wie sier sich zu verhalten beabsichtigt, und war unsicher, ob es das besser oder schlechter machte.

Und tatsächlich blieb die Verkörperung Kish'Kukuns schließlich vor Aki stehen, gerade als Hringaar an dem Punkt ankam, an dem sie bekannt gab, wer die Sphäre erhalten würde.

Der Avatar beugte sich vor, Aki sah genau die einzelnen Fäden, aus denen die Maske bestand, gold- und silberglänzend, rot und blau, die Form der verschmitzt lächelnden Lippen ... Und dann streckte die Gottheit eine Hand aus und legte sie ... auf Zarals Schulter?

„... geht in diesem Jahrgang an ...“

hörte Aki die Großmeisterin sagen, während Zaral neben siem ein unterdrücktes Quicken von sich gab und Kish'Kukun ihm zuflüsterte:

„Du wirst es mir nicht leicht machen ...“

„Zaral Poskin! Erhebe dich, sobald unsere Herrin es zulässt, und empfangе deine Sphäre!“

Und als die Gottheit ihre Hand zurückgezogen und ein wenig Raum freigegeben hatte, erhob sich Zaral.

Und Aki blieb sitzen.

„Was ... Was ... Ich weiß gar nicht genau, was eigentlich die Frage ist! Aber ... Bei Icara versteh ich es noch eher. Aber was schert es die Kommandantin, wie mein Gesicht aussieht? Ich bin immer noch dieselbe Shiu'Hzim! Wir feiern Kamerad*innen für ihre Narben! Wir verachten sie nicht! Was passiert hier? Warum passiert das? Ich weine nicht, mir läuft nur permanent irgendein Rotz aus allen Öffnungen in meinem Gesicht, wag es nicht, deine Hand auf meine Schulter zu legen, ich schwöre bei der Göttin, ich beiße sie dir ab!“

Goma hob die buschigen schwarzgrauen Augenbrauen, hielt in der Bewegung inne, ließ ihre Pranke von einer Hand mit gespreizten Fingern über Yanis' Schulter schweben. Mit einem gutmütigen Schmunzeln trat sie einen Schritt zurück.

„Nicht beißen“, brummte sie. „Ich brauch die noch. Und du“, fügte sie hinzu, „Brauchst nicht noch mehr Demeriten.“

Yanis lachte auf.

„Ja“, sagte sie. „Da hast du Recht.“

Goma war die Waffenmeisterin der Burg, und sie hatte Yanis immer gemocht, nicht nur, weil sie schnell lernte – leider nur, wenn es darum ging, anderen weh zu tun, aber immerhin, dafür waren sie schließlich alle hier -, sondern auch weil die beiden sich zwischenmenschlich immer gut verstanden hatten.

Trotzdem war es mehr Verzweiflung als echte Überzugung, die Yanis zu ihr getrieben hatte. Freundinnen waren sie nicht. Goma scherte sich um wenig anderes als um die Waffen, wer sie richtig in der Hand hielt, und wie sie am direktesten im feindlichen Körper positioniert werden konnten.

Zu Yanis' Erleichterung hatte Goma nur kurz das Gesicht verzogen, als sie sie gesehen hatte, und sonst nicht weiter über ihre Verletzungen geredet.

„Aber ... Verstehst du es denn?“, fragte sie noch einmal nach.

Goma zuckte die Schultern.

„Ja“, sagte sie schließlich. „Du nicht? Komm, Yanis. Du bist gar nicht so schwer von Begriff, wie du denkst.“

„Naja ... Ich bin hässlich. Ich bin ein Wrack. Ich bin eine Abscheulichkeit. Ich bin-“

„... so selbstmitleidig, dass sogar mir gleich das Abendessen wieder hochkommt?“

„Jjja, das anscheinend auch ...“

„Du erinnerst sie an Demütigungen, die uns allen drohen, und denen wir nicht ins Auge sehen wollen, und deshalb müssen sie dir die Schuld geben, um sich nicht wehrlos zu fühlen gegenüber dem Unglück, das dich getroffen hat.“

Yanis blinzelte die alte Waffenmeisterin an.

„Das ... Ja, das ...“

„Aber es gibt noch einen anderen Grund“, unterbrach Goma sie noch einmal. Einen nicht ganz so schlechten.“ Sie blinzelte nachdenklich, holte noch mal Luft und sagte: „Oder vielleicht sogar noch schlechter. Vielleicht merke ich es, wenn ich es dir erkläre.“

Yanis schluckte, und sah sie einfach nur an, weil sie nicht wusste, was sie sagen könnte.

Goma fuhr fort: „Die Shiu'Hzim sind nicht einfach nur ein Trupp Soldat*innen, die ein bisschen besser sind als andere.“

„Wir sind nicht einfach nur ein bis-“

„Bist du zu mir gekommen, um dich selbst reden zu hören, oder mich?“

„Dich, Waffenmeisterin.“

Die Antwort kam einfach heraus, ohne dass Yanis es verhindern konnte.

Goma nickte zufrieden.

„Ihr seid ein Prestigeprojekt. Donars & Henk & Wismur haben die Unbesiegbare Legion geschaffen, um zu siegen, ja. Aber sie haben euch nicht zu einer Legende gemacht, damit ihr besser kämpft als andere. Sie haben euch zu einer Legende gemacht, damit ihr nicht kämpfen müsst.“

„Du meinst ...“

„Mach doch endlich den Mund zu, Kind! Ich meine, dass der Zweck der Shiu'Hzim gefährdet ist, wenn ihr nicht ausseht wie unberührbare Heilige, sondern wie ...“

Goma hob einen Finger und tippte sich damit nachdenklich gegen den Mund.

Yanis nahm einen fast gar nicht zerrissenen Atemzug.

„Ich.“

Goma nickte mit mitfürend heruntergezogenen Mundwinkeln.

„Du findest, ich bin eine Schande für die Legion.“

Goma lachte auf.

„Mädchen, da gibt es gar nichts zu finden. Oder genauer, es geht nicht darum, was ich finde, ich finde dich ziemlich beeindruckend, das weißt du.“ Yanis wusste es, aber es tat trotzdem gerade so gut, es zu hören. Weniger gut tat das Folgende: „Aber um mich geht es nicht. Es geht um andere, die dich weniger gut kennen und die nie gelernt haben, oder vielleicht sogar gelernt, aber nie wirklich verinnerlicht, du kennst den Unterschied, es ist oft genug der zwischen dir und deiner ...“ Sie verzog das Gesicht. „Icara ... naja, die nie wirklich verinnerlicht haben, dass und warum es nicht richtig ist, andere wegen ihres Aussehens oder ihrer Verletzungen oder Behinderungen geringzuschätzen. Und davon gibt es viel zu viele, und du demoralisierst die, wenn sie auf deiner Seite kämpfen sollen, auch wenn du bestenfalls vielleicht auch ein paar von den anderen ziemlich erschrecken würdest. Aber auf keinen Fall kaufen diese Leute dir die Heilige Kriegerin ab. Und darum gehts bei den Shiu'Hzim. Wir sind wie viele?“

„Regulär 570, aber ...“, begann Yanis routiniert zu antworten und unterbrach sich beschämt, als ihr bewusst wurde, dass das jetzt gerade nicht die Situation war.

„Was glaubst du, was wir in einem echten Krieg bewirken können, außer die Moral beider Seiten zu beeinflussen?“, fragte Goma. „Was glaubst du überhaupt, wie wichtig es ist, dass Soldat*innen kämpfen können wie ihr? 20 Jahre Ausbildung für ein Stück Fleisch, das umfällt und nutzlos wird, sobald ein Bolzen es trifft? Wie stellst du dir die Rechnung vor?“

Yanis blickte zu Boden.

„Die Göttin-“

„... bezahlt nicht das Essen, das sie in der Messe servieren, bessert nicht das Dach aus, wenns durchregnet, und ich hab sie auch noch nie auf dem Pferdemarkt gesehen, wenn eine von euch mal wieder nicht aufs Gelände geachtet hat.“ Goma grunzte. „Na gut, dafür ist dann an dem Abend das Essen gesichert.“

Yanis zögerte, bevor sie noch mal einen Anlauf unternahm: „Aber in Shiferiade ...“

Goma schüttelte den Kopf.

„Noch mal, denk nach! Vergleich mal, was es gekostet hätte, zwei Magier*innen mehr einzusetzen, oder ein paar Dämonen zu beschwören, die im Gegensatz zu uns sogar unverwundbar gewesen wären. Es ist gar nicht so leicht, sich eine weniger effiziente Methode zu überlegen als den Orden, um einen Krieg zu gewinnen, bis auf den Effekt auf die Moral, den strahlende Vorbilder auf andere haben, die sie bewundern oder fürchten können – und das trauen sie dir jetzt nicht mehr zu, weil du ... hässlich bist.“

„Vielen Dank, dass du's mir so schonend erklärst“, murmelte Yanis.

„Ist wie's ist“, brummte Goma. „Ich mach die Welt nicht. Ich mach nur die Waffen.“

Es war eigentlich nicht besonders kalt, aber Yanis hatte nicht daran gedacht, ihren Fellumhang mit auf den Wachturm zu nehmen. Der Wind blies immer auf dem hohen Turm, und ihre bronzene Rüstung nahm die Kälte dankbar auf und gab sie großzügig an Yanis weiter.

Natürlich trug sie eine wattierte Unterrüstung. Natürlich machte die es ein bisschen besser. Aber die Kälte aus dem Metall ließ sich durch so ein bisschen Watte nicht aufhalten.

Yanis hasste den Wind. Sie hielt sich selbst nicht für empfindlich, aber die beinahe gehässige Art, wie der kalte Luftstrom Öffnungen in der Kleidung und freie Hautstellen suchte, war ihr zuwider. Auch so eine Sache, die mit dem „Prestigeprojekt“ zu tun hatte, von dem Goma sprach. Die Rüstungen waren weniger funktional, als dass sie ein bestimmtes Bild vermitteln. Sie sahen aus wie die Rüstungen der Heiligen in Gemälden. Und die Heiligen in den Gemälden hatten sicherlich nie ihre Finger aneinander gerieben und in die zu einer Schale geformten Handflächen geblasen.

Sie hasste es, permanent von diesem Frostgefühl abgelenkt zu werden, das gerade ärgerlich genug war, um nach und nach alle Gedanken an etwas Anderes aufzufressen.

Und ihre neu gewonnenen Narben und Wunden nahmen die Kälte dankbar auf und wandelten sie um in intensiven Schmerz und massives Unwohlsein.

Natürlich war ihre Laune auch ohnehin schon nicht die beste. Was sie mit Icara gemacht hatte, war nicht richtig gewesen. Sie hatte es verdient gehabt, ja, aber es war nichts Ehrenhaftes daran, eine wehrlose Gegnerin zu verprügeln, so sehr sie es auch verdient haben mochte.

Außerdem hatte sie damit die letzte Brücke zu ihrer einzigen Freundschaft verbrannt. Icara war eine überhebliche selbstgerechte eitle Egoistin, aber sie hatten sich geliebt, und Yanis musste sich eingestehen, dass es in dieser Zeit sehr gut getan hätte, jemanden zu haben, die sie in den Arm nahm und ihr etwas Freundliches sagte. Dann fiel ihr Icaras Blick ein, als sie sie zum ersten Mal wiedergesehen hatte, und sie war sich nicht mehr sicher, dass jemals etwas anderes als gegenseitiges Verlangen zwischen ihnen gestanden hatte. Liebe war sicher nicht das richtige Wort, oder?

Yanis war so sehr in ihren Gedanken versunken, dass sie die Schritte auf den Stufen unter sich erst hörte, als sie schon beinahe den Zugang zur Wachplattform erreicht hatten.

„Wer ist da?“ rief sie in die Dunkelheit.

„Ich bin's“, hörte sie Icaras Stimme.

„Was willst du?“

Icara trat aus dem Schatten des Portals. Sie sah Yanis nicht direkt an, sondern blickte zu Boden.

„Ich hätte dich anders empfangen müssen“, sagte sie leise, „Ich wollte... dich um Entschuldigung bitten.“

Sie hielt zwei Becher mit Wein in den Händen. Als sie näher kam, hob sie ihren Blick und schaute unsicher in Yanis' Gesicht, während sie ihr einen der Becher entgegenhielt.

Yanis musterte sie nachdenklich und suchte in Icaras Augen nach Zeichen der Abscheu, die sie heute Nachmittag darin gesehen hatte. Sie war sich nicht sicher, ob sie sie nur deshalb nicht sah, weil sie es sich so verzweifelt wünschte. Sie nahm den Becher.

„Ich hätte dich nicht... Ich hätte nicht... Was ich getan habe, war auch falsch“, stammelte sie.

„Heißt das, du vergibst mir?“

Ein schüchternes Lächeln erschien in Icaras Zügen, und Yanis konnte nicht anders, als es zu erwidern, und sich dafür zu schämen, wie sehr sie sich über Icaras Lächeln freute. Wie sehr sie es brauchte.

„Wenn du mir vergibst?“

Icara nickte und hob ihren Becher. Yanis berührte ihn mit dem ihren und nahm einen tiefen Schluck. Es war ein kräftiger Rotwein, nicht das Wassergemisch, das normalerweise zu den Mahlzeiten serviert wurde.

Er half sogar ein bisschen gegen die Kälte.

„Der ist gut, wo hast du den denn her?“

Icara lächelte.

„Ich habe meine Quellen.“

Sie nahm noch einen Schluck, und Yanis tat es ihr gleich.

„Danke“, sagte Yanis. „Wirklich. Ich weiß, dass du dich nicht gerne entschuldigst.“

Icara nickte mit einem schwermütigen Lächeln.

„Überhaupt nicht gerne. Ich denke, dir ist folglich klar, dass ich mir große Resultate erwarte.“

Yanis lachte.

„Kannst du haben.“

Sie tranken noch einen Schluck Wein.

„Ich hoffe, du weißt, wo deine Mutter ist“, sagte Yanis. „Wenn sie uns jetzt erwischt, dann wirft sie mich direkt vom Turm, und nicht durch die Tür.“

„Keine Sorge“, antwortete Icara. „Ich weiß genau, wo meine Mutter ist.“

Yanis nickte lächeln.

„Das ist auch ... Das ... Äh, ich meine ... Entschuldigung ...“

Sie blinzelte. Sie schwankte. Sie streckte einen Arm aus, um sich festzuhalten.

Etwas veränderte sich in Icaras Lächeln, als sie einen Schritt zurücktrat.

„Wie ist das mit deinem Gesicht passiert?“, fragte sie, aber ihre Stimme klang plötzlich nicht mehr aufrichtig und freundlich, sondern gelangweilt.

Yanis betrachtete Icara mit gerunzelter Stirn und fragte sich, was geschehen war. Sie fühlte sich merkwürdig. So... leicht und unsicher auf den Füßen, während gleichzeitig

ihre Augenlider schwer wurden. Hätte sie statt der drei Schluck ein paar Flaschen getrunken, hätte es der Wein sein können.

Sie schüttelte ihren Kopf.

„Was... Irgendwas stimmt... Icara?“

Icaras Lächeln war einer Maske des Hasses und der Schadenfreude gewichen.

„Du bist vielleicht stärker, Yanis, und manchmal bist du auch schneller, weil du brutaler bist. Aber das ändert nichts daran, dass ich immer klüger sein werde als du!“

Yanis schüttelte noch einmal ihren Kopf, aber es nützte nicht viel. Sie fühlte sich, als würde sie einfach umfallen, wenn sie versuchen würde, einen Schritt zu tun. Ihre Gedanken fühlten sich zäh an wie alter Sirup, und ihr Mund war merkwürdig taub.

„Was... Ich... Uhh...“

Sie hörte ein leises, entferntes Scheppern und fragte sich, woher das Geräusch kam. Ihr fiel ein, dass es der Becher gewesen sein musste, der ihren Fingern entglitten und zu Boden gefallen war.

Sie versuchte, noch einmal ihren Kopf zu schütteln, um ihn von den Spinnweben zu befreien, aber sie konnte es nicht mehr.

Nein, dachte sie, und sie war sich nicht sicher, ob es an dem Gift im Wein lag, oder an wachsender Resignation, dass sie dieses letzte Glied in der anscheinend endlosen Kette ihres Versagens beinahe mit so etwas wie Galgenhumor betrachtete. Bitte nicht, dachte sie. Warum immer ich?

Als Yanis erwachte, war ihr richtig kalt. Die Art Kälte, die ganz tief in den Knochen sitzt, die sich anfühlt, als würde man sie nie wieder los. Ihre Zähne klapperten buchstäblich ein bisschen.

„... zu sich!“, hörte sie eine bekannte Stimme sagen.

Yanis' Gedanken waren langsam und zäh. Auch eingefroren.

Sie hoffte, dass sie keinen ernsthaften Frostschaaden davongetragen hatten. Noch ein paar Finger und Zehen zu verlieren war das Letzte, was sie jetzt brauchte. Zum Glück war es dafür doch noch nicht kalt genug, hoffte sie.

„Was glaubst du, was du hier machst, hm?“

Eine andere Stimme, die Yanis kannte. Eine Stimme, die sie hochschnellen ließ, trotz allem.

„Kommanannin!“

Yanis schaffte es, sich mit beiden Armen irgendwie in eine halb sitzende Position zu hieven, aber ihre Gliedmaßen waren von der Kälte so träge – oder war es noch das Gift? Oder beides –, dass sie nur hilflos mit den Beinen herumruderte und nicht recht hochkam.

„Erbärmlich!“

Das war wieder die erste Stimme. Icaras Stimme.

„Schau sie dir an! Im Wachdienst eingeschlafen, und jetzt immer noch so besoffen, dass sie nicht mal mehr aufrecht sitzen kann!“

„Chbinnich ... Ich bin doch ganich ...“

Yanis versuchte, besonders deutlich zu artikulieren und merkte schnell, dass sie dadurch noch mehr so klang, als würde Icara die Wahrheit sagen.

„Vegiftet! Sie hat mich vergiftet!“

Icara stieß ein prustendes Lachen aus.

„Aber nicht schlecht, dass ihr das so schnell eingefallen ist, oder? Wahrscheinlich hat sie sich die Entschuldigung schon im Vorhinein zurechtgelegt, als sie die Flasche auf den Turm geschmuggelt hat.“

„Weche Flasche? Hier ist doch keine Flasche, ich hab keine ...“

„Doch nicht so gut vorher überlegt“, sagte Icara, hob die Flasche auf und hielt sie ins Licht der Laterne.

„Das ... Das ist alles überhaupt nicht wahr!“, rief Yanis. Es wäre alles viel einfacher, wenn sie nicht zu allem anderen hinzu noch durch den Nebel der Betäubung hindurch kämpfen müsste, dachte sie. Allerdings glaubte andererseits nicht einmal sie selbst, dass sie es unter günstigeren Bedingungen viel besser hinbekommen hätte. Es war wiederum andererseits auch eine Situation ohne guten Ausweg.

„Das ist ... Sie hat das alles so gemacht, damit es so aussieht! Sie hat mir die Flasche gebracht, und sie hat sie verg-“

„Ruhe jetzt!“, herrschte die Kommandantin sie an. „Ich glaube, ich habe in meiner ganzen Zeit hier noch nie so einen erbärmlichen Verlust jeglicher Disziplin und aller Ehre erlebt. Ich bin angewidert. Du wirst auf der Stelle aufhören, mich anzulügen, Shiu'Hzim! Steh wenigstens zu deinem Versagen!“

„Ich ... Ich hab doch gar nicht ...“

„Sogar wenn irgendjemand anderes dir die Flasche gebracht hätte, was ich dir keine Sekunde glaube, wirst du doch schon selbst getrunken haben, oder wirst du mir gleich als nächstes erzählen, sie hätte sie dir hinterrücks über den Schädel gezogen? Würde allerdings deine Position auch nicht verbessern, weil du hier warst um WACHE ZU HALTEN!“

Icara stand hinter ihrer Mutter und konnte es sich deshalb erlauben, Yanis ein breites, sehr zufriedenes Grinsen zuzuwerfen, mit dem sie aussah wie die Katze, die es geschafft hat, in der Vorratskammer mit der Sahne eingeschlossen zu werden.

„Vielleicht ist bei dem Sturz ja doch nicht nur das Äußere ihres Kopfes zerstört worden, hm ...?“ murmelte Icara, und die Kommandantin erlaubte sich ein schnaubendes Lachen.

Yanis nahm einen tiefen Atemzug.

„Ich meine“, fuhr Icara in ihrem besten spöttischen Tonfall fort, „Schau dir diese Ruine von einem Gesicht doch einmal an! Natürlich ist da wa-“

Für einen Moment war Yanis sehr zufrieden. Sie hatte sich an der Kommandantin vorbeigeschoben – Ja, eine Offizierin zur Seite zu schubsen, war sicher nicht die beste Entscheidung, aber sie war jetzt schon so sehr in Schwierigkeiten, dass es darauf auch nicht mehr ankam – und Icara den Faustschlag versetzt, den sie sich verdient hatte, und der gerade noch so blasierte Ausdruck in ihrem Gesicht war vielleicht das Beste, was Yanis in den letzten Tagen erlebt hatte.

Es war ein guter halber Herzschlag. Nebel hin oder her, schnell genug, um Icara zu überraschen, war sie immer noch.

„Hzim, das ist inakzeptabel! Du wirst sofo-“

Die Kommandantin packte Yanis am Oberarm, Yanis wirbelte zu ihr herum, riss sich los und stieß sie zurück – und sah zu spät, wie nah Heshija an der Kante vor der Leiter stand.

Yanis streckte sogar noch eine Hand nach ihr aus, aber zu spät, sie bekam sogar noch irgendein kleines Stück Stoff zwischen die Finger, aber nicht mehr genug, um ihre Kameradin zu halten.

Schnell hin oder her, benebelt genug, um ihre Kommandantin in die Tiefe stürzen zu lassen, war sie immer noch.

Sie drehte sich zu der hinter ihr am Boden liegenden Icara um und überlegte für einen kurzen Moment, ob es vielleicht ihre Situation sogar ein bisschen verbessern würde, wenn sie sie gleich hinterherwarf.

In das richtige Stockwerk des Turms zu gelangen, war so einfach gewesen, wie Laia gehofft hatte.

Na gut, „einfach“ vielleicht nicht im herkömmlichen Sinne. Es war ausgesprochen spannend und aufregend und verwirrend gewesen. Und teilweise auch anstrengend. Laia hatte eine ganze Weile die Treppen gesucht und benutzt, und es war nur ein kleiner Teil der Strecke gewesen, aber trotzdem viele, viele, viele, viele, viele Stufen. Laia hielt sich für gut in Form, aber sie war trotzdem ... Es waren viele Stufen gewesen.

Dann hatte ihr ein*e freundliche*r Magier*in die Levitationsschächte erklärt. Zumindest nahm Laia an, dass es ein*e Magier*in gewesen war, denn die Person hatte ähnlichen Roben getragen wie Aki oft, und einen Stab, und eine Kristallkugel, letztere ulkigerweise am Gürtel hängend. Hatte aus Laias Perspektive sehr gefährlich ausgesehen für die Kugel, aber sicherlich war es eine magische Kugel, und vielleicht gingen die nicht so leicht kaputt.

Jedenfalls hatte die Person ihr gezeigt, wie die Plattformen funktionierten, von denen aus Besucher*innen der Universität zu beliebigen Stockwerken levitieren konnten, indem sie einfach die Nummer aussprachen, und das war wahrscheinlich gleichzeitig das wunderbarste, das aufregendste, und das gruseligste gewesen, was Laia je gefühlt hatte.

Ebenfalls wunderbar, aufregend und gruselig fand Laia, wie frei sie sich hier bewegen konnte, und wie niemand sich daran zu stören schien, dass sie ganz offensichtlich nicht hierher gehört.

Vielleicht lag es nur daran, dass heute der Tag der Zeremonie war, zu der sicher immer sehr viele Besucher*innen in der Universität herumliefen, die offensichtlich nicht hierher gehörten. Aber sogar dann war es noch bemerkenswert. Niemand fragte sie, was sie her wollte, niemand durchsuchte sie, um zu prüfen, was sie gestohlen hatte – sie hatte tatsächlich noch gar nichts gestohlen, weil sie befürchtete, dass die Sorglosigkeit der Organisation ein Zeichen war:

Die Magie war das Sicherheitssystem. Die paar Wachleute, die sie gesehen hatte, standen auch schon so gelangweilt herum, dass auf den ersten Blick offensichtlich war, dass sie sich nur als bewaffnete Empfangsmitarbeiter*innen empfanden.

Die einzige plausible Erklärung dafür, dass der Nabel der magischen Welt, voller unfassbar mächtiger Kleinode und voller Menschen, die mit einem Winken Erdbeben auslösen und mit einem Niesen Orkane verursachen konnten, nicht besser geschützt war, konnte nur sein, dass er keinen Schutz brauchte, weil er sich selbst schützte.

Daraus folgte aber immerhin auch, dass sie sich keine Sorgen um die Wachleute machen musste.

Das Problem an dieser Überlegung war offensichtlich: Wenn sie falsch war, standen Laia unerfreuliche und potentiell auch sehr gefährliche Überraschungen bevor. Und wenn sie richtig war, auch.

Aber sie war bereit, das Risiko in Kauf zu nehmen. Die Verleihungszeremonie und der anschließende Empfang würden ja sicherlich nicht in einem Teil des Turms stattfinden, in dem überall tödliche Fallen lauerten, deshalb hoffte sie, dass sie schlimmstenfalls doch irgendeiner Wache oder Magier*in in die Hände fallen würde und dann erklären

müsste, dass sie zu Aki gehörte, und das wäre dann ein bisschen peinlich, aber kein Beinbruch.

... und so stand sie nun auf einem riesigen Balkon des riesigen Turms und war sich gar nicht sicher, ob sie nicht einfach ihr Vorhaben aufgeben sollte, Akis Zeremonie doch noch mitzuerleben, und stattdessen einfach nur weiter dieses unfassbare Wunderding von einem Gebäude zu erkunden.

Oder einfach hier stehen zu bleiben, sich an die Brüstung zu lehnen und nach unten zu schauen.

Was es tatsächlich auch noch mal mehr wie eine gute Idee erscheinen ließ, ihr Vorhaben aufzugeben, denn Heilige Handerra, war das Ding hoch. Es war ganz buchstäblich, wenn auch zum Glück nur für ein paar Herzschläge, atemberaubend, hinabzublicken, und zu sehen, wie winzig alles erschien, was sie dort unten erkennen konnte, und auch der Blick in die Weite war für sich genommen schon ein Erlebnis, für das sich die Reise gelohnt hatte.

Zum Glück war Laia schwindelfrei. Und wusste, dass es ziemlich egal war, ob sie zehn Schritte fiel, oder hundert, oder tausend, oder wieviel auch immer das nach da unten war. Die liebevolle, wenn auch etwas unterkühlte Umarmung Kararos' war ihr in jedem Fall sicher.

Aber a propos Schwindel: Warum hatte Aki ihr eigentlich nie erzählt, in was für einem nicht beschreibbaren Mirakel von Mirakeln er lebte und lernte? Vielleicht gerade weil es nicht beschreibbar war. Und ganz vielleicht erinnerte sie sich auch vage, dass sie am Anfang ein paar Mal von ein paar Details erzählt hatte, und dass sie betont gelangweilt gegähnt hatte, teils weil sie dachte, sie würde übertreiben, teils weil sie nicht wie das unerfahrene Mädchen dastehen wollte, dem die große weise Magier*in von der weiten Welt erzählte.

Trotzdem nahm sie es Aki ein bisschen übel. Sie hätte sich nicht so leicht einschüchtern lassen dürfen. Ließ sie sich doch sonst auch nicht.

Die Wand bestand aus beeindruckend riesigen Blöcken aus einem rötlichen Stein, der aussah, als wäre er recht brüchig, aber nicht einmal mit ihrem Messer hatte sie etwas davon abkratzen können. Das war auch besser so, denn sie hatte nicht gehofft, sich hindurchgraben zu können. Sie ging vielmehr davon aus, dass sie würde klettern müssen, und sie wusste gerne möglichst genau, wie die Konsistenz des Materials war, das ihr Halt geben sollte.

Ob diese unfassbar beeindruckende Aussichtsplattform immer so verlassen war, weil einfach alle sich daran gewöhnt hatten, oder ob wegen der Zeremonie gerade besondere Umstände galten, wusste Laia nicht, aber sie war jedenfalls froh, ungestört zu sein, und sich in Ruhe vorbereiten zu können.

Sie hatte sogar ein paar Dehn- und Aufwärmübungen gemacht, obwohl sie dafür normalerweise zu ungeduldig war und sich zu albern dabei vorkam.

Nachdenklich betastete sie noch einmal die Wand, während sie tief durchatmete und abwechselnd ihr Bestes tat, nicht nach unten zu gucken, und nach unten guckte.

Die Konsistenz der Steine war in diesem Fall zwar überraschend, aber eigentlich gut brauchbar. Durch die leicht poröse Oberfläche waren die Kanten der Blöcke griffig, und teilweise boten sogar kleine Unebenheiten auf den Frontflächen noch ein bisschen

Unterstützung. Und dass nichts abbröckelte, wenn sie sich daran festhielt, war natürlich auch erfreulich.

Sie schaute sich noch einmal um und entschied, dass es dunkel genug war, um es zu versuchen. Sie zog die Schuhe aus, band sie an ihren Rucksack und kletterte auf die Brüstung des Balkons.

Die Wachperson hatte ihr im Verlauf einiger Minuten Geplauder verraten, in welchem Stockwerk sich der Große Saal befand – ein weiteres Indiz dafür, dass die Universität keine hohe Priorität auf grundlegende Sicherheitsvorkehrungen zu legen schien –, aber es war ihr nicht gelungen, auf unverdächtige Weise Details über die Lage der Fenster und sonstigen Zugänge zu erfragen, deshalb musste sie hoffen, dass er sich nicht gerade direkt auf der gegenüberliegenden Seite befand, denn sie war sich nicht ganz sicher, wie groß der Umfang des Turms wirklich war, und wie weit sie es seitlich schaffen würde, bevor sie ihre Kräfte verließen.

Ja. Schon richtig. Sie war sich auch nicht sicher, ob das hier eine besonders gute Idee war. Aber die Herausforderung war unwiderstehlich, und sie würde für den Rest ihres Lebens damit prahlen können, auf die Universität geklettert zu sein. In der Hoffnung, dass das ein wesentlich längerer Zeitraum als die kommenden paar Minuten werden würde.

Dass sie schon ganz oben angefangen hatte zu klettern, musste sie beim Erzählen der Geschichte ja nicht zu deutlich herausstellen.

Laia nahm einen tiefen Atemzug, rieb sich ein wenig Puder in die Hände, streckte und dehnte sich, und griff in die erste Fuge.

Die Felsblöcke waren wirklich riesig, aber eine Fuge verlief knapp über ihrem Kopf, an der konnte sie sich gut festhalten. Zwar waren sie auch ein bisschen zueinander versetzt, aber dafür auch in sich uneben genug, dass sie sich mit den Füßen noch ein wenig zusätzlichen Halt verschaffen konnte. So traute sie sich zu, ohne große Probleme bis zu einem Fenster klettern zu können, oder zu einem anderen Balkon oder einer der Statuen, die in zu ihrer Überraschung unregelmäßigen Abständen den Turm verzierten. Auf diese Weise war sichergestellt, dass sie sich ausruhen konnte und nicht einfach aus Erschöpfung in die Tiefe stürzte.

Laia schloss kurz die Augen und schüttelte den Kopf – vorsichtig, um nicht den Halt zu verlieren. Sie dachte zu viel darüber nach, in die Tiefe zu stürzen. Das war immer der beste Weg, es tatsächlich zu tun. Weniger an die Tiefe denken, mehr an Greifen, Halten, Bewegen, Konzentrieren.

Es lief zu Beginn so gut wie erwartet, und sie erreichte das erste Fenster, zufrieden mit ihrem Fortschritt, und damit, dass noch kein verzauberter Adlerdämon sie geschnappt und zum Adeptus Hartus Bestrafikus geschleppt hatte, oder so.

Laia war durchaus bewusst, dass sie keinen so richtig klaren Plan dafür hatte, was passieren würde, wenn sie den Saal tatsächlich erreichen sollte. Sie empfand das nicht als Problem. Laia hatte die Erfahrung gemacht, dass Pläne sie nur einschränkten und dass kein Einbruch jemals so lief, wie sie sich vorstellte. Wenn sie dann einen Plan im Kopf hatte, verschwendete sie Zeit damit, ihm nachzutruern und drüber nachzudenken, wie sie ihn noch retten konnte.

Darin war sie nicht gut.

Ohne Plan suchte sie einfach Lösungen, und darin war sie ziemlich gut, fand sie zumindest selbst, auch wenn ihr Vater immer meinte, sie wäre einfach nur faul. Da hatte er natürlich Recht, aber es hatte trotzdem nichts mit ihrer Überzeugung zu tun, dass Pläne ein Hindernis waren.

Jemand tippte von drinnen gegen das Fenster, auf dessen äußerer Bank sie kurz stehen geblieben war, um ihre Finger zu entspannen und durchzuatmen.

Für einen Moment durchzuckte sie die Furcht, sowohl vor dem Gedanken, sie hätte vor Schreck das Gleichgewicht verlieren können, als auch vor dem, die Person drinnen könnte auf die Idee kommen, das Fenster zu öffnen; beides zum Glück unrealistisch, denn sie war nicht schreckhaft, und das Fenster ließ sich gar nicht öffnen.

Sie tippte von draußen zurück, machte eine beschwichtigende Geste und vertraute darauf, dass die Person drinnen annehmen würde, es wäre schon alles in Ordnung. Das funktionierte erstaunlich oft und erstaunlich gut, wenn man es nur schaffte, glaubwürdig freundlich entspannt zu reagieren.

Es war schon einigermaßen nicht mehr richtig hell hier draußen, deswegen konnte Laia durch das Fenster ganz gut hineinschauen und war sich deshalb sicher, dass dieses Fenster zumindest nicht ganz das richtige war. Das da drinnen war ganz sicher kein großer Saal, mehr eine kleine Bibliothek, oder ... ein Labor?

Besser, nicht zu lange zu verweilen und zu spähen. Das würde nur Verdacht erregen.

Sie griff wieder in die nächste Fuge, unzufrieden damit, wie sehr ihre Finger schon gegen die erneute Kraftprobe protestierten, und wie wenig sie mit den Füßen nachhelfen konnte, aber sie schob und zog sich tapfer wieder, nicht nach unten schauend, nicht drüber nachdenkend, was unter ihr wartete, und bemüht, sich von den gelegentlichen, teilweise unerwartet heftigen Windstößen nicht verunsichern zu lassen.

So erreichte sie gerade noch die nächste Statue, als ihre Finger schon fast nicht nur zu müde waren, um sie noch zuverlässig zu halten, sondern auch zu feucht. Sie hatte begonnen zu schwitzen, und zu allem Übel fror sie auch noch, wegen des Windes.

Immerhin hatte sie jetzt einen Punkt gefunden, an dem sie sich fast beliebig ausruhen konnte. Niemand würde sie hier stören, während sie auf diesem merkwürdigen Echsenadler hing, oder was das sein sollte, und atmete, und fror, und ihre schmerzenden Finger und Zehen öffnete und schloss, öffnete und schloss.

Vielleicht war das hier doch wirklich eine genau so unvernünftige Idee gewesen, wie der Teil ihres Verstandes ihr zu sagen versucht hatte, den sie für einen Avatar ihres Vaters hielt.

Verdammt.

Aber gerade weil sie ihn für einen Avatar ihres Vaters hielt, war sie überhaupt nicht bereit, sich mit seiner freundlichen und oh so vernünftigen Bemerkung auseinanderzusetzen, dass es keineswegs zu spät war, zu dem Balkon zurückzukehren, oder sogar zu dem Fenster, und von dort aus um Hilfe zu bitten.

Sicher, es wäre peinlich, es würde vielleicht sogar in irgendeinen Kerker führen, aber alles war besser als die grauenvolle, endlose Tiefe unter ihr.

Fand die verdächtig alte, besserwisserische, männliche Stimme in ihrem Kopf.

„Geh nach Yorange“, zischte sie der Stimme zu. „Ich kann das. Ich schaff das.“

Sie rieb sich eine neue Portion Puder in die Hände, atmete tief durch – und ließ das Beutelchen mit dem Puder fallen

(nicht nachsehen nicht nachsehen nicht nachsehen nicht nachsehen nicht nachsehen)

als der Schlangennadler den Kopf zu ihr umdrehte und sie mit halt geöffnetem Schnabel anschaute. Der rechte Flügel, auf dem eine von Laias Händen lag, sank ein Stück hinab, und der ganz Körper schien auch ein wenig nachzugeben, vielleicht weil der Adler in die Knie ging. Falls Adler Knie hatten. Echnadler. Keine Ahnung.

„Was ...? Aber reden kannst du nicht, oder? Weil ich sonst gleich einfach springe und den Flug genieße, bis ich aufwache.“

Der Adler streckte seinen Kopf nach vorne, streckte eigentlich den ganzen Körper, und schüttelte die Flügel aus. Laia griff um und hielt sich fest, so gut sie konnte. Noch war sie leider nicht sicher genug, zu träumen.

„Schon gut“, murmelte sie, „Ich lass dich in Ruhe.“

Sie kam nicht einmal dazu, Angst zu empfinden, weder vor der lebendigen Statue, noch vor dem Abrutschen in den Abgrund, so surreal fühlte sich das alles an. Der Adler schüttelte sich noch einmal, wurde sie aber nicht los, weil sie ihre Arme fest um seinen Hals und die Beine fest um seinen Torso darunter geschlungen hatte, aber als drei kleine Trippelschritte auf seinem kleinen Vorsprung nach vorne tat und die Flügel weiter ausbreitete, ahnte sie, noch immer mit dieser sonderbaren Überlagerung von Klarheit und traumhafter Absurdität, was die Stunde geschlagen hatte, und ließ sich langsam von dem Steinungetüm auf den Vorsprung dahinter gleiten.

Zum Glück bestand der Adler aus einem glatteren Gestein als der restliche Turm, sonst hätte sie sich beim Gleiten sicher ein paar Schürfwunden und Löcher in ihrem Wams zugezogen.

Und dann saß sie auf dem leeren Vorsprung und sah mit offenem Mund und fast genau so weit offenen Augen zu, wie der Steinadler davon flog und in einer eleganten Kurve um den Turm der Universität zu kreisen begann.

„... Magier*innen ...“, murmelte sie.

Ein paar Minuten später hatte sie sich körperlich wie geistig genug erholt, oder hoffte das zumindest, und hängt sich wieder in eine der Fugen. Wie ihre Finger jetzt sofort schon wieder schrien und jammerten, sowohl ob der Belastung ihrer Muskeln und Sehnen, als auch des Schmerzes von dem scheuernden porösen Stein, war kein gutes Zeichen. Aber sie wollte auch nicht warten, bis das Adlermonster zurückkehrte und vielleicht doch noch entschied, dass sie ein gutes Abendessen abgab.

Zu schade, dass auch ihr Kletterpuder nicht mehr da war. Aber erst einmal waren ihre Finger auch so noch trocken genug.

Mussten sie ja sein.

Laia biss die Zähne zusammen, versuchte, an etwas Schönes zu denken, verlagerte Gewicht auf die rechte Hand und, so gut es ging, den rechten Fuß, dessen nackte Zehen sich verzweifelt nah an einem Krampf in eine Wölbung des vermaledeiten Felsens krallten, um den Händen ein bisschen Last abnehmen zu können.

Und dann konnte sie mit etwas Schwung die linke Hand ein kleines Stück weiter schieben.

Laia stöhne.

„Und jetzt das Gleiche abwechselnd nur noch rund 287mal, dann hast du's geschafft.“

Vielleicht war sie einfach die unvernünftigste Einbrecherin der Welt, vielleicht musste sie sich den Tatsachen stellen. Aber es nützte nichts. Erst stöhnend, dann schnaufend, dann schluchzend und zwischendrin schreiend schob sie sich weiter die Wand entlang, und als sie den nächsten Balkon sah, war das das Schönste, was sie je gesehen hatte, und die Erleichterung, die sie durchflutete, vielleicht die größte, die sie je empfunden hatte.

Nur noch ein paar Meter. Nur noch ein paar Meter.

Ihre Finger waren jetzt nass. Sie fühlte den Schweiß ihre Ärmel und überhaupt überall hinablaufen. Sogar ihre Haare waren nass.

Aber sie schaffte es. Gerade so. Mit letzter Kraft schleppte sie sich über die Brüstung des neuen, riesigen, wunderschönen, dankenswerterweise auch völlig menschenleeren Balkons, ließ sich von dort auf den Boden fallen und lag dort erst einmal nur atmend, in den Sternenhimmel über sich sehend, und streckte ihr schmerzenden, kreischenden Hände und Füße, und lachte und war stolz auf sich.

Sie wusste nicht genau, wie lange es gedauert hatte, bis sie die Gestalt wahrnahm, die über ihr stand, und die durch die offene Tür auf den Balkon herausgetreten sein musste. Sie stand über Laia und schaute auf sie hinab.

Es war zu dunkel, um Einzelheiten zu erkennen, aber sie trug eine Robe mit glühenden magischen Symbolen drauf – natürlich – und im Gesicht anscheinend eine Art Maske, die es so aussehen ließ, als würden ihre Augen gelblich leuchte.

„Magier*innen ...“

„Hallo“, keuchte Laia, „Ich ... Ich suche die Verleihungszeremonie?“

Der Kopf und die Schultern der Gestalt bebten in einer Reaktion, die ein leises Lachen hätte sein können, aber Laia hörte noch zu laut das eigene Blut rauschen. Sie hob eine Hand und wies in Richtung der offenen Balkontür.

„Die Zeremonie ist vorbei“, antwortete sie in einer freundlichen hellen Stimme, die sonderbar nah und klar klang, als spräche sie direkt in Laias Ohr, „Die öffentliche Feier findet in der Festhalle statt. Folge einfach den Geräuschen und den Bediensteten mit den Tablett.“

„Danke ...“

Laia rappelte sich auf, obwohl sie eigentlich lieber noch ein paar Wochen hier liegen geblieben wäre, und stakste davon, von ihrem Stolz getrieben, sich nicht zu deutlich anmerken zu lassen, wie sehr ihr alles weh tat.

An der Balkontür hielt sie noch einmal inne und drehte sich nach der Person auf dem Balkon um. Die stand immer noch so da wie zuvor und schaute nachdenklich auf den steinernen Boden vor sich.

„Magier*innen ...“, dachte Laia, und eilte davon, hoffentlich in Richtung der richtigen Festhalle.

Der Wind wehte auch auf Bodenhöhe, und Yanis fröstelte. Sogar jetzt noch stahl die verdammte Kälte ihre Konzentration, obwohl sie wahrhaftig wichtigere Sorgen hatte.

Sie stand vor den Mauern Yeshagas, hinter einem selten benutzten Ausgang für das Gesinde.

Sie hatte sich dagegen entschieden, Icara von dem Turm zu werfen und hatte ihr stattdessen kurzentschlossen einen weiteren Hieb gegen die Schläfe versetzt, mit dem Griff ihres Shiu-Yo, um sicher zu gehen, dass sie ein bisschen liegen blieb. Sie war sich gar nicht sicher, warum sie hoffte, damit keine bleibenden Schäden hinterlassen zu haben, aber in jedem Fall hatte es gereicht, um ihr ein paar Minuten Zeit zu verschaffen, sich der glänzenden, klappernden Rüstung zu entledigen und aus der Burg der Shiu'Hzim zu entkommen. Daraus, dass hinter ihr immer noch keine Alarmrufe erklangen, schloss sie, dass es vielleicht sogar noch für ein paar weitere Minuten gereicht hatte. Das war gut. Sie kannte den Wald um Yeshaga gut von den Übungen, die sie regelmäßig dort ausgeführt hatten, und zur Ausbildung von Shiu'Hzim gehörte sogar ein Teil über verdeckte Missionen und die Flucht aus feindlicher Gefangenschaft, aber sie hatte nicht das Gefühl, dass das Entkommen vor Suchtrupps mit Spürhunden, geleitet von denen, die ihr alles beigebracht hatten, was sie wusste, eine Fertigkeit war, auf die sie ihr Leben verwetten sollte.

Ihr Leben? Ja ... Eigentlich hatte Yanis keine Ahnung, was ihr bevorstand, wenn sie sie wieder einfingen, und sie musste sich eingestehen, dass das der wesentlich wahrscheinlichere Ausgang dieses unsäglichen Abenteuers war. Deswegen sollte sie sich wahrscheinlich darauf einstellen.

Aber da sie andererseits nicht einmal wusste, ob die Kommandantin morgen schon wieder stehen würde, ob sie tot war, oder vielleicht nur ein paar gebrochene Rippen und Gliedmaßen davongetragen hatte, und auch nicht, was genau ihr Dolchknauf mit dem Icaras Kopf gemacht hatte. Irgendetwas zwischen fünfzig Streichen mit der Geißel und Exekution. Lebenslange Einteilung zum Reinigen der Latrinen in Yag-Elim.

Aber jedenfalls hatte Yanis sich entschieden, dass sie genug hatte. Sie hätte die Strafe akzeptiert, wenn sie sie verdient gehabt hätte. Wenn sie das Gefühl gehabt hätte, dass der Orden gerecht mit ihr umging. Aber sich erneut und immer wieder ohne Aussicht auf Besserung demütigen zu lassen von der Organisation, der sie alles gegeben hatte, was sie geben konnte?

Das war kein Leben, für das Yanis noch Geißelhiebe in Kauf nehmen würde.

Und so stand sie hier nun in ihrem Waffenrock mit nicht mehr als ihrem Koppel – Ja, der Säbel und die Ausrüstung daran klapperte auch, aber völlig wehrlos hatte sie doch nicht fliehen wollen – und einer kleinen ledernen Umhängetasche, die sie auf dem Wachturm bei sich gehabt hatte. Sie enthielt ein paar Silber- und Bronzemünzen, ihr Waffenpflegezeug, eine vorerst überflüssige Haarbürste, die sie noch nicht hatte herausnehmen wollen, eine Backkartoffel, einen Apfel, eine Feige und natürlich die verdammten Pastillen.

Sie fühlte sich nackt ohne ihre Rüstung, ohne ihren Helm, und ohne ihren Bogen. Der Gedanke daran, dass die Burgschmiede sie nun vernichten würde, schmerzte. Sie waren nur für sie maßgefertigt worden, und sie hatte sich wohl darin gefühlt.

Aber sie würde sich daran gewöhnen müssen, dass sie keine Shiu'Hzim mehr war. Nachdenklich betastete sie den vertrauten Griff ihres Säbels. Vielleicht sollte sie ihn doch direkt zurücklassen.

Nein. Eine Waffe wollte sie schon dabei haben, und wenn sie ihn jetzt hier fallen ließ, konnte sie genau so gut ein Schild aufhängen mit der Richtung, in die sie geflohen war.

Sie stand da mit dem Rücken zu der Burg, die ihr ganzes Leben lang ihre Heimat und ihr Leben und ihr Sinn gewesen war, und wusste nicht, wohin sie nun gehen sollte, und erinnerte sich an die Ausbildung, die sie in diesem Wald, in dieser Burg erfahren hatte. Die ihr ganzes Leben gewesen war.

Und dann lief sie.

Früher

Yanis genoss den Sonnenschein, während sie durch den Wald lief, auch wenn die Hitze ihr in der Rüstung ein wenig zu schaffen machte, und der Waffenrock durch den Schweiß an ein paar Stellen unangenehm scheuerte.

Und sogar der Sonnenschein hatte seine Tücken, denn er malte zwar wunderschöne Muster durch das Blätter- und Nadeldach, verschleierte damit aber auch Unebenheiten und auf dem Boden liegende Stöcke und Steine, die ihr, wie sie mal gehört hatten, schwere Verletzungen zufügen konnten, wenn sie nicht aufpasste.

Sie hatte hinter sich schon lange kein Geräusch von Icara und den anderen mehr gehört, aber das überraschte sie nicht.

Ein Eichhörnchen floh vor ihr auf einen Baum, und sie schaffte es gerade noch, ihren rechten Fuß neben einen sonderbar schillernden Käfer zu setzen, als Goma vor ihr hinter einem Baum hervortrat.

„Glückwunsch!“, sagte die Ausbilderin, mit wenig Begeisterung in der Stimme. „Wieder erste. Wo sind deine Kamerad*innen, Soldatin?“

„Hinter mir!“, antwortete Yanis mit einem breiten Grinsen, das schnell wieder erstarb vor Gomas ernster Miene.

„Es ist gut, dass du schnell bist, aber denk auch daran, dass in einer echten Kriegslage auch die beste Soldatin alleine nutzlos ist. Fast immer.“

„Jawohl, Waffenmeisterin!“

Yanis salutierte, und weniger später kam der nächste, Herun, und mit ihm auch der Rest des Feldes einschließlich Icara.

Yanis mied den Blick ihrer Gefährtin, aber Icara kam auf sie zu, und am Ende konnte Yanis nicht mehr ausweichen.

„Mein Säbel saß nicht richtig“, murmelte Icara. „Ich ... hab ihn dann neu angehängt, aber da wars schon zu spät. Aber ... guter Lauf.“

„Danke!“, antwortete Yanis mit einem Blick auf Icaras Säbelgehänge, von dem sie hoffte, dass er nicht zu offensichtlich skeptisch war.

„Wir sollten später noch mal einen Lauf mit gerechten Bedingungen machen“, sagte Icara.

Yanis nickte. Es kostete sie nichts, und sie wusste aus Erfahrung, dass Icara nicht darauf zurückkommen würde.

Dann merkte sie, dass Goma angefangen hatte, etwas zu erklären.

„... wenn ihr von draußen reinkommt, seht ihr nichts, aber die anderen sehen euch und warten nur auf euch, und wenn ihr von drinnen rauskommt, könnt ihr sicher sein, dass aus genau dem Grund irgendjemand irgendwo versteckt auf der Lauer liegt, deshalb merkt euch einfach: An Waldrändern wartet Kararos auf euch, also verhaltet euch unauffällig, vielleicht übersieht er euch dann.“

„Wir sind doch nicht Shiu'Hzim, um uns zu verstecken! Ist das ehrenhaft?“

Yanis hörte Icara neben sich schnauben und warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu. Icara zuckte die Schultern, schaute aber zumindest ein bisschen bedauernd dabei.

„Wenn ihr euch nicht vor Zaubern, Pfeilen, Bolzen und Hinterhalten in Acht nehmt, seid ihr nicht lange Shiu'Hzim. Und weil ich will, dass ihr Shiu'Hzim bleibt, bis ihr mindestens so alt seid wie ich, obwohl ich das ansonsten nicht empfehlen kann, werdet ihr euch jetzt gleich einmal von hier zu dem Waldrand da drüben bewegen, so schnell ihr könnt, und dann wieder zurück, und dann wieder hin, und zurück, das machen wir so lange, bis ich müde bin. Tiefste Gangart natürlich.“

Icara warf Yanis einen Blick zu, als wollte sie fragen: ‚Musste das sein?‘

Yanis warf einen ‚Was kann ich dafür?‘-Blick zurück.

Sie glaubte eigentlich nicht, dass Goma den Befehl nur wegen ihrer Frage gegeben hatte. Aber wenn Icara das meinte, dann konnte sie zumindest einen Versuch unternehmen, es in Ordnung zu bringen.

„Sollten wir wirklich üben, zu kriechen, statt zu kämpfen?“, rief Yanis ihr zu.

Vielleicht freute sie sich auch ein bisschen über die Gelegenheit, vor Icara zu zeigen, dass sie sich von der Waffenmeisterin nicht einschüchtern ließ.

Goma lachte auf, und Icara ... verdrehte die Augen, stöhnte, und formte ein ‚Kindisches Kalb!‘ mit den Lippen.

„Vielleicht ...“ sinnierte Goma mit einem bedeutungsschweren Blick in die Runde, „machen wir es ja sogar noch ein bisschen weiter, wenn ich schon müde bin. Ich will ja sicher sein, dass ihr es wirklich gelernt habt, und auch mich selbst kann ich ja mal ein bisschen fordern, was? Ausführung!“

„Hast du toll hinbekommen“, murmelte Icara ihr zu, während sie sich auf den Boden warfen.

„Ich dachte ...“

„Ja, genau, damit solltest du aufhören.“

„Wenn du ... mit allem aufhören aufhören würdest, worin du schlechter bist als ich ... dann ... würde nicht mehr viel von dir übrig bleiben, oder?“

Yanis fluchte innerlich, dass ihr nichts Besseres eingefallen war, und dass sie sogar diesen armseligen Spruch noch so unsicher zusammengestammelt hatte, einfach weil sie bei jedem Wort noch gehofft hatte, dass vielleicht doch was Besseres kommen möge.

Aber die Wirkung auf Icara schien er nicht verfehlt zu haben. Sie biss sichtbar die Zähne zusammen, und ihre Augen bekamen diesen harten, fast abwesenden Ausdruck, während sie stur nach vorne zu blicken und so schnell über den unebenen Waldboden und das Unterholz zu robben begann, so schnell sie konnte. Es war fast schon wieder niedlich. Yanis ließ sie einen kleinen Vorsprung erarbeiten, in der Hoffnung, dass sie sich dann wieder beruhigen würde, bevor Yanis sie überholte und hinter sich zurückließ.

„Weißt du, was das Einzige ist, was ich noch erniedrigender finde, als wenn du mich gewinnen lässt?“

Yanis schmunzelte. Sie wusste, dass es nicht viel gab, was Icara noch wütender machte, als wenn sie wütend war und Yanis es nicht ernst nahm, aber sie war es leid, sich von ihr fortwährend sagen zu lassen, dass sie keine Ahnung hatte und nichts verstand. Meistens war es nicht mal so, dass sie wirklich nicht verstand. Sie war nur weniger gerissen als Icara, und sich nicht völlig sicher, ob das eine Schwäche war, oder vielleicht sogar noch ein Grund, stolz auf sich zu sein.

„Was?“

„Wenn es eine Weile so aussieht, als würdest du mich fast gewinnen lassen, und mich dann in den Staub wirfst. Das ist noch erniedrigender. Es ist keine Kunst, schneller voranzukommen, wenn man so viel größer ist. Das heißt gar nichts!“

Yanis runzelte die Stirn, aufrichtig verwirrt.

„Wie soll Größe denn ein Vorteil sein, wenn es darum geht, durch einen Wald zu kriechen ...?“

Icara schnaubte und machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Du weißt genau, wie ich das meine. Ich meine, allgemein.“

„Natürlich. Weißt du noch, wie das mit dem Zelt war? Hier muss ich ...“

„Warte lass mich mal, ich zeigs dir ...“

„Nein, ich will das machen, ich muss es doch auch lernen!“

„Yanis, in drei Minuten kommt Goma und befiehlt Angriff oder ... irgendwas, und wenn dann unser Zelt nicht steht, können wir beide uns auf die nächsten drei Nachtwachen freuen, mindestens, also mach jetzt Platz und lass mich das schnell erledigen!“

„Ich hab dir gerade gesagt, dass ich das nicht mache, und du weißt ganz genau, dass du mich -

„JA YANIS du bist die größte und mächtigste Shiu'Hzim aller Zeiten und wenn du das Zelt aufbauen willst, dann baust du es auf, bitte, nur zu, aber wenn wir für die Nachtwachen eingeteilt werden, bleibst du wach, und ich schlafe, das ist dir hoff-“

„Gibts hier einen Streit, in den ich eingreifen muss?“

„Nein, Waffenmeisterin!“, antworteten beide in ganz verblüffender Harmonie.

Goma wirkte groß und träge, und wurde nicht müde, zu betonen, wie alt sie war, aber sie konnte sich trotzdem mit besorgniserregender Lautlosigkeit bewegen, wenn sie wollte, und tat es manchmal, so schien es Yanis zumindest, sogar ganz unwillkürlich, ohne sich etwas dabei zu denken.

Sie nickte zufrieden.

„Bau das Zelt zu Ende auf, Icara. Yanis, komm mit, ich brauche dich für einen Hinterhalt für Gruppe Romud.“

Icara hob eine Hand und öffnete den Mund, aber bevor der erste Laut herausgekommen war, hatte Goma die Hand ergriffen und wieder gesenkt.

„Das war kein Vorschlag“, sagte die Ausbilderin. „Und ja, ich weiß, wer deine Mutter ist. Sie weiß auch ziemlich gut, wer ich bin.“ Ihr Gesicht entspannte sich plötzlich, und sie grinste und schaute von Yanis zu Icara. „Und wir alle wissen, dass Befehle bei den Shiu'Hzim nicht wiederholt werden, richtig?“

„Jawohl, Waffenmeisterin!“, antwortete Yanis, salutierte, und sah im Weggehen noch aus den Augenwinkeln, wie Icara ihnen hinterher starrte.

Yanis rannte. Es erforderte Konzentration, denn sie hatte sich dagegen entschieden, einem der Pfade zu folgen, und je weiter sie sich von der Burg entfernte, desto dichter wurde das Unterholz. Aber vorerst genoss sie es noch. Es fühlte sich ... richtig an.

Nicht nur, weil Yanis schon immer gerne lief. Sogar Reiten konnte mit der schieren Freude, die ihr ein guter Lauf bereitete, nicht mithalten, obwohl das Pferd natürlich schneller war. Es fühlte sich einfach befriedigender an, selbst zu laufen. Sogar der Schweiß machte es irgendwie noch besser.

Yanis erinnerte sich, dass es Tage gegeben hatte, als sie von diesem Moment geträumt hatte. Das siebenjährige Waisenmädchen, das zusammen mit vielen anderen von zwei wortkargen Krieger*innen in die Burg gebracht worden war, hatte sich in den ersten Wochen oft genug gewünscht, dem ewigen Drill, der Erschöpfung, der Erniedrigung und den endlosen Befehlen und Bestrafungen zu entkommen. Doch im Laufe der Monate und Jahre hatte sie gelernt, stolz zu sein auf die Kraft, die Geschicklichkeit, die Fertigkeiten, auf alles, was das Leben als Shiu'Hzim ihr gegeben hatte. Sie hatte gelernt, besser zu sein als alle anderen, stärker und geschickter.

Und sie hatte gelernt, Befehle zu befolgen, sich unterzuordnen, zu gehorchen, der Göttin und dem Orden zu dienen, und all das als den Sinn ihres Lebens zu empfinden.

Und jetzt rannte sie vor all dem davon, oder genauer: vor all denen, die diese Widmung mit ihr teilten.

Und es fühlte sich richtig an. Was sagte das über die Dinge, die sie dort gelernt hatte und die sie ausmachten? Oder von denen sie dachte, dass ...?

Sie war sich nicht einmal ganz sicher, wohin sie rannte, zumindest am Ende. Kurzfristig wusste sie es: Sie hatte ihre Kommandantin von einem Wachturm geworfen, ihre Tochter niedergeschlagen und war dann desertiert.

Sie würden die Hunde einsetzen.

Und sogar ohne Hunde: Yanis trug die Stiefel. Jede*r halbwegs erfahrene Fährtsucher*in würde ihr völlig problemlos folgen können. Es regnete nicht mal. Hatte für ihren unmittelbaren Komfort natürlich auch Vorteile, hätte aber ihre Spuren zumindest ein bisschen hinter ihr verwischt.

Aber die Stiefel auszuziehen, schien ihr auch keine gute Idee. Gerade hier mitten im Wald wäre sie barfuß viel langsamer, und wenn sie sich am Ende sogar noch etwas eintrat und dann nur noch humpeln konnte, war ihre Flucht unrettbar verloren.

Jedenfalls wusste sie deshalb, was ihr erstes Ziel sein musste: Die Ferbe, der kleine Fluss, der in den Manövern meistens die Grenze markierte.

Eine Zeitlang würde sie ihm folgen, und irgendwann musste sie dann natürlich auch wieder abweichen, ansonsten war es natürlich auch ohne Fährte offensichtlich, wohin sie geflohen war.

Sie würde sich noch entscheiden müssen, wie genau sie dem Fluss folgen würde, denn natürlich ging es nicht, ohne nass zu werden. Einfach am Ufer entlangzulaufen, würde nicht helfen, ihre Verfolger*innen abzuschütteln. Yanis freute sich nicht darauf, in das kalte Wasser einzutauchen und dann in nasser Kleidung weiter zu fliehen, während

sie sowieso schon froh, aber das Leben war nun einmal nicht immer warm und kuschelig.

Yanis war eine schnelle Läuferin und erreichte den Fluss bald – und wäre beinahe rücklings umgefallen, so plötzlich hielt sie an, als sich vom Ufer eine vertraute Form in Shiu'Hzim-Rüstung erhob.

„Goma!“

Yanis tat etwas, was sie in gefährlichen Situationen sonst nie tat, und wovon sie hoffte, dass sie nicht dabei war, eine Gewohnheit zu etablieren: Sie wich zurück und hob abwehrend die Hände.

„Goma, ich will nicht gegen dich kämpfen!“

Yanis staunte, wie kleinlaut, beinahe flehend, sie klang. Aber es war nicht Angst, die sie trieb, zumindest nicht direkt. Sie fürchtete nicht, dass Goma sie besiegen und verletzen würde, oder gar töten.

Im Gegenteil. Yanis graute am meisten vor der Vorstellung, jetzt die Person, die für sie immer alle Ideale der Shiu'Hzim verkörpert hatte und vor der sie in der ganzen Burg am meisten Respekt, eigentlich sogar Ehrfurcht, gehabt hatte, töten zu müssen, nur um vor der Strafe für ihre eigenen Fehler fliehen zu können.

Im umgekehrten Fall, den sie für wahrscheinlicher hielt, wäre es immerhin vorbei, und wer besser, um ihr Leben zu beenden und ihm damit vielleicht sogar in seinen letzten Sekunden noch eine Spur von so etwas wie Ehre zurückzugeben, als Goma?

Aber es gab eine kleine Chance, dass Yanis gewinnen würde. Gab es immer.

Sie wollte nicht auch noch das auf ihrem Gewissen haben. Es war schwer genug. Und ihr Herz schlug ihr sowieso schon im Hals nach dem langen schnellen Lauf, und natürlich der aufwühlenden Gründe, aus denen sie überhaupt laufen musste.

Deshalb musste sie sich beherrschen, um nicht vor Erleichterung auf die Knie zu fallen, als Goma mit einer beschwichtigenden Geste und – am wichtigsten – leeren Händen einen Schritt auf sie zu tat.

Und lachte.

„Keine Sorge, Soldatin. Wir finden jetzt nicht heraus, ob ich schon zu alt bin, dir noch eine finale Lektion zu erteilen. Vielleicht ein ander Mal. Hoffentlich nie, weil ich so einen nagenden Verdacht habe, dass das mit einem Säbel irgendwo in diesem erlahmenden Fleisch enden würde, und ich mag es bei aller Unzufriedenheit immer noch lieber ohne.“

Yanis nickte, ein bisschen ratlos und ein bisschen besorgt, wie es jetzt weitergehen würde.

„Und ... warum bist du dann hier?“, fragte sie, unter anderem um der Befürchtung entgegenzuarbeiten, dass sie sich gerade zu einer Person entwickelte, die vor Problemen davon lief. „Und wie bist du überhaupt vor mir hierher gekommen, wie kann das sein?“, fügte sie dann noch hinzu, einfach weil sie in dem Moment erkannte, wie unglaublich das war.

Goma schmunzelte.

„Ich hab euch noch nicht alle meine Tricks beigebracht. Ein bisschen Vorsprung will ich mir schon erhalten.“

„Ein bisschen.“

Goma zuckte die Schultern.

„Shiu schützt die, die sich selbst schützen. Wie auffällig viele ihrer Geschwister auch. Wenn wir es nicht selbst machen, können sie oft nicht viel für uns tun.“

Yanis lachte auf und sah sich vielsagend in der Situation um, in der sie sich befand.

Goma folgte ihm Blick und nickte ihr mit einem ‚Sag ich doch‘-Blick zu.

„Ich will mich von dir verabschieden“, sagte sie, „Und das muss ich schnell machen, wenn es einen Sinn haben soll.“

Als wäre es dramaturgisch abgestimmt, hörte Yanis genau in diesem Moment in der Ferne die Hunde – oder bildete sie sich die nur ein, weil es so gut gepasst hätte?

„Shiu beobachtet dich mit Wohlwollen“, sagte Goma in ungewohnter Feierlichkeit, „Da bin ich mir ganz sicher. Ich weiß, wie ungern du fliehst, aber hier und jetzt ... Ich glaube, es ist deine beste Wahl. Machs gut, Soldatin. Wenn du mich das nächste Mal siehst ... Nein. Sieh mich nicht noch mal, denn wenn du mich noch mal siehst, fang ich dich und bring dich zurück, weils mir befohlen wurde. Und vergiss nicht, was du gelernt hast; das meiste ist gut.“ Sie machte eine kurze Pause und fügte hinzu: „Das von mir. Obwohl mir da inzwischen bei einigen Teilen auch Zweifel kommen. Aber das von mir ist größtenteils gut, denke ich. Und das andere konntest du dir eh nie so gut merken.“

Yanis‘ Atem ging immer noch ein bisschen schwer, und ihr Hals war immer noch ein bisschen eng. Und ihre Augen tränkten und ihre Nase lief, aber das taten sie immer.

Jedenfalls hatte dieses Bisschen sehr zurückhaltender Freundlichkeit sich unglaublich gut angefühlt, einfach weil es ihr außer Goma sehr lange niemand mehr welche gezeigt hatte.

Yanis schluckte und kämpfte den Impuls nieder, Goma zu umarmen.

„Danke!“, sagte sie stattdessen, salutierte, und sprang in den Fluss.

„Eure Durchlaucht? Ich habe das Frühstück gebracht, seid Ihr schon bereit?“

Yoseqa gähnte, streckte sich, zog die Decke zurecht und blinzelte in das Licht der Morgensonne, die in seine Gemächer fiel.

„Ja!“, antwortete er schließlich, und fügte hinzu: „Ich gedenke, in meinem Bett zu speisen“, als Fengu mit dem großen Tablett hereinkam.

Natürlich stellte Fengu das Tablett ohne eine erkennbare Regung über höfliche Freude an der Erfüllung von Yoseqas Wünschen hinaus auf der Decke ab. Er war ein sehr professionelles Faktotum.

„Danke“, murmelte Yoseqa.

„Kann ich noch etwas für Eure Durchlaucht tun?“

„Nein, vielen Dank. Ich läute, wenn ich etwas brauche.“

Fengu entschwand, und Yoseqa blickte zufrieden auf das wunderbare Tablett vor sich hinab.

Gewiss wünschte er sich manchmal mehr Bewegungsfreiheit oder überhaupt mehr Gewalt über sein eigenes Leben, aber er konnte nicht leugnen, dass es Schlimmeres gab als das Leben als Geisel im Haushalt derer von Orenin.

Er streckte sich noch einmal und köpfte sein Ei.

Laia war sich gar nicht sicher, ob sie erleichtert oder enttäuscht sein sollte, dass Aki nie erfahren würde, wie sie hergekommen war, als sie ganz einfach wie alle anderen vor ihr auch durch die Tür in den ... Wie hieß das Ding jetzt? Festsaal? Große Halle? Feierliche Bude? ... eintrat.

Auf der einen Seite war sie natürlich stolz darauf, am Turm entlang geklettert zu sein und hätte es auch nett gefunden, wenn Aki gewusst hätte, was sie alles auf sich genommen hatte, um dabei zu sein.

Auf der anderen Seite war es natürlich schon sehr albern, dass sie ziemlich konkret ihr Leben riskiert hatte, während sie einfach nur zwei Korridore weiter durch die Tür hätte gehen müssen.

Warum hatte die rücksichtslose Wachperson ihr auch nicht gesagt, dass die Feier direkt nach der Verleihung problemlos zugänglich war und sie die eigentliche Zeremonie sowieso verpassen würde?

Egal. Es ging jetzt nicht um sie. Das war Akis Tag, und sie hatte sich vorgenommen, ihn zu einem möglichst guten Tag für ihre*n Freund*in zu machen. Zumindest ab jetzt, denn den ersten Teil hatte sie nun schon vergeigt.

Immerhin war es von nun an kein Problem mehr, Aki zu finden, und zu Laias Verwirrung hatte sie nicht einmal Probleme, eingelassen zu werden.

Ja, sicher, sie hatte ihre besten Kleider angezogen. Aber auch ihre besten Kleider waren wahrscheinlich nicht halb so kostbar wie die, die Aki für eine Wanderung durchs Moor anzog. Und sie hatte über eine Woche hierher gebraucht, und ohne Pferd und ohne Wagen gab es eine klare Grenze dafür, wie viel Gepäck und Kleider zum Wechseln sie dabei haben konnte.

Aber hier in der Universität schien es darauf weniger anzukommen als in Lichternach, und es half Laia fast ein bisschen, doch zu verstehen, warum Aki sich hier wohl zu fühlen schien.

Sier stand inmitten sierer Väter – und wirkte zu Laias Überraschung gar nicht besonders stolz, zufrieden, glücklich und entspannt, sondern eigentlich sogar eher ziemlich frustriert, enttäuscht und missmutig.

Hatte er etwa doch nicht ...? Nein, da war ja die Kugel.

Aber was war denn?

Aki trug ein großes, festliches Gewand aus grünem Stoff – die Farbe der illusionsmagischen Fakultät, hatte sier ihr erklärt – mit eingestickten Symbolen, von denen Aki ihr versichert hatte, dass sie Sinn ergaben, wenn sie auch völlig egal waren und nur die Dekoration dienten. Sieren Kopf verzierte ein grob zylindrischer kremenloser Hut aus Wolle mit festerem, leicht überragenden Dach, das nach vorne eine leichte Spitze andeutete, nach oben aber flach war. Die Magier*innen der Universität trugen niemals spitze Hüte, hatte Aki ihr mal erklärt, um sich eindeutig von den Hexer*innen der Annäischen Republik und den Thaumaturg*innen des Imperiums zu unterscheiden.

Die Wolle des Huts war im gleichen Grün gefärbt wie das Gewand, aber die Schnabelschuhe waren leuchtend gelb. Laia hatte mal einen Scherz darüber gemacht, dass Magier*innen ein bisschen wie giftige Käfer durch ihre leuchtenden Farben davor warnten, wie gefährlich sie waren. Aki hatte nicht so richtig laut drüber gelacht. Aber sier hatte sich ein Lächeln nicht ganz verkneifen können, das hatte sie als Erfolg gewertet.

Außerdem hielt sier natürlich sieren Stab in der Hand. Es war ein hoher schlanker Stab, wie auch Schäfer*innen einen trugen, aber ohne die Spirale am oberen Ende, dafür mit einer Astgabelung, in der nun die kleine kristallene Sphäre ruhte.

Der Stab war sehr schlicht gehalten, einfach nur ein langer Stecken aus dem Holz einer Ulme, nicht mal lackiert oder geölt, ein interessanter Kontrast zu Akis wirklich beinahe lächerlichem Gewand, das nur gerade so noch diesseits der Schwelle bleiben konnte, weil sier umgeben war von anderen Magier*innen, die zwar teilweise andere Farben trugen – Schwarz für Kampfmagie, Gelb für Hellsicht, Blau für Heilung, Rot für Elementarmagie, die anderen wusste sie gerade nicht mehr, aber es war wirklich sehr bunt im Saal – aber jedenfalls alle ähnlich überkandidelt gekleidet waren wie Aki selbst.

Und dann waren da natürlich noch die Besucher*innen, so wie Akis Eltern. Die Sensor*innen der Universität machten ihre Arbeit gut genug, dass sogar ein paar darunter zu sehen waren, die offensichtlich über ähnlich wenig Geld verfügten wie Laia selbst, aber der Anteil an reichen und adligen Familien unter den magisch Begabten war doch verdächtig hoch.

Laia fragte sich, ob das in der Republik auch so war. Ihre Propaganda behauptete natürlich etwas Anderes, aber etwas sagte ihr, dass sie diesen Behauptungen genau so wenig vertrauen konnte wie den Proklamationen der Herold*innen ihres eigenen Landes.

Vielleicht war Aki ja doch einfach nur die Albernheit sierer Aufmachung bewusst geworden und hatte siem die Laune vermiest.

Aber Laia würde sich nun einen Ruck geben und es herausfinden, auch wenn sie sich selbst hier nicht wohlfühlte.

„Hallo! Ich habs geschafft!“

Aki wirbelte zu ihr herum und schaute fast ein bisschen so ähnlich wie jemand, der eventuell für vorstellbar hielt, in Erwägung zu ziehen, sich darüber zu freuen, sie wiederzusehen.

Siere Eltern reagierten gewohnt unterschiedlich.

Der Baron von Orenin nickte ihr wie immer mit professioneller Höflichkeit zu und bewegte die Lippen so, dass der Verdacht plausibel wirkte, er könnte eine Begrüßung gemurmelt haben, und lächelte sie halb freundlich halb huldvoll-herablassend an. Auf rätselhafter, beinahe magische Weise schaffte Laia es nie, sich seinen Vornamen zu merken, und sogar sein kantig geschnittenes, aber sonderbar faltenfreies Gesicht löste sich merkwürdig schnell wie ein Traum auf, sobald sie es nicht mehr direkt ansah. Vielleicht war es wirklich so eine Art Zauberei? Immerhin war Aki sein Kind. Oder hing das gar nicht zusammen?

Würde sie sich gelegentlich mal fragen müssen.

Der zweite Vater hieß Tarma, das konnte sie sich immer ohne Probleme merken, strahlte sie begeistert an und trat mit ausgebreiteten Armen zwei Schritte auf sie zu, wartete aber ab, ob sie in seine Umarmung kommen oder sie ablehnen würde.

„Laia!“, rief er. „Oh wie schön! Wir hatten uns schon Sorgen gemacht, weil du nicht da warst! Ich fand sowieso, wir hätten uns abstimmen wollen, dann hätten wir dir eine Droschke geschickt, und du hättest nicht den ganzen Weg alleine zu Fuß laufen müssen. Wir hätten sogar zusammen fahren können!“

„Und dann hätten wir gemeinsam ein Lied geübt, das wir singen, um Aki zu beglückwünschen ...“, kommentierte der dritte Vater mit einer so dicken Schicht Sarkasmus, dass Laia sich wunderte, dass das Zeug ihm nicht aus Ohren und Nase lief, während er sprach.

Wie verkörperter Sarkasmus wohl aussehen würde? Laia stellte sich intuitiv immer eine stinkende weißliche dicke Flüssigkeit vor, wie Eiter, aber sie würde das beizeiten noch einmal gründlicher durchdenken, um sich auf etwas Passenderes festzulegen.

Den Namen des dritten Vaters, der sie offenkundig hasste und verachtete, konnte Laia sich auch immer gut merken. Er hieß Jakuwe und schien wild entschlossen, die Rolle des Bösewichts zu spielen, der findet, dass sein Kind zu schade ist für eine Freundschaft mit dem Mädchen aus der Gosse. Einmal hatte er ihr sogar ernsthaft Geld angeboten, falls sie versprach, abzuhaufen und sich nie wieder blicken zu lassen.

Sie war so sehr versucht gewesen, es zu nehmen und einfach trotzdem zu bleiben, und hatte intensiv darüber nachgedacht, was es schaden konnte, weil Jakuwe von Orenin ja ohnehin schon ihr Feind war.

Schließlich hatte sie aber entschieden, dass die paar Goldmünzen es nicht wert waren, ihn so sehr zu provozieren, dass er am Ende behauptete, sie hätte sie gestohlen, oder auch direkt eine*n Schattenrichter*in auf sie ansetzte. Obwohl es gar nicht so wenig Goldmünzen gewesen waren, und obwohl sie ihm zutraute, das trotzdem zu machen, wenn sie ablehnte.

Aber so anständig war sie halt, und Jakuwe hatte bisher auch nichts weiter Konkretes unternommen, außer den ständigen Sticheleien.

Natürlich hatte sie es Aki erzählt. So selbstlos war sie dann auch wieder nicht. Aki hatte nur gelacht.

Sier kannte siere Väter halt.

Yoseqa genoss sein Frühstück. Das Ei war genau richtig gewesen, pflaumenweich, wie es sich gehörte, das Brot war frisch und fluffig, mit knuspriger Kruste, und noch warm, sodass die herrliche gelbe Butter darauf schmolz. Es war einfach ein Traum. Er war die womöglich zufriedenste und bestbehandelte Geisel aller Zeiten.

Er wusste, dass das seiner Mutter egal war, solange er noch lebte, aber wenn er auch nur den leisesten Verdacht gehabt hätte, dass es sie interessierte, hätte er ihr vielleicht sogar eine kurze Depesche geschrieben, in der er sie darüber informierte, wie gut er von der Familie von Orenin behandelt wurde und dass sie ihre Truppen erst einmal nach Hause schicken konnte. Das Risiko eines Krieges bestand ganz eindeutig nicht, solange so wunderbaren Käse auf frisches Brot legen konnte. Und die Gänseleberpastete war ... ihm fehlten die Worte. Ein Traum, mal wieder.

Nur ... Dieses Stück Karotte hier, in dem Möhregemüse. Das war schon ziemlich fest. Merkwürdig.

Aber niemand war perfekt. Auch in einer hervorragenden Küche wie der derer von Orenin konnte so etwas passieren.

Yoseqa beschloss, sich nicht weiter daran zu stören und setzte die Gabel an, um das widerspenstige Stück harter Möhre zu besiegen. Nicht zu weit in der Mitte, sonst bliebe kein Platz mehr für das Messer, am besten hier, perfekt, und jetzt beherzt zugesto-
Oh.

Das vermaledeite Stück Karotte rollte unter seiner kraftvoll betätigten Gabel hervor, entkam und flog in hohem Bogen über den Rand seines Tellers.

Mit ungläubig offenem Mund sah Yoseqa zu, wie das kleine orange Ding durch den Raum segelte und schließlich und wahrhaftig auf einem der Schränke neben der Ritterrüstung landete.

„Das darf doch nicht ...“, murmelte er. „Das glaubt mir doch niemand.“

Kurz entschlossen zog er an dem Seil, das die Bedienstetenklingel betätigte.

„Ich find das eigentlich sogar wirklich schön, das mit dem Lied?“, sagte Tarma, und sah Jakuwe dabei so provokant grinsend an, dass Laia ihn gleich noch mal um ein Fünftel mehr mochte.

Kurz hoffte sie, dass Aki auch mitspielen würde, aber sier schaute bloß weiterhin grimmig drein und verdrehte vielleicht sogar ein bisschen die Augen.

„Was wird denn üblicherweise auf Sphärenverleihungen gesungen?“, fragte sie trotzdem, erstens weil sie Tarma nicht im Stich lassen wollte, zweitens um Jakuwe zu ärgern, und drittens in der Hoffnung, dass es Aki vielleicht sogar aufheitern würde, bis sier doch auch etwas dazu sagte.

Aber vorerst musste sie mit Tarma zusammen die Last tragen, während der Baron mit höflichem Interesse und Jakuwe mit sichtbarer Genervtheit zuhörte und Aki so tat, als würde sier gar nicht mitbekommen, was geschah.

„Die Mauern von Yad‘ könnte passen“, schlug Tarma vor.

„Oder ‚Lyniarus Stab und Kliras Bart‘?“, sagte Laia.

„Zehntausend stürmten Barabor‘?“

„Ihr wisst aber schon, dass ich kein*e Kampfmagier*in bin, oder?“, grummelte Aki.

„Na gut“, sagte Tarma, „Dann halt mehr etwas wie ‚Weise war Kalirere‘ oder ‚Meister*in und Lernende‘?“

„Vielleicht hätte Yeto ja sogar ein Lied schreiben können. Zeit genug hättet ihr ja gehabt.“

Laia freute sich, dass Aki tatsächlich ein bisschen auftaute, und ... Richtig! Yeto hieß der Baron. Sie nahm sich fest vor, den Namen nicht gleich wieder zu vergessen.

Den Namen ...

Welchen Namen?

Naja egal. Aber ... Moment!

„Er dichtet??“, fragte Laia völlig konsterniert.

Sie konnte sich den stocksteifen, stets perfekt förmlichen überkorrekten Baron so gar nicht als Poeten vorstellen.

Ob seine Lieder dann auch alle stocksteif, perfekt förmlich und überkorrekt waren?

„Erlauchtigkeit, schrieb ich an ihn,

ich muss mich an Euch wenden,

Doch halt, schon war mein Brief dahin!

Ich konnt ihn nicht absenden!

Erlauchtigkeit ward er genannt,

Obwohl ich wusst, dass Graf er war.

Ich fühlte mich ganz blümerant

Und schrieb nichts mehr in diesem Jahr.“

„Was gibt es denn da zu kichern?“, mäkelte Jakuwe.

„Gar nichts“, antwortete Laia, noch immer kichernd. „Es hat mich nur ... an was erinnert.“

„Yeto schreibt sogar sehr gute Gedichte!“, rief Tarma aus, sichtbar begeistert davon, einen positiven Ansatz für eine Fortsetzung des Gesprächs gefunden zu haben, „Und manchmal improvisiert er sogar ziemlich beeindruckend. Yeto, weißt du noch, was du gerade gestern zu der Pferdebediensteten sagtest, als sie ...“

„Ich schwöre es dir! Direkt da oben auf das Regal!“

Fengu war zu gut erzogen, um seine Zweifel offen zu zeigen, aber Yoseqa kannte ihn lange genug, um es trotzdem ohne jeden Zweifel erkennen zu können.

„Ich weiß, wie weit es ist, aber ... Ach komm, ich zeig es dir einfach.“

Yoseqa zog den Stuhl unter seinem Schreibtisch hervor, stellte ihn neben den Schrank und streckte eine Hand in Richtung seines Leibdieners aus.

„Hilf mir bitte mal auf!“

„Durchlaucht, verzeiht bitte die unverschämte Widerrede, aber bitte erlaubt mir den Hinweis, dass dieser Stuhl mehr Kunstwerk als Nutzgegenstand ist und möglicherweise nicht zur Leiter taugt. Nichts würde ich mehr bedauern, als wenn Ihr Euch ...“

„Papperlapapp!“, unterbrach Yoseqa ihn mit einem Handwedeln. „Ich bin doch nicht aus Porzellan. Hilf mir auf, dann zeig ich dir die verhexte Möhre!“

„Selbstverständlich, Durchlaucht.“

Fengu verneigte sich, ergriff Yoseqas ausgestreckte Hand mit seiner weiß behandschuhten und gab ihm den nötigen Gegendruck, um auf dem Stuhl zu stehen.

„Danke!“

Yoseqa lehnte sich vor und konnte noch nicht ganz auf den Schrank schauen. Kurz tastete er, fand aber keine Karotte. Es schien ihm auch weiter zur Mitte hin gelandet zu sein.

Er stellte sich auf die Zehenspitzen, um die letzten paar Fingerbreite zu gewinnen, die ihn noch von der Möhre trennten.

„Darf ich Euch eine Erfrischung anbieten?“

Laia starrte die Dienstperson für einige Herzschräge nur verwirrt an, bevor sie verstand, dass tatsächlich sie gemeint war.

Dann lächelte sie und schaute zum ersten Mal auf das Tablett, das die Person ihr hinhielt.

Während sie sich noch schalt dafür, sich nicht die Zeit zu nehmen, die verschiedenen Gefäße genauer anzuschauen oder sogar zu fragen, was das denn war, griff sie einfach zu, damit die ihr unvertraute und peinliche Situation nicht noch länger dauerte und hauchte ein: „Danke!“

Die Dienstperson knickte, lächelte und setzte ihren Weg durch die Gäste fort.

„Was hab ich da jetzt in der Hand?“, fragte sie Aki.

Nach einem kurzen Blick auf das Glas, das Laia gegriffen hatte, erwiderte Aki: „Das ist Schlehensaft. Süßlich, säuerlich, ein bisschen bitter, ich mag ihn ganz gerne. Sollte dir keine Probleme machen.“

„Danke!“

Sie überlegte kurz, Aki zu fragen, was sie so die Laune verdorben hatte, entschied sich aber dagegen, weil sie sie nicht daran erinnern wollte und sich auch nicht sicher war, ob sie gerne vor seinen Vätern drüber sprechen würde. Aus demselben Grund entschied sie sich auch gegen Fragen darüber, was sie verpasst hatte und wie die Zeremonie gelaufen war, weil es ihr sehr offensichtlich vorkam, dass sie schlechte Stimmung damit zusammenhing. Es musste also ein anderes Thema her, und zwar schnell, weil sie auch keine langen Pausen lassen wollte, die Jakuwe schlimmstenfalls nutzen würde, um sie wieder anzugiften. Aber welches wohl? Sie überlegte kurz, worüber sie zuletzt mit ihm gesprochen hatte, und ...

„Wie geht es denn diesem Menschen, der bei euch als Pfand lebt? Du sagtest, er wäre ganz nett?“

Aki zögerte kurz und nickte dann.

„Yoseqa! Ja, dem gehts gut. Ein bisschen zu gut, wenn du mich fragst Ich wünschte, mir wärs mal so gut gegangen, als ich noch im Schloss wohnte.“

„Welche Interna der Baronie willst du dieser ... Person von zweifelhaftem Status eigentlich noch verraten, Aki?“, fragte Jakuwe.

Das hätte Laia kommen sehen sollten. War vielleicht keine so gute Wahl für ein Thema gewesen.

„Ich fürchte, Jakuwe hat Recht“, urteilte der Baron – wie hieß er doch gleich? „Auch wenn du Laia vertraust, ist dies nicht der Ort, über solche Themen zu diskutieren.“

Tarma nickte ein bisschen leidend und nur mit Mühe einsichtig.

„Staatsgeschäfte“, raunte er ihr zu. „Soooo sensibel.“

Aki schnitt eine Grimasse und murmelte: „Also jedenfalls gehts ihm gut. Darauf achten wir. Wir mögen meinen Onkel, und ich glaub nicht, dass die Gräfin von Kelthofen lange zögern würde, wenn es drauf ankäme.“

„Da! Was hab ich gesagt?“, rief Yoseqa triumphierend, während er sich zurück auf den Stuhl schob, das Stück Karotte in der Hand, und dann direkt darauf: „Aaaaahhhverd...“, als der Stuhl tatsächlich erstaunlich langsam in sich zusammenzuklappen begann.

Yoseqa ruderte mit den Armen und Fengu sprang natürlich sofort vor, um ihm zu helfen, griff aber unglücklich daneben und gab nur einen zusätzlichen Impuls.

Yoseqa kippte nach hinten über, sein Schrei fiel zusammen mit dem Knacken des Stuhls, und beides verstummte jäh, als die Sitzfläche schließlich zusammen mit den umgeknickten Beinen den Boden berührte und Yoseqas rücklings mit dem Hals auf das Schwert fiel, das die Ritterrüstung drohend in der linken Hand hielt.

Dafür gab es wenig später noch mal einen ziemlich beeindruckenden scheppernden Krach, als die Rüstung ihrerseits zusammenbrach und so immerhin den gebrochenen Blick von Yoseqas glasigen Augen gnädig verhüllte, auch wenn sie es nicht ganz vermochte, die sich schnell ausbreitende Blutlache zu verbergen.

Fengu stand immer noch mit ausgestreckter Hand nach vorne gelehnt da und starrte ungläubig auf das Desaster, und auf das kleine Stück Möhre, das von neben der Stuhlruine höhnisch zu ihm hinaufstarrte.

„Meiner Treu“, murmelte er. „Er hatte tatsächlich Recht!“

„Das hat ja gar kein Segel!“

„Ist ja auch kein Wind!“

Godoan schnitt mit der Sicherheit, die die Routine ihm verlieh, das Stück Schnur ab, mit dem er sein Floß zusammengebunden hatte, und knotete es fest.

„Aber ein richtiges Boot braucht doch ein Segel!“

„Gar nicht. Das ist ein Floß. Das braucht überhaupt gar kein Segel.“

„Ich fänds schöner mit Segel“, sagte Kiroro schmollend.

„Du kannst dir ein Eigenes bauen!“

„Du zeigst es mir ja nicht richtig!“

„Ich bau dir gleich noch eins, dann kannst du zugucken. Aber jetzt lassen wir das Floß zu Wasser!“

„Mit dem Frosch?“

Godoan grinste. Und nickte. Und zog den Frosch aus der Tasche. Er zappelte und sah insgesamt ein bisschen unglücklich aus, war aber unversehrt.

Das war Godoan immer sehr wichtig.

Godoan mochte Frösche, und außerdem fand er die Vorstellung irgendwie eklig, einen in seiner Tasche zu zermatschen.

„Der Trick ist“, dozierte er, während er vorsichtig mit dem Floß in der einen und dem Frosch in der anderen Hand die Böschung hinabstieg, „den Frosch nicht zu früh auf das Floß zu setzen, und genau richtig zu halten dabei.“

Er kniete behutsam nieder, um das Floß gut absetzen zu können, ohne reinzufallen, und ohne die Knie seiner Hose nass zu machen.

„Wenn du ihn zu früh drauf setzt, oder falsch, dann hüpfert er einfach weg, und dann musst du dir einen neuen Frosch suchen, und wenn du Pech hast, hast du dabei auch noch das Floß verloren.“

„Wieso denn auch noch das Floß?“

„Naja, weil es halt runterfällt oder man es irgendwo vergisst und dann nicht wiederfindet.“

„Ach so. Aber das passiert doch nur, wenn ich nicht aufpasse.“

„Naja, aber manchmal passt man halt nicht auf!“

„Ich pass immer auf.“

Godoan verdrehte die Augen und machte ein abfällig zischendes Geräusch in Richtung Kiroros.

„Lenk mich nicht ab, ich muss mich jetzt konzentrieren!“

Er stützte sich auf einen aus dem Wasser ragenden Stein, lehnte sich noch ein bisschen vor, um die richtige Stelle zu erwischen, damit das Floß nicht einfach wieder gegen das Ufer getrieben wurde oder sogar kenterte, und setzte es schließlich behutsam aufs Wasser.

Stolz strahlend drehte er sich zu ihr um und zeigte auf den Frosch auf dem Floß.

„Siehst du!“, rief er, „So gehts richtig!“

Kiroro lächelte zurück und betrachtete fasziniert das Floß, das langsam weiter in Richtung Mitte des Baches glitt und dabei allmählich von der Strömung ergriffen wurde und Fahrt aufnahm. Der Frosch saß immer noch darauf und schien sich eigentlich ganz wohl zu fühlen.

Godoan war sehr zufrieden mit sich, wusste aber, dass es jetzt noch zu früh war, sich zu beglückwünschen.

"Aber wir müssen uns jetzt weiter konzentrieren und gut aufpassen!"

Godoan stand wieder auf und folgte dem Floß, das allmählich schneller wurde.

"Jetzt ist es Zeit für den Stock!"

Er streckte die Hand aus und sie gab ihm den langen Holzstab gehorsam in die Hand, den sie für ihn gehalten hatte.

„Wenn du dich beeilst, kannst du es von der Brücke aus durchfahren sehen!“, rief er und lief auf die kleine steinerne Brücke zu, die hier kurz vor dem Dorf den Bach überquerte.

"Warum sagst du das erst jetzt, das ist ungerecht!", rief Kiroro, und rannte sofort, so schnell sie konnte, an ihm vorbei.

Godoan lachte und folgte ihr. Nebeneinander standen sie im Sonnenschein auf der Brücke, blickten hinab auf den glitzernden und fröhlich murmelnden Bach und sahen zu, wie das kleine hölzerne Floß mit dem immer noch stolz darauf thronenden Frosch, der sogar einmal freundlich für sie quakte, unter ihnen vorbei glitt und stellten sich ihre eigenen Abenteuergeschichten dazu vor.

Es war wirklich ein wunderbarer Tag dafür. Der Bach floss schön ruhig und langsam und ließ ihnen Zeit.

Godoan dachte sich selbst in den Frosch hinein und fragte sich, wie es wohl wäre, alleine auf so einem Floß über das offene Meer zu treiben, hoffnungsvoll Ausschau nach Land und furchtsam nach Haien und Seeungeheuern zu halten, und er dachte sich so, dass manche Abenteuer vielleicht doch in der Fantasie schöner waren als in der Realität.

"Was trinkt so ein*e Abenteurer*in auf ihrem Floß eigentlich?", fragte er.

"Na Wasser!", antwortete Kiroro.

Godoan schnitt eine Grimasse. Hätte er wissen sollen, dass es keinen Sinn hatte, so eine Frage einem 3 Jahre jüngeren Kind zu stellen. Die hatten einfach keine Ahnung.

"Das geht doch nicht. Aber das erkläre ich dir später, jetzt müssen wir weiter dem Floß folgen und es wieder einsammeln."

"Wieder einsammeln?"

"Ja, sonst schwimmt es weg."

"Dann machen wir ein neues! Das macht doch am meisten Spaß!"

Godoan verzog die Mundwinkel.

"Naja. Immer besser, noch eines zu haben. Irgendwann können wir dann vielleicht eine ganze Froschflotte in See stechen lassen!"

"Hier ist doch gar kein See!"

"Ich mein doch im Spiel!"

Eilig liefen die beiden von der Brücke hinab am Flussufer entlang durch ein Feld aus hohem Schilf.

Godoan hielt Ausschau nach einem guten Ort, um sich möglichst nah ans Wasser zu begeben, ohne hereinzufallen, und dann mit dem Stock nach dem Floß zu angeln. Komisch, der Frosch hockte immer noch darauf. Beinahe fragte Godoan sich, ob es

dem kleinen grünen Freund gut ging. Er hatte sich doch hoffentlich in Godoans Tasche nicht doch etw-

"Ooooouuuahahpfschhchc ..."

Godoan verstand überhaupt nicht richtig, was passiert war, fand sich aber plötzlich mit dem Gesicht im Matsch wieder und hörte natürlich sofort das begeisterte Gelächter Kiroros. Sein Sturz hatte nicht besonders weh getan, aber er ärgerte sich, dass er jetzt ganz dreckig und nass war und vor Kiroro wie ein Tölpel dastand. Das war nicht fair, er hatte überhaupt nichts falsch gemacht. Sein Fuß war nur an irgendwas hängen geblieben. Könnte eine Wurzel gewesen sein, aber hier war doch nirgends ein Baum, und kleinere Pflanzen hatten keine so dicken Wurzeln.

Es war nicht fair, fand er! Und während er fühlte, wie seine Augen anfangen zu brennen, tat er sein Bestes, um nicht vor Frustration und Scham zu weinen anzufangen. Das würde es nur schlimmer machen.

Verwirrt drehte Godoan sich um, ohne darüber nachzudenken, dass er dadurch von beiden Seiten schlammig und nass werden würde, bis das Wasser seine Hose und sein Wams durchsuppte und er es nicht mehr vermeiden konnte.

„Ach Mist“, murmelte er, und wurde dann jäh aus seinem Selbstmitleid gerissen, was ihm immerhin die Peinlichkeit der Tränen ersparte.

Die Wurzel, über die Godoan gestolpert war, fluchte. Oder murmelte zumindest undeutlich irgendwas, was eher unzufrieden klang.

Kiroro stand dabei und guckte, ihre Augen fast größer als ihr Mund, und sagte ausnahmsweise mal gar nichts.

Godoan wäre gerne der starke Erwachsene gewesen, der die Situation unter Kontrolle brachte, aber er war selbst völlig ratlos, was er tun sollte.

Blinzelnd und nach Luft schnappend versuchte er, ein Bild zusammenzufügen aus dem, was seine Augen wahrnahmen. Er war so fasziniert davon, dass er nicht mal mehr den Drang fühlte, Matsch aus seinem Gesicht zu wischen.

Die Person, die sich vor oder eher ein bisschen neben ihm aus dem Schilf aufrichtete, war unschwer an der Größe als erwachsen zu erkennen, es war kein anderes Kind, aber Godoan hatte noch nie so eine*n dreckige*n Erwachsene*n gesehen

Und ...

Und dann ...

Godoan blinzelte immer weiter, aber das Bild wurde nicht klarer, weil es nicht an seinen Augen lag.

Lag es am Schlamm? Aber nein. So viel Schlamm war nun auch nicht im Gesicht der fremden Person, und tatsächlich war sie gerade dabei, ihn abzuwischen, und was darunter zum Vorschein kam ...

War nicht mehr viel von einem Gesicht.

Da war keine Nase. Die Lippen auch ganz komisch kaputt und ausgefranst an den Wändern. Da war nur noch ein Ohr, und auch von dem nicht alles. Da waren keine Haare. Und die Haut war ein einziges Netz, oder vielmehr ein Wirrwarr aus Linien und Unebenmäßigkeiten, die eigentlich nur Narben sein konnten. Es war ein Anblick, bei dem Godoan erschauerte, und bei dem er unwillkürlich zurückwich, auch wenn seine

Hände auf dem nassen schlammigen Boden mehr rutschten, als dass sie ihn besonders weit zurückschieben konnten.

War das ein Dämon? Ein*e Untote*r? Das einzige, was Godoan davon abhielt, laut zu kreischen und nach seinen Eltern zu rufen, war die noch andauernde völlige Verblüffung über alles, was hier gerade passierte.

Irgendwo in seinem Innern wusste Godoan, dass vor ihm einfach ein Mensch stand, aber der Gedanke daran, dass ein Mensch sich solche Verletzungen zugezogen hatte, wie sehr das weh getan haben musste, wie sich das anfühlen musste, widerstrebte ihm so sehr, dass das Wissen es nicht ganz schaffte, aus dem tiefen Innern durchzudringend.

„Ws... Wie... Ws...? Wo...? Wer? Wo binch?“, murmelte die Person, und klang dabei zwar ein bisschen krächzig-heiser, aber doch so eindeutig menschlich, dass Godoan sofort das schlechte Gewissen befiel.

Si*er konnte ja schließlich nichts dafür, wie si*er Gesicht aussah, und es war wirklich nicht gerecht, si*en für irgendein Monster zu halten deshalb.

„Bist du ein Wassergeist?“, fragte Kiroro, immer noch ganz atemlos, aber anscheinend mit viel weniger Angst als Godoan gerade noch empfunden hatte.

Die Figur machte ein gurgelnd-grunzendes Geräusch und spuckte einen schleimigen Klumpen ins Schilf.

„Ws?“, fragte si*er.

Jetzt, nachdem sich die erste Furcht und Bestürzung gelegt hatte, schien auch Godoan offensichtlich, dass si*er von der ganzen Situation ähnlich verwirrt und überfordert schien wie er und Kiroro.

„Wo binich? Wer seid ihr??“

„Ich bin Godoan, er“, sagte Godoan hilfsbereit, „Und das hier ist Brefhausen, oder naja, eigentlich nicht ganz, aber es ist nicht besonders weit, und mein Vater sagt, es ist unsere Brücke. Also, von dem Dorf. Nicht von unserer Familie. Wir haben keine eigene Brücke; auch wenn ich eigentlich gern eine hätte. Aber mein Vater sagt immer, ist besser so, weil die teuer sind.“

„Ntschuldigung ...“, murmelte die Person. „Was? Wie heißt das hier?“

„Brefhausen“, antwortete Godoan, jetzt doch wieder ein bisschen eingeschüchtert davon, wie gereizt si*er klang, und wie wenig aufnahmefähig si*er offenbar war.

„Und ... Was mach ... Nee, das ist Unsinn, da kannst du mir auch nicht helfen ... Ich mein ... Warte ... Ich find gleich die richtige Frage, tut mir leid ... Was ist denn für eine Zeit? Vormittag, schätz ich?“, fragte si*er, in die Sonne blinzeln.

„Ja, Vormittag. Noch einigermaßen früh“, sagte Godoan.

Si*er nickte und atmete ein paar Mal tief durch. Danach zögerte si*er noch und schaute angestrengt auf die eigenen Beine, wahrscheinlich während si*er nachdachte.

Dann fragte si*er: „Euch sind nicht zufällig Soldat*innen hier aufgefallen? Zu Fuß, auf Pferden, eventuell auch mit Hunden? Irgendwo hier in der Gegend?“

Godoan schüttelte den Kopf. Sowas wäre ihm aufgefallen, und alle seine Freund*innen hätten ihm auch sofort davon erzählt.

„Nein, hier waren keine Soldat*innen“, bekräftigte Kiroro.

„Gut“, seufzte die Person. „Gut.“

„Suchst du welche?“, fragte Kiroro.

Die Person lachte auf.

„Nein, schon gut“, antwortete sie, „Vergiss am besten direkt wieder, dass ich gefragt habe. Ich ... Ich habe mit denen nichts zu tun.“

Den letzten Satz sagte sie mit viel Gewicht und so etwas wie ... Erstaunen? Sie klang dabei, als könnte sie es selbst nicht richtig glauben, aber nicht, als ob sie lügen würde, sondern einfach nur selbst nicht verstand, wie es die Wahrheit sein konnte.

„Bist du ein*e Landstreicher*in?“, fragte Kiroro. „Meine Mutter sagt oft, die sind alle ganz runtergekommen und haben immer Angst vor Soldat*innen und-“

„Kiroro!“, zischte Godoan mit einem nervösen Seitenblick zu di*er Erwachsenen, von di*em er immer noch nicht ganz sicher war, wie gefährlich si*er sein mochte, auch wenn er si*er inzwischen nicht mehr für eine*n Dämon*in hielt.

„Ich ... Ich schätze, irgendwie bin ich das“, brummte die Person nachdenklich. „Aber ...“ Si*er zog eine dreckige, schlammige, nasse Umhängetasche hervor, die sich hinter si*eren Rücken geschoben hatte, fingerte den beschmierten Verschluss auf und fummelte fahrig darin herum. Es klimperte leise. „Ich habe ein bisschen Geld. Nicht viel. Aber ich brauche eine Unterkunft, oder sowas, und ... wahrscheinlich ein Bad?“ Fast so etwas wie ein Lächeln schimmerte um si*ere zerrissenen Lippen. „Ist euch wahrscheinlich schon aufgefallen. Also ... Gibt es hier ein Gasthaus? Oder ... können eure Familien jemanden aufnehmen, für ein paar Tage? Wie gesagt, ich kann bezahlen, und ich kann auch arbeiten. Danke ich.“

Si*er zögerte wieder und eine senkrechte Falte bildete sich in si*erer Stirn.

„Obwohl ich ... Ich glaube, ich kann nichts besonders Nützliches? Aber ich kann Dinge tragen und saubermachen.“ Si*er lachte auf. „Und falls eure Eltern Bäuer*innen sind und jemanden brauchen, die auf das Vieh aufpasst, ich kann auch ganz gut Wache halten, auch wenn es Leute gibt, die was anderes behaupten.“

Godoan und Kiroro sahen einander an.

„Es gibt ein Gasthaus“, sagte Godoan. „Da kannst du wohnen, wenn du es bezahlen kannst. Ist aber teuer, sagt mein Vater immer.“

Kiroro nickte.

„Ja, Mama auch!“

„Ich glaube, ich habe überhaupt keine Vorstellung, was Gasthäuser kosten“, sagte die Person. „Was kostet denn eine Nacht, wenn ich wirklich nur das allerbilligste will? Und ein Bad, wie gesagt, vielleicht?“

„Ich weiß auch nicht“, gab Godoan kleinlaut zu. „Mein Vater sagt immer, das ist ganz teuer, aber ich auch nicht sicher, was das heißt.“

Si*er schnaubte frustriert und wischte nervös in si*erem Gesicht herum.

„Ich glaube, ich habe drei Taler, vierzehn Groschen, und ein paar Heller?“

Godoan und Kiroro sahen einander an, dann si*en, dann zuckten sie mit ausgebreiteten Armen die Schultern.

„Na gut“, murmelte di*er Fremde. „Könnt ihr mich vielleicht zu diesem Dorf führen? Wie heißt das noch einmal?“

„Brefhausen.“

„Ist es ein großer Ort?“

Godoan und Kiroro nickten heftig.

„Ja, ziemlich!“

Si*er kniff die Lippen zusammen und begann: „Ich weiß gar nicht ...“

„Bestimmt zehn Häuser!“, rief Godoan.

Si*er legte die Stirn in Falten, dann lächelte si*er, dann zuckte si*er die Schultern.

„Vielleicht kein schlechter Anfang. Könnt ihr mich hinbringen?“

„Klar!“, antwortete er.

„Dann gehen wir.“

Noch etwas unbeholfen rappelte si*er sich auf, klopfte in einer völlig sinn- und erfolglosen Geste ein bisschen Dreck von sich ab, schaute dabei kurz betroffen und besorgt auf den riesigen Säbel, der an si*erem Gürtel hing, richtete sich dann aber schließlich ganz auf und schaute halbwegs wach und bereit in die Welt.

Jetzt, wo si*er aufrecht war, kam si*er Godoan doch noch einmal bedrohlicher vor. Si*er war ziemlich groß und muskulös, und der Säbel war wirklich riesig. Und si*er trug Stiefel. Die waren zwar schlammverschmiert und nass, aber die Sohlen war frisch und kaum abgetragen.

Ob si*er wirklich nichts mit den Soldat*innen zu tun hatte?

Plötzlich glaubte Godoan si*em nicht mehr so richtig, und das wiederum ließ si*en potenziell noch gefährlicher erscheinen.

Vielleicht würde er si*en lieber nicht zu seiner Familie nach Hause bringen.

Andererseits machten diese Details si*en natürlich auch viel interessanter, und Godoan fühlte sich schon sehr deutlich so, als müsste er tot umfallen, wenn er si*en jetzt zum Gasthaus bringen und nie erfahren sollte, was si*ere Geschichte war.

Denn dass da irgendeine spannende Abenteuergeschichte war, da bestand für ihn keinerlei Zweifel.

Jedenfalls würde er sie jetzt in das Dorf führen, oder? Er war auch da nicht sicher, ob es eine gute Idee war, aber er wollte nicht, dass si*er den Säbel da rauszog, und si*ere Beine waren auch lang genug, dass er sich wenig davon versprach, si*en irgendwo auf ein Feld zu führen und dann wegzulaufen.

Er stieg die Böschung empor.

„Hier entlang!“, rief er. Und dann blieb er plötzlich stehen. „Oh nein VERDAMMT!“

Di*er Fremde zuckte zusammen, fiel auf ein Knie, die Hand schon am Griff des Säbels, und sah sich alarmiert um.

„Was?“, zischte si*er.

„Wir haben das Floß völlig vergessen!“, rief er. „Jetzt ist es weg.“

„Guten Morgen! Dürfen wir das Frühstück servieren, Herr von Orenin?“

„Gerne!“

Narubolan streckte sich und schüttelte die Arme aus, die noch ein wenig mitgenommen waren von den Liegestützen. Frühsport war ein fester Teil seines Tagesrhythmus geworden, seit er als Geisel der Gräfin von Kelthofen hier eingesperrt war. Seine Gefangenschaft erlaubte ihm viel zu wenig Bewegungsfreiheit, und überhaupt zu wenig Zerstreung. Zwar bot die Bibliothek der Gräfin Bücher zuhauf, aber Narubolan bevorzugte menschliche Kontakte, am besten solche der ganz handfesten Art wie beim Zolipan-Spielen, oder zur Not auch bei anderen Spielen, die eher für geschlossene Räume geeignet waren.

Davon gab es hier zu wenig.

Aber immerhin war das Essen gut.

Und er freute sich auf das Turnier, das die Gräfin geplant hatte. Vielleicht würde er sie sogar überreden können, dass er teilnehmen durfte. Vielleicht nicht beim Lanzenreiten, das wäre zu viel gehofft. Zu groß wäre die Gefahr, dass seine Familie Vergeltung an der anderen Geisel üben würde, sollte ihm etwas zustoßen. Dafür waren sie schließlich da. Und Narubolan mochte Yoseqa sogar irgendwie, obwohl er ein verweichlichter Waschlappen war. Aber es gab ja auch weniger gefährliche Elemente eines Turniers wie Bogenschießen, vielleicht sogar einen Ringkampf. Das wäre doch ein guter Kompromiss.

Narubolan war ein guter Ringkämpfer. Leider war er nur ein mittelmäßiger Bogenschütze. Aber er würde nehmen, was er bekam, solange er darin eine Chance fand, der endlosen Monotonie seiner Position für einen Tag zu entrinnen.

Laia hatte selten etwas so nachdrücklich nicht bereut wie ihre Entscheidung, nicht mit der Familie von Orenin zu Akis Sphärisierung zu fahren.

Und selten hatte sie sich so zu einer Entscheidung beglückwünscht wie zu dieser, jetzt, da sie mit der Familie von Orenin zwei Tage in einer Kutsche verbracht hatte.

Sie mochte Aki. Sie mochte Aki sogar sehr.

Aber im Beisein seiner Väter und einer Dienerin konnte sie mit Aki nicht entspannt und frei reden, und genau das war nun mal, was sie an Aki schätzte.

Und sie war zwar durchaus selbstbewusst genug, um damit umgehen zu können, wenn Leute sie nicht mochten, aber zwei Tage nicht mal nur Stille, sondern die mitunter sehr beredte Verachtung von Jakuwe und die subtilere des Barons begannen auch sie zu belasten.

Und sogar Tarmas permanente Freundlichkeit und sein Bemühen um gute Laune fingen mit der Zeit an, zu nerven, gerade auch, weil seine Anstrengungen so verzweifelt gegen die eisige Kälte ankämpften, die seine beiden Partner fortwährend ausstrahlten. Dadurch wurde es sogar eher noch schwerer, weil Laia die unangenehme Stimmung so nicht einmal mehr ignorieren konnte, sondern immer wieder reagieren und sich damit auseinandersetzen musste, weil sie es natürlich nicht über sich brachte, Tarma sich selbst zu überlassen.

So hatten sie viel Zeit mit erzwungenem Geplauder verbracht und Laia damit sogar die Möglichkeit genommen, aus den Fenstern der Kutsche zu schauen und sich

vorzustellen, dass sie nicht tagelang dem schwelenden Hass mindestens einer sehr mächtigen Person ausgesetzt war.

„Wie geht es eigentlich deinem Vater, Laia?“, fragte Tarma.

Und Laia dachte: Xinu, lass es enden. Können nicht irgendwelche Strauchdieb*innen die Kutsche überfallen, ein Rad in einem Schlagloch brechen, oder ein Blitz ein Pferd treffen oder sowas? Ja, die Pferde konnten nichts dafür.

Aber in schweren Zeiten mussten alle Opfer bringen, und sicher hätte Kararos das arme Tier gnädig umarmt und empfangen.

Immerhin war ein Ende in Sicht. Laia traute sich nicht völlig sicher zu, die Landschaft richtig zu erkennen, aber es kam ihr seit ein paar Stunden immer öfter so vor, als würde sie einzelne Abschnitte wieder erkennen, als würden sie sich allmählich dem Sitz der Familie von Orenin annähern.

„Ähm. Och. Ganz gut. Er wird älter und grummeliger und ich muss immer mehr von den Dingen tun, die er eigentlich gerne selbst machen würde, aber sonst ... geht's ihm ganz gut, denke ich“, antwortete sie.

„Er ist auch ein Dieb und Einbrecher und gelegentlicher Räuber, wie du, wenn ich mich richtig erinnere?“, fragte Jakuwe in beiläufigem, oberflächlich freundlichem Plauderton.

„Ja, genau“, antwortete Laia in genau demselben Tonfall.

„Papa!“, rief Aki. „Ist dir das nicht selbst irgendwann peinlich? Kannst du es nicht einfach gut sein lassen?“

Laia wusste aufrichtig nicht, ob sie sich freuen und erleichtert sein sollte, dass ihr*e Freund*in für sie einstand, oder besorgt und schon jetzt genervt auf die Gefahr hin, dass das Gespräch damit in einen familiären Streit übergehen würde, an dem sie sich nicht beteiligen konnte, weil sie zwar sein Thema war, aber eigentlich keine Teilnehmerin, dem sie sich aber auch ganz sicher nicht entziehen konnte, einfach weil sie in dieser von allen Gottheiten verfluchten Kutsche festsaß!

„Ich weiß nicht, was mir peinlich sein sollte“, antwortete Jakuwe spitz. „Sie hat mir doch sogar zugestimmt.“

„Ich weiß, wie du es gemeint hast. Du weißt, wie du es gemeint hast. Du weißt, wie es angekommen ist, und du wolltest es auch genau so“, sagte Aki. „Laia hat sich ihre Herkunft genauso wenig ausgesucht wie ich oder du. Sie ist genauso wenig dafür verantwortlich wie ich oder du.“

„Ich kenne da die eine oder andere Kirche, die dir da wider-“

„Und sogar wenn es anders wäre, wäre es immer noch ein bisschen armselig, sie permanent daran zu erinnern, um sich über sie zu erheben.“

Jakuwe lachte leise. Sogar sein Lachen klang so herablassend, dass sie die weißen Handschuhe, das Puder und den fluffigen Spitzenkragen darin hören könnte.

Und tatsächlich fand Laia, dass der Vergleich zwischen ihrer Herkunft als einer Person, die andere bestehlen musste, um zu überleben, und Akis Herkunft als einer Person, die in einem Schloss aufgewachsen war und nur mit dem Finger schnippen musste, um eine Horde Dienstbot*innen mit Tablettts aus buchstäblichem Edelmetall herbeizurufen, vielleicht nicht ganz so gut war, wie Aki dachte, aber ... Sie wollte siem nicht ausgerechnet jetzt widersprechen, während Jakuwe noch weiter drauf herum ritt:

„Vielleicht will ich ja auch nur dich daran erinnern, mit was für Menschen du dich umgibst, als Sohn-“

„Jakuwe!“, zischte Tarma, drehte sich zu dem Baron um und stupste ihm einen Ellenbogen in die Seite. „Yeto, jetzt sag doch auch mal was!“

Yeto zog missmutig die Stirn in Falten, presste die Lippen zusammen, räusperte sich und sagte: „Jakuwe, lass Akis Freundin in Ruhe. Sie ist unser Gast, und niemand soll sagen können, die Barone von Orenin verspotteten und verhöhnten ihre Gäste.“

Aki schnaubte.

„Ein bisschen mehr Mühe hättest du dir schon geben können.“

Laia war fast ein bisschen überrascht, als der Baron daraufhin mit nach ihrem Gefühl aufrichtig fragender Miene zu Tarma schaute.

Tarma nickte.

Der Baron seufzte. Sein Blick wandte sich kurz der Decke zu, bevor er sich ein kleines Stück vorbeugte und zu Laia sagte:

„Akkado und Tarma Haben recht. Du bist ... Die beste Freundin unseres Sohnes, und das macht dich zu einer Freundin der Familie. Ich gebe dir persönlich mein Wort, dass wir dich in Zukunft auch konsequent so behandeln werden, ohne so unerfreuliche Ausnahmen wie Jakuwes ...

Was ist das? Was denn? Was kann denn so dringend sein?“

Während der Baron gesprochen hatte, hatte die Kutsche zu Laias immenser Erleichterung den Landsitz derer von Orenin erreicht, und jemand in der Livree eines Bediensteten war auf die Kutsche zu gestürzt und klopfte nun hektisch gegen deren Tür. Ebenfalls zu Laias Erleichterung, um ganz ehrlich zu sein. Sie war kurz davor gewesen, einfach direkt aus dem Fenster zu springen, und sie war sich ziemlich sicher, dass es sich nicht öffnen ließ.

Der Baron seufzte noch einmal tief leidend und öffnete dann die Tür.

„Was gibt es denn?“, fragte er vorwurfsvoll, „Was kann denn so eilig sein, Mann?“

Sofort beugte der Bedienstete sich herein und wisperte etwas in sein Ohr, dass Laia nicht verstehen konnte, das aber sehr dringend und besorgt klang.

Die Augen des Barons weiteten sich, er flüsterte Jakuwe etwas zu, der wiederum ungläubig den Kopf schüttelte und in Tarmas Ohr raunte.

Mit für seine Verhältnisse verblüffender Eile kletterte der Baron aus der Kutsche, gefolgt von den anderen beiden, und zu dritt folgten sie in einer Linie eilig dem Diener in das Haus, während sie und Aki verdattert sitzen blieben und ihnen nachschauten.

Es war beinahe eine komische Szene, aber alle 3 wirkten so erschüttert und erschrocken, dass Laia sich das Grinsen verkniiff, zu dem sich ihr Mund formen wollte.

„Was war das denn?“, fragte Laia.

Aki zuckte die Schultern.

Yanis folgte den beiden Kindern, noch immer blinzelnd und den Kopf schüttelnd, noch immer etwas benommen. Ein Teil des Gefühls hatte sicher damit zu tun, dass sie die Nacht an einem Flussufer in einem Schilffeld geschlafen hatte ... und sich anscheinend im Schlaf noch tiefer in den Matsch gerollt, ohne es zu merken. Ein anderer sicherlich auch damit, dass sie gestern am Ende ihrer Flucht so aufgewühlt, aufgeregt,

verzweifelt, traurig und gleichzeitig erschöpft gewesen war, dass sie das Gefühl gehabt hatte, Hilfe beim Schlafen zu brauchen und sich eine Art ... Belohnung verdient zu haben, und deshalb zwei von den kleinen Pastillen genommen hatte. Das hatte tatsächlich gut funktioniert, aber sie fühlte sich immer noch nicht wieder ganz klar, und sie dachte zumindest noch kritisch genug, um zu erkennen, dass das gerade in dieser Situation ein enormes Problem war.

Sie nahm sich fest vor, vorsichtiger zu sein, zurückhaltender. Diszipliniertes. Sie war immerhin eine Shiu'Hzim, irgendwie. Disziplin war in gewisser Weise das Einzige, was sie jemals wirklich gelernt hatte.

Gleichzeitig dachte sie, als sie ihren kleinen Fremdenführer*innen in das Dorf folgte – sie hatte den Namen schon wieder vergessen –, dass dies genau dasselbe Dorf sein musste, in dem sie ... Ihr Verstand schreckte davor zurück, den Gedanken zu konkretisieren: verletzt worden war. Dass es also das Dorf sein musste, in dem sie auch ... Wieder die Schwelle, die sie nicht überwinden wollte: gepflegt worden war.

Das Dorf, in dem die sonderbare alte Frau wohnen musste, die die Pastillen hatte.

Yanis hatte nicht mehr sehr viele. Sie wagte nicht, sie zu zählen. Vielleicht zehn, vielleicht zwanzig, aber keinesfalls mehr als zwanzig.

Vielleicht wäre es auch gar nicht gut, zu viele zu haben.

Aber zu wenig ...

Zu wenig ...

War auch nicht gut.

Die beiden Kinder führten Yanis zu einem kleinen, nicht besonders gepflegten Bauernhof.

Nach einem Leben auf Yeshaga war Yanis es nicht gewohnt, Unordnung toleriert zu sehen.

Umso deutlicher fiel ihr deshalb ins Auge, wie viele nicht ausgebesserte Schadstellen die Stalltür verschandelten, vom spröde sich langsam abschälenden Holz auf der ganzen Fläche über Biss- und Fraßspuren von Kühen oder Pferden weiter oben und kleineren Tieren weiter unten.

Yanis hätte nicht vermutet, dass Hunde Stalltüren bissen, aber sie hatte andererseits sogar auf Yeshaga ein paar Gelegenheiten gehabt, zu beobachten, was gelangweilte oder schlecht gelaunte oder hungrige oder einfach verspielte Hunde alles machten, und ein Teil der Spuren war deutlich zu hoch für Mäuse oder Ratten und deutlich zu niedrig für ein Pferd oder eine Kuh, fand sie.

Eine Katze hätte es rein von der Größe her auch sein können, aber es gab auf der Burg einige Katzen, um Mäuse und Ratten unter Kontrolle zu halten, deswegen wusste Yanis genug über sie, um sicher zu sein, dass sie garantiert keine Türen anknabberten. Und Krallenspuren sahen anders aus.

Aus der Perspektive einer Soldatin, die in einem militärischen Kloster aufgewachsen war, fand Yanis hier viele solcher Hinweise auf defizitäre Disziplin.

Das Dach der Scheune war bewachsen und an ein paar Stellen sichtbar undicht. Auf dem Hof standen verschiedene Geräte wie eine Mistgabel, ein Besen und sogar ein altes zerbrochenes Spinnrad im Freien herum und verrosteten und zerfielen dort allmählich.

Die Hühner liefen über den Hof, in anscheinend gänzlich uneingeschränkter Freiheit, und an nicht wenigen Orten waren Spuren ihrer und anderer Vögel Verdauung zu erkennen.

Yanis' erster Impuls war, auf diesen Mangel an Disziplin und Ordnung herabzublicken und die Bewohner*innen dieses Hofes zu bemitleiden, aber dann fiel ihr ein, welchen Anblick sie selbst gerade bot. Sie konnte froh sein, wenn die guten Leute sie nicht mit einem Besen wieder auf die Straße zu prügeln versuchten, sobald sie ihrer gewahr wurden.

„Ist das euer Zuhause?“, fragte sie, sowohl um sich von diesen unerfreulichen Überlegungen abzulenken als auch, weil sie Kindern nicht traute und deshalb wirklich keine Gewissheit darüber hatte, warum sie sie hierhergeführt hatten.

„Meins!“, antwortete der etwas ältere Junge.

„Meine Mama ist die Bürgermeisterin!“, verkündete das Mädchen stolz.

„Hätte ohne uns aber auch keine Eier!“, antwortete der Junge defensiv.

„Ich mag sowieso keine Eier!“

„Oh je! Ganra! Ganra, komm schnell!“, rief eine Stimme vom Wohnhaus aus.

Janis wirbelte herum und sah zwei Erwachsene, mutmaßlich die Eltern des Jungen, aus der Tür auf sich zukommen.

Eine*r von ihnen trug eine in verschiedenen unerfreulichen Farben beschmierte Schürze und hielt tatsächlich sogar ein Schlachtebeil in der Hand, von dem Yanis allerdings nicht zuletzt aufgrund der Schürze vermutete, dass die Person es immerhin nicht vorrangig dabei hatte, um es gegen sie zu verwenden.

Di*er zweite war etwas weniger bedrohlich bewaffnet, aber in diesem Fall nahm Yanis sogar an, dass sie das alte Brett nur aufgelesen hatte, um im Ernstfall irgendetwas gegen die unheimliche Landstreicherin in der Hand zu haben.

Die beiden kamen langsam näher und hielten zwar ihre Gegenstände fest umklammert, versuchten dabei aber zumindest, freundlich dreinzublicken.

Die Person mit dem Brett bemerkte zuerst den Säbel an Yanis' Koppel. Si*ere Augen weiteten sich und si*er schaute nachdenklich auf das Brett in der eigenen Hand, offensichtlich unentschlossen, ob si*er es besser fallen lassen oder noch fester halten oder es über den Kopf heben und laut schreiend auf die Fremde zu rennen sollte. Am Ende entschied si*er sich für die mittlere Variante.

Yanis atmete tief durch und setzte ihr nettestes Lächeln auf, das sogar früher schon nur selten seinen Zweck erfüllt hatte. Wie es nun mit ihrem neuen Gesicht aussah, konnte sie noch nicht sicher einschätzen, aber sie erhoffte sich nicht viel.

Zumindest schien es die Intention richtig zu vermitteln, nicht gefährlich auszusehen, denn die beiden Erwachsenen zeigten ebenfalls die Zähne, in einem verängstigten Versuch, gute Absichten zu demonstrieren.

„Di*en haben wir gefunden!“, rief der Junge ihnen entgegen. „Ich hab si*em gesagt, dass si*er bei uns schlafen kann, wenn si*er will. Si*er hat kein eigenes Haus, und ich habe gesagt, dass unseres ganz groß und schön ist!“

Die Eltern – Yanis war sich da jetzt sicher - lächelten ihm zu, aber nur kurz, um ganz sicher zu sein, dass sie Yanis nicht aus den Augen ließen.

„Das ist sehr lieb von dir“, sagte eine*r von ihnen. „Aber wir sind uns noch nicht ganz sicher, weißt du, wir kennen uns ja noch gar nicht ...“

Yanis stöhnte. Sie war schon zu den besten Zeiten nie besonders geschickt mit anderen Menschen gewesen. Sie würde diese Sache schon als Erfolg betrachten, wenn niemand ums Leben kam.

„Schaut“, sagte sie, „Ich will niemandem zur Last fallen. Ich brauche nur eine Unterkunft für eine Nacht, oder zwei, dann ziehe ich weiter.“

Langsam führte sie eine Hand zu der Tasche an ihrer Seite, zog den Geldbeutel daraus hervor und klimperte ein wenig damit, in einer Geste, von der sie nicht sicher war, ob sie beruhigend oder bemitleidenswert oder einfach beides wirkte.

„Ich habe auch ein bisschen Geld, ich kann bezahlen.“

Die beiden Bäuer*innen sahen erst Yanis, dann ihren Sohn, dann einander an und wiederholten diese Abfolge dann noch zweimal.

Die Situation war offensichtlich für alle Beteiligten ausgesprochen überfordernd. Zumindest für die Erwachsenen. Die beiden Kinder schienen ihren Spaß zu haben und wirkten eigentlich sehr zufrieden mit dem Lauf der Dinge.

„Heute Abend werde ich ein neues Projekt beginnen!“, verkündete die Gräfin.

Ihre Arme waren ausgebreitet, die Spitzen ihrer weiten, zu den Händen hin immer weiter werdenden Ärmel wehten und flatterten in der Zugluft des großen Speisesaals sowie durch ihre Bewegungen und näherten sich immer wieder bedrohlich ihrem Rotweinkelch und dem Braten auf ihrem Teller, jedoch ohne sie jemals wirklich zu berühren.

Narubolan kam nicht umhin, ihr Talent für Selbstinszenierung zu bewundern, und ihre Entschlossenheit, sogar in diesem kleinen Kreis eisern an ihrer Rolle festzuhalten, ohne jemals zuzulassen, dass die Larve auch nur ein kleines Stück verrutschte.

An dem riesigen, langen Tisch in der riesigen, langen und außerordentlich zugigen Halle saßen lediglich die Gräfin selbst, ihre Tochter Hamelio, ihr Bruder Neffl, ihr gebrechlicher alter Onkel Karagul, der es an vielen Tagen schon nicht mehr bis an den Tisch schaffte, Narubolan selbst und die zwei anderen Geiseln des Hauses, Temblin und Berkofal.

Und natürlich die fünf Bediensteten.

So gesehen war der Kreis gar nicht so klein. Die Geiseln repräsentierten immerhin drei einflussreiche Familien aus anderen Reichen, und Bedienstete wurden vom Adel zwar gerne ignoriert, aber Narubolan war immer sehr bewusst gewesen, dass sie auch Menschen mit Meinungen, Ohren und Mündern waren. Vielleicht hatte die Gräfin einfach recht, und er dachte nur selbst zu kurz und zu klein.

Trotzdem ging ihm ihre Aufführung immer ein bisschen auf den Geist.

„Ich werde heute Abend ein Bild malen, das beginnen wird als eine schlichte Landschaftsansicht, aber bei näherer Betrachtung wird deutlich werden, dass es eine Allegorie ist auf das menschliche Leben, sowohl in seinem generellen Verlauf, als auch in seiner Interaktion in der Gesellschaft.“

„Es wird ein sehr beeindruckendes, geradezu atemberaubendes Werk sein“, sagte Narubolan.

Die Gräfin hatte noch nie eines ihrer Bilder gezeigt. Er war nicht mal völlig sicher, ob sie überhaupt jemals eines gemalt hatte. Ihre Beschreibungen blieben in jedem Fall stets vage genug, um ihn daran zweifeln zu lassen.

Die Gräfin schaute ihn mit einer gehobenen Augenbraue an, geformt wie eine Sichel und dem Anblick nach ähnlich scharf und gefährlich. Er versuchte es mit einem beschwichtigenden Lächeln, das aber in ihrer Miene keinerlei Erwiderung fand. Die Sichelaugenbraue rührte sich um keine Haaresbreite.

„Verzeiht, Erlaucht, ich, und ich bin sicher: alle anderen in diesem Saal, würden einfach nur gerne einen Blick auf Eure glorreiche Kunst erhaschen, um von ihrer subtilen Aussagekraft erleuchtet zu werden!“

Er hatte nicht für möglich gehalten, dass die Augenbraue noch höher steigen konnte. Zeit, die Klappe zu halten, bevor sie ihn ohne Abendessen in sein Zimmer zurückschickte. Und das Abendessen sah heute wirklich besonders köstlich aus. Der Braten war saftig, mit knuspriger Kruste, die kleinen Fische, die der Koch aus unerfindlichen Gründen für eine gute Beilage gehalten hatte, die Narubolan aber jedenfalls auch immer sehr gerne aß, waren goldbraun geröstet, die Gemüsebananen glänzten mit Butter, und die Bohnen ...

Und der Duft erst!

Er schluckte den in seinem Mund zusammengelaufenen Speichel und lächelte die Gräfin noch einmal an, so freundlich er konnte.

„Ich bin sicher, dass es ein ganz wunderbares Gemälde wird.“

Ihr Blick sagte sehr deutlich, dass ihr nächstes Gemälde in seinem eigenen Blut entstehen würde, wenn er noch einmal solch schelmische Kommentare wagte, und er war sich nicht völlig sicher, wie sehr er darauf vertrauen konnte, dass der Gedanke an seine Gegengeisel ihre Wut dämpfen konnte. Deswegen neigte er demütig den Kopf, ignorierte Temblins hinter einer Hand verborgenes Lächeln und Karaguls Kichern, hob die Essstäbchen und schaute erwartungsvoll auf seinen Teller, in die Runde, dann wieder auf den Teller.

Die Gräfin zögerte kurz, hob dann noch die zweite Augenbraue zur ersten dazu, nickte aber schließlich, lächelte huldvoll in die Runde und flötete ein beinahe fröhliches:

„Viel Vergnügen!“

„Also, das Schwert hat ihn ...“

„So könnte man das sagen“, antwortete Aki.

„Von hinten“, stellt Laia klar.

„In der Tat.“

„Ganz durch?“

„Der Winkel war wohl wirklich sehr ungünstig“, sagte Aki.

„Und ihr glaubt, dass euch irgendjemand abkauft, dass das ein Unfall war?“

„Auf gar keinen Fall.“

„Gut, dass ihr eine*n gerade erst sphärisierte*n Illusionist*in in der Familie habt.“

Aki lachte auf.

„Ich glaube nicht, dass uns das auf lange Sicht irgendwie rettet. Außerdem heißt es nicht ‚sphärisiert‘, verflix, hör auf damit, so nimmt mich doch niemand ernst!“

„Kommt mir angemessen vor.“

Laia atmete tief ein und ließ die Luft langsam durch die Nase ausströmen.

„Echt ein Jammer. Ich mochte Yoseqa.“

Aki nickte.

„Ja, ich auch.“

Eine ganze Weile saßen die beiden einfach nur da und schauten betreten auf den Tisch.

„Und was heißt das jetzt ... politisch?“, fragte Laia. „Also, was passiert? Bringen die jetzt ihre eigene Geisel um? Oder schlimmer? Es gibt doch jetzt keinen Krieg, oder?“

Aki schüttelte den Kopf.

„Krieg ziemlich sicher nicht. Aber wie ich die Gräfin einschätze, könnte es für Narubolan eng werden, wenn sie es herausfinden. Mochte ihn eh nie besonders.“

„Aki!“

„Ja, schon gut. Niemand will, dass Narubolan stirbt. Wenn es sich irgendwie vermeiden lässt.“

„Bestimmt lässt sich das doch irgendwie vermeiden! Ihr könnt es ihr erklären, oder könnt ihr vielleicht ... irgendein Lösegeld zahlen oder sowas?“

Sier zuckte die Schultern.

„Erklären wird nichts nützen, du hast ja gerade schon selbst gesehen, wie glaubwürdig das ganze klingt. Lösegeld ... Ich glaube nicht, dass die Gräfin irgendeine Ausgleichszahlung akzeptieren würde. Ich glaube, unsere beste Chance ist, dass sie es nie erfährt.“

„Womit wir wieder bei dem*r Illusionist*in wären!“

„Vergiss es! Dafür ist sie zu raffiniert und zu misstrauisch. Eine Zeit lang würde das gut gehen, aber dafür wären sie hinterher nur umso wütender und überzeugter davon, dass wir finstere Absichten haben.“

„Wie soll sie es denn herausfinden? Und ihr müsst es doch auch gar nicht für immer geheim halten. Es würde doch reichen, wenn ihr es mehr ... nach einem Unfall aussehen lasst, oder?“

„Das ist doch aber eben das Problem! Sie wird auf jeden Fall die Leiche sehen wollen, und wenn die ein halbes Jahr alt ist, dann kann es ansonsten noch so sehr nach einem Unfall aussehen, dann wittert sie Betrug.“

Laia stützte die Ellenbogen auf den Tisch und barg ihr Gesicht in den Händen, um so auszusehen, als würde sie angestrengt nachdenken. Tatsächlich war sie sich darüber im Klaren, dass das nicht viel bringen konnte. Sie verstand von den Feinheiten der diplomatischen Beziehungen zwischen adligen Familien ähnlich viel wie ein durchschnittliches Hausschwein von der Hohen Vestrikischen Dichtkunst. Oder vielleicht sogar eher ein durchschnittliches Wildschwein. Ein Vestrikisches Hausschwein konnte ja durchaus Dinge aufgeschnappt haben ...

Aber sie wollte gerne nützlich sein und hatte eine Idee. Es gab nun mal nicht so viele Dinge, die sie tun konnte, die in so einer Situation potenziell hilfreich waren.

„Können wir Narubolan da irgendwie rausholen? Falls ihr wisst, wo er untergebracht ist, komme ich sicher irgendwie in sein Zimmer ...“

Aki kratzte sich am Kopf.

„Ich glaube, dass es zu riskant. Wir wissen nicht genau, wo seine Gemächer sind, und die Gräfin lässt ihr Schloss gut bewachen. Sie hat mehrere Geiseln, und ich habe sogar Gerüchte über Dämonen gehört, die an das Gebäude gebunden sind und Eindringlinge fangen sollen ...“

„Und dann? Einfach aufgeben?“

„Nein ...“

Aki schüttelte den Kopf und schaute nachdenklich auf den Tisch.

„Ich denke, wir müssen zunächst einmal mehr über die Situation herausfinden. Die Gräfin von Kelthofen wird demnächst ein Turnier abhalten, ich finde, dass das eine perfekte Gelegenheit wäre, sich unauffällig unter die vielen anderen Gäste zu mischen, mehr über die Sicherheitsvorkehrungen rauszufinden oder Narubolan vielleicht sogar direkt zu retten. Aber meinen Vätern in das immer noch zu riskant. Wenn sie wenigstens eine bessere Idee hätten. Wahrscheinlich streiten und zögern Sie einfach, bis die Sache sich von selbst erledigt hat, durch Enthauptung oder so.“

„Aber wenn wir ihn dann gerettet haben, bringt uns das überhaupt etwas? Riskieren wir damit nicht sogar Krieg? Ich weiß ja nicht, wie sowas läuft ...“

Aki zuckte die Schultern.

„Es verbessert zumindest unsere Verhandlungsposition und könnte uns eine Chance geben, ihr die Lage zu erklären. Vielleicht können wir dann mit Geld etwas machen. Sie hätte zumindest kein unmittelbares Druckmittel mehr und müsste uns zunächst einmal zuhören. Ich kann mir wirklich nicht vorstellen, dass sie direkt angreifen würde.“

Laia nickte, und massierte sich nachdenklich mit einer Hand den Nacken.

„Aber wie würden wir denn das mit dem Turnier machen? Das ist ja sicherlich öffentlich, aber das Publikum wird doch nicht in das Schloss gelassen. Und wenn sie so vorsichtig und raffiniert ist, dann wird sie doch sicher auch niemanden von eurer Familie als Gast einladen, oder?“

„Definitiv nicht. Wir bräuchten eine Strohperson.“

„Strohperson? Das klingt gruselig! Kannst du das bitte nie wieder sagen?“

Aki lachte.

„Klar, tut mir leid. Aber ich meine halt eine Person, die wir vorschicken können, die mit meiner Familie überhaupt nicht verbunden ist ...“

Laia grinste und hob einen Finger.

„... Und die einigermaßen glaubwürdig an dem Turnier teilnehmen kann idealerweise sogar bis ins Finale kommt, um bei den internen Veranstaltungen dabeizusein.“

Laia senkte ihren Finger schnell wieder und versteckte ihn unschuldig grinsend hastig unter dem Tisch.

Aki nickte.

„Und wenn du dich einfach in eine*n furchtbare*n Krieger*in illusionierst?“

Sier schüttelte den Kopf.

„Ich weiß“, sagte sie. „War nur ein Scherz. Wir brauchen also irgendeine*n echte*n furchtbare*n Krieger*in ...“

„Ja, genau!“

„Wer könnte das wohl sein ...?“

Icaras Säbel flog in hohem Bogen aus ihrer Hand und landete laut scheppernd auf dem Kopfsteinpflaster des Hofes. Icara kreischte und fluchte laut und unflätig.

Yanis trat einen Schritt zurück und ließ ihre Waffe sinken, während sie ihre Freundin fragend ansah.

„Ungerecht!“, schrie Icara. „Ungerecht! Ich bin gestolpert, oder ausgerutscht, da lag irgendwas auf dem Boden hinter mir!“

Zu sonderbar, wie immer etwas auf dem Boden hinter ihr gelegen hatte, wenn sie verlor, und wie das dann immer ungerecht war, während Yanis immer an jedem Missgeschick selbst schuld war.

Aber sie wusste, dass sie sich mit einer Diskussion nur selbst das Leben schwer machen würde, deshalb zuckte sie einfach die Schultern, hob Icaras Säbel auf und hielt ihn ihr mit dem Griff voran entgegen.

Icara nahm die Waffe an - und nutzte die Gelegenheit, um flink und kräftig mit der flachen Seite der Klinge über dem schlanken Korb auf Yanis' Hand zu schlagen.

Jetzt war es an Yanis, zu schimpfen, während ihr Säbel auf den Steinen schepperte, und Icara machte einen entschlossenen Schritt auf sie zu, um die Spitze ihrer eigenen Waffe auf Yanis' Brust zu setzen.

Kurz dachte Yanis darüber nach, den Kampf fortzuführen und Icara noch einmal zu entwaffnen, aber sie entschied sich dagegen. Sie hatte sich auf einen netten gemeinsamen Abend gefreut und wollte ihn nicht mit Streit verbringen.

„Glückwunsch!“, sagte sie mit dem besten Lächeln, das sie über sich brachte, hob leise fluchend ihre Waffe wieder auf und schob sie zurück in die Scheide an ihrem Gehänge. „Hast mich überlistet.“

„Gewonnen ist gewonnen!“, lachte Icara. „In der Schlacht interessiert ja auch niemanden, welche Mittel wir gebraucht haben, um die Mission zu erfüllen.“

„Ja, sicher ...“

Yanis legte einen Arm um die Icaras Schulter, während sie gemeinsam zum Abendessen im Speisesaal liefen, um an der Tür plötzlich ihren Kopf zu packen und mit dem Gesicht voran gegen den Türrahmen zu schlagen einmal, ein zweites Mal, und immer wieder, während die Geräusche immer mehr von harten Schlägen zu etwa Weicherem überg...

Yanis erwachte

Sie blinzelte in Sonnenlicht, das durch die Spalten einer hölzernen Decke überraschend hoch über ihr fiel. Irgendetwas piekte in ihren Oberschenkel, ihre Seite und sogar ihr Gesicht, und sie verstand nicht ...

Ach ja. Stroh.

Yanis stöhnte, während allmählich die Erinnerung wieder in ihren noch etwas behäbigen Geist sickerte. Sie fuhr sich mit einer Hand durch die ...

Ach ja. Haare hatte sie auch nicht mehr.

Yanis schluckte und setzte sich langsam auf. Sie sah sich um in der Scheune, in der die Bäuer*innenfamilie sie einquartiert hatte, während sie genervt vorsichtig mit dem Ärmel den Rotz aus ihrem Gesicht tupfte, um sich nicht weh zu tun. So gut erinnerte sie sich immerhin schon wieder an ihre Situation. Am Anfang hatte sie manchmal mit zu viel Druck oder anderweitig zu unachtsam gewischt, und die immer noch nicht ganz verheilten Wunden hatten das nicht gut aufgenommen.

Sie lag auf einem Haufen mittelmäßig liebevoll gebundener Strohballen, unter ihr gackerten und scharrten Hühner auf dem Boden, und das Licht der Morgensonne schien nicht nur durch das Dach herein, sondern auch durch das offene, flügellose Tor, durch das sie, wie für sie inszeniert, die beiden Eltern sehen konnte, die miteinander sprachen und dabei immer wieder verstohlen in Richtung der Scheune schauten.

Yanis schnitt eine Grimasse und stöhnte noch einmal. Die beiden hatten ihr gestern Abend schon deutlich genug gezeigt, dass sie ihr nicht trauten und nur aus Angst vor der bewaffneten Fremden gastfreundlich gewesen waren. Sie hatten sogar ihr Geld abgelehnt, und Yanis hatte darauf verzichtet, ihnen deutlich zu machen, dass sie das noch als zusätzliche Beleidigung empfand. Sie war einfach noch nicht an dem Punkt angekommen, an dem sie sich als Bettlerin empfand, die für Almosen dankbar sein musste.

Es war eigentlich schade. Sie hatte gar nicht schlecht geschlafen in der Scheune, trotz des pieksigen Strohs, und obwohl sie von dem sicherlich angenehmen Geruch mangels einer funktionierenden Nase nicht viel mitbekam. Aber in diesem Moment gab

es keinen Zweifel mehr daran, dass sie weiterziehen musste. Das war sicherlich ohnehin eine gute Idee. Bestimmt würden die Suchtrupps früher oder später auch hier ankommen, und es war nicht so, als hätte Yanis irgend eine realistische Möglichkeit, ihre Identität zu verschleiern.

Sie packte ihre wenigen Sachen zusammen, machte ein paar Pro-Forma-Bewegungen, um das Stroh wieder so aussehen zu lassen wie zuvor, legte aufs Geratewohl eine Silbermünze gut sichtbar auf einen der Ballen - und wusste dann nicht so recht weiter. Natürlich konnte sie einfach durch das große Tor gehen, aber ihr war die Situation unangenehm und sie wollte das peinliche Gespräch vermeiden, falls die beiden sie fragten.

Es gab auch nicht einfach eine Tür auf der anderen Seite der Scheune, das wäre zu einfach gewesen. Aber immerhin entdeckte sie ein Brett, das lose genug war, dass sie sich hindurchschieben konnte. Dafür musste sie es noch etwas weiter lockern oder vielleicht sogar ganz heraus brechen. Die Abwägung, ob die Vermeidung eines unangenehmen Gesprächs es wert war, dass sie Eigentum ihrer Gastgeber*innen beschädigte, beschäftigte für sie für einige wenige Herzschläge, bis sie Hufschlag hörte, und vielleicht sogar Hundebellen. Ob eingebildet oder nicht, das gab den Ausschlag. Sie brach das Brett heraus und schlüpfte mit einem kurzen Stoßgebet an Shiu aus der Scheune

Blieb zu hoffen, dass sie das Haus der alten Frau schnell finden würde. Denn Hunde und Pferde und Shiu'Hzim hin oder her. Zu der alten Frau musste sie noch einmal, um ... Und sie war sich auch sicher genug, dass Ikrezia sie im Notfall verstecken würde.

„Was soll das heißen, zwei? Du hast mir bestimmt 30 Stück einfach so geschenkt, wahrscheinlich mehr! Jetzt erzähl mir nicht, du hättest nur zwei!“

Yanis versuchte, ruhig zu bleiben, versuchte, sich zurückzuhalten. Sie schaffte es, die Hexe nicht zu packen und zu schütteln, und schämte sich dafür, schon darauf ein bisschen stolz zu sein.

„Die alte Ikrezia hat noch keine neuen gemacht, Mäuschen!“ Schon wieder dieses ekelhafte schrille Kichern. „Es ist auch Arbeit, und ich konnte schlecht wissen, dassde so schnell wieder kommen würdest! Dachte, du würdest ich jetzt erst einmal in deinem Mauseloch verkriechen, zusammen mit der hübschen blonden anderen Maus!“

Janis knurrte und ballte beide Hände zu Fäusten.

„Denk nach, was du sagst, du ... Warte, woher weißt du-“

„Tsk, tsk!“

Ikrezia hob mahrend einen knorrigen faltigen Zeigefinger und wackelte ihn von links nach rechts.

„Die alte Ikrezia weiß immer, was sie sagt. Und du, Mäuschen? Was weißt du?“

Yanis hörte sich schwer atmen, spürte, wie ihr ganzer Körper sich anspannte, ihre Augen sich weiteten und etwas in ihrer vernarbten Ruine von einem Gesicht zu pochen begann. Sie zwang sich, weiter zu atmen, tiefer zu atmen, ruhiger zu atmen.

Sie versuchte, sich von sich selbst zu distanzieren und zu ihrer Disziplin zurückzufinden, wie sie gelernt hatte. Sie versuchte, nicht an die Demütigung zu denken und an ihre Scham. Sie versuchte, einfach nur zur atmen und zu tun, was sie tun musste, wie sie es gelernt hatte.

„Kann ich dann wenigstens die zwei haben?“, fragte sie leise.

Ikrezia grinste sie erwartungsvoll an und zeigte dabei ihre verwirrend vollzählig und strahlend weißen Zähne.

Yanis biss die ihren fest zusammen, sog Luft durch die Nase und ließ sie schnaubend wieder aus.

Ikrezias Grinsen verlor kein Jota seiner Strahlkraft.

„Naaaa...?“ Ihre brüchige Stimme klang, als würde sie eine Katze zu locken versuchen, die sich auf einen Baum geflohen hatte.

Yanis nahm noch einen tiefen Atemzug, ballte ihre Fäuste noch fester, schloss die Augen und schluckte ihren ganzen Stolz herunter. Zum Glück war nicht mehr so viel übrig, sonst wäre er ihr vielleicht im Hals stecken geblieben.

„Bitte!“, stieß sie hervor.

Ikrezia klatschte in die Hände und lachte, und hüpfte sogar zweimal auf der Stelle. So sehr genoss sie die Situation.

„Wenn du schon so l-“

„Halt!“

Jetzt flackerte das Grinsen der alten Frau doch.

„Nanu?“

Yanis hob eine Hand.

„Hufschlag!“, zischte sie.

Und so alt Ikrezia auch war, ihr Verstand war scharf. Sie begriff sofort.

„Zeit fürs Mauseloch!“, kicherte die alte Frau, nahm Yanis bei der Hand und führte sie in eine Ecke des Raumes.

Sie schob dort ein kleines Regal zur Seite und wandte sich dann wieder Yanis zu.

„Die alte Ikrezia ist schon ein bisschen steif, kann sich nicht mehr so gut bücken. Machst du bitte auf, Mäuschen?“

Sie zeigte auf eines der Bretter, mit denen der Boden ausgelegt war. Yanis verstand nicht so richtig, kniete aber nieder und fummelte an dem Brett herum. Es war lose.

„Noch weiter!“

Yanis war vielleicht nicht ganz so schlau wie die alte Hexe, aber so allmählich verstand sie doch. Sie schob noch zwei weitere Bretter zur Seite, überwand den intensiven Widerwillen im Hinblick auf die immer näherkommenden Hufschläge, und jetzt hörte sie auch ganz sicher ein gelegentliches Hundebellen, und schlüpfte in den leeren Zwischenraum. Sie zog die Bretter wieder über sich, so gut sie konnte und Ikrezia schon den Rest mit dem Fuß zurecht. Dann brachte sie das Regal wieder in Position, und schon klopfte es an der Tür.

„Jaaaa? Hoher Besuch!“ Das Kichern. Yanis schauderte. „Was kann ich für die edlen Kriegerinnen tun?“

Yanis Atem stockte, und sie fühlte sich buchstäblich starr vor ... Was auch immer genau dieses Gefühl war. Vielleicht nicht ganz Angst. Ehrfurcht, und das verwirrende Gefühl, plötzlich nicht mehr zu verstehen, wie sie jemals das Gefühl gehabt haben konnte, irgendeine Entscheidung, die hierher geführt hatte, könnte richtig gewesen sein.

Sie hörte die Stimme ihrer alten Lehrmeisterin.

„Wir suchen eine Person“, sagte Goma, „Sie ist sehr leicht zu beschreiben und sehr schwer zu übersehen. Sie hat schwere Brandverletzungen am ganzen Körper, insbesondere am Kopf. Ihr Gesicht ist fast vollständig zerstört.“

„Und wir wissen, dass sie bei dir ist!“, rief Icara, von etwas weiter weg.

Sie hatte den Sturz also überstanden.

Yanis war nicht sicher, wie sehr sie enttäuscht und wie sehr sie erleichtert sein sollte.

Ikrezia kicherte wieder.

„Ooohhh... Ich weiß genau, wen Ihr meint, edle Kriegerin! Ich kenne sie sehr genau, jede einzelne Narbe, jede einzelne Wunde. Armes Mäuschen! Aber oh weh, sie ist nicht hier. Wie gern ich Euch geholfen hätte!“

„Lüg nicht!“, fauchte Icara. „Wir wissen genau, dass sie hier ist! Goma, soll ich die Hunde loslassen? Die finden Sie bestimmt!“

Ikrezia kicherte.

Yanis wagte kaum, zu atmen.

Sie wusste gar nicht genau, was sie fürchtete. Was konnten wir die anderen schon noch antun? Das Einzige, was sie wirklich vermeiden wollte, war die Scham. Wie sie sich schämen würde, wie eine Ratte zwischen Holzbrettern im Boden verkrochen gefunden zu werden. Yanis, die beste Rekrutin ihres Jahrgangs, die davon geträumt hatte, eines Tages eine Hohe Heilige zu werden und in Tempelfriesen und Standbildern verewigt zu werden.

Wie albern ihr diese Vorstellung jetzt erschien. Wie eine Küchenschabe, die davon träumt, ein Rennpferd zu werden.

Aber warum eigentlich überhaupt irgendjemandes Nutztier sein?

„Die Hunde schlagen nicht einmal an“, erwiderte Goma.

„Weil hier niemand ist!“, kicherte Ikrezia.

„Sie lügt! Bestimmt hat die alte Hexe irgend einen Trick, lass mich nur schnell, komm her!“

Ikrezias Kichern schlug um in erst wütendes, dann schmerzerfülltes Kreischen.

„Hzim!“, erklang Gomas durchdringende Kommandostimme, „Zurück, sofort! Das ist nicht unser Mandat!“

„Sie weiß-“

Ein hartes, sehr unangenehmes Geräusch und ein empörter Aufschrei von Icara.

„Ich werde es nicht noch einmal sagen, Hzim!“

Stiefelschritte, die die Hütte verließen.

„Ich erlehe Vergebung für diese unwürdige Rekrutin“, sagte Goma. „Sie wird lernen, unser Mandat zu achten, ich verspreche es Euch!“

Ikrezia kicherte schon wieder unbeschwert.

„Oh ich bin ganz sicher. Und jetzt lasst mich bitte in Frieden, eine alte Frau verträgt so viel Aufregung nicht!“

„Sofort.“

Die Tür schloss sich. Ikrezia wartete eine Weile, die Yanis unendlich lang vorkam, bevor sie das Regal wieder zur Seite schob. Yanis warf die Bretter von sich und tauchte aus ihrem Versteck auf wie eine Ertrinkende aus dem Wasser.

„Danke!“, sagte sie.

Ikrezia lächelte huldvoll.

„Schuldest mir was, Mäuschen.“

Yanis nickte, noch immer keuchend, jetzt, da sie wieder durfte.

„Es ist wahr!“

„Ich weiß auch schon, was!“

Jetzt erst wurde Yanis klar, dass das Gespräch eine besorgniserregende Wendung genommen hatte. Sie schaute fragend zu der Greisin auf.

„Was meinst du?“

Ikrezia kicherte.

„Einen schönen Säbel hast du da! Ist bestimmt einiges wert.“

„Aber das ist ...“

„Ein sehr schöner Säbel! Sicher nicht mehr wert als dein Leben, und deine Gesundheit. Sag dir was, Mäuschen: Die alte Ikrezia gibt dir noch zehn Balsampastillen dazu, weil sie Mitleid mit dir hat.“

Yanis spürte, wie die Hitze in ihr Gesicht schoss. Das Keuchen war leiser geworden, aber ihr Atem ging schnell und flach. Der Säbel war alles, was sie noch mit ihrer Herkunft verbannt. Das Zeichen ihrer Stellung. Eine Waffe, die nur für sie angefertigt worden war. Der Orden, der sie zu eine Shiu’Hzim machte. Ihr ganzes Leben hatte sie mit ihm und für ihn geübt.

„Vorhin waren es nur zwei?“, sagte sie, einfach, weil sie keine Ahnung hatte, was sie sagen sollte.

Ikrezia kicherte.

„Hab mich geirrt. Alter Kopf, wie ein Sieb. Verliert so vieles, mit der Zeit. Gib ihn mir.“

Yanis zögerte.

„Du weißt genau, was er mir bedeutet.“

„Ikrezia weiß vieles. Weiß auch, wie sehr du den Balsam willst.“

Yanis hätte weinen können in diesem Moment. Die Angst vor der Scham war wieder das Einzige, was sie davon abhielt. Selbstmitleid - auch ein Zug, von dem sie nicht gedacht hätte, dass er einmal konstitutiv für sie werden würde.

Aber es war auch nicht gerecht. Es war nicht richtig. Sie war doch ... Sie war doch ...
Sie nickte.

„Ich hab dir geholfen!“ stieß sie zwischen bebenden Lippen und beinahe klappernden Zähnen hervor. „Ich hab dir geholfen, als du am Boden lagst, und als Icara dich trat und ein Exempel an dir statuieren wollte! Weißt du, was sie mit dir gemacht hätte? Du kennst sie nicht! Ich hab dir geholfen!“

Ikrezia grinste, und sah in diesem Moment fast so aus, wie Yanis sich Dämonen immer vorgestellt hatte, in dem Moment, in dem der Pakt geschlossen wurde.

„Und ich helfe jetzt dir, Mäuschen. Es ist eine wunderbare Harmonie, findest du nicht? Ich helfe jetzt dir.“

Ikrezia streckte eine Hand aus und kicherte fröhlich.

Yanis sank ein bisschen in sich zusammen.

Ihr Säbel war sowieso zu sperrig, zu groß und schwer, zu protzig und zu auffällig, als dass sie ihn sich in ihrer Situation leisten können und hatte insofern bemerkenswert viele Ähnlichkeiten mit ihrem Stolz. Wahrscheinlich war es das Beste, das möglichst früh einzusehen.

„Was soll das heißen 5, das kann doch nicht dein Ernst sein! Die ist mindestens 20 Groschen wert!“

Orno zuckte die Schultern.

„Ich geb dir sieben, weil du's bist. Aber mehr geht wirklich nicht.“

Laia hielt ihr die kunstvoll gefertigte Pendeluhr im dunkelbraunen hölzernen Gehäuse noch einmal direkt vors Gesicht, und die riesige Hehlerin schmunzelte belustigt darauf hinab.

„Die ist nicht mal heiß! Mein*e Freund*in sie mir geschenkt, einfach weil sie sie nicht mehr gebrauchen kann, nachdem sie in der Universität ausgezogen ist. Alles sauber, du kriegst garantiert keine Probleme damit! Und guck dir an, wie das Ding aussieht! Klar ist die gebraucht, aber das merkt doch niemand!“

„Acht“, grummelte Orno, „und fünf Heller. Aber wenn ich rauskriege, dass das Ding doch heiß ist, dann komme ich zu dir und klau deine Schuhe.“

Laia atmete tief durch und schaute zum Fenster.

Ornos Laden hatte gläserne Fenster, aber sehr schmutzige. Sie konnte durch die völlig verdreckten Scheiben absolut nichts sehen, was sich draußen abspielte, aber die Sonne schien sehr hell hindurch, und ihre Strahlen lagen wie ein heißer Lappen auf Laias Gesicht, was ein ausgesprochen widerlicher Vergleich war, wenn Laia bedachte, durch wie viel uralten Schmodder diese Sonnenstrahlen auf dem Weg bis zu ihrem Gesicht gedrunken sein mussten.

„Fünfzehn!“, schlug sie schließlich vor, nachdem sie ihre innere Mitte wiedergefunden hatte. „Aber weniger geht wirklich nicht. Dann behalte ich sie lieber selbst oder verkauf sie woanders.“

Orno seufzte und griff die Uhr einfach aus ihren Händen. Laia ließ es geschehen, weil sie die Hehlerin lange genug kannte, um ihr zu vertrauen. Zumindest soweit, dass sie nicht einfach hämisch kichernd mit dem Eigentum einer Kundin abhauen würde.

Orno öffnete die Klappe auf der hinteren Seite, spähte hinein, ein Auge zugekniffen, drehte es, um es von allen Seiten zu betrachten, zuckte schließlich die Schultern und sagte: „Acht Groschen acht Heller.“

Laia schnaubte ein Lachen, schnappte die Uhr aus den riesigen Wurstfingern der Hehlerin und wandte sich von ihr ab.

„Ich hab’s dir gesagt! So verzweifelt bin ich nicht, und das Ding ist wirklich nicht heiß!“

Orno zuckte noch mal die Schultern und machte eine „Mämämä“-Bewegung mit dem Mund.

„Komm schon, du weißt, dass du die für mindestens zwei Taler verkaufen kannst, wenn nicht drei oder vier, falls du eine*n gute*n Kund*in dafür findest!“

„Falls“, grummelte Orno.

„Gib mir zwölf, und wenn du’s nicht in zwei Wochen für mindestens das Doppelte verkauft hast, gebe ich sie dir wieder!“

Orno lachte leise, schüttelte aber den Kopf. Wahrscheinlich glaubte sie einfach nicht, dass Laia die verflixte Uhr wirklich nicht geklaut hatte. Verständlich, wenn auch in diesem Fall ein für Laia sehr ärgerlicher Irrtum.

„Dann halt nicht.“

Sie verließ kopfschüttelnd den Laden, noch so frustriert von dem gescheiterten Geschäft, dass sie vergaß, die Luft anzuhalten, bevor sie die Tür öffnete, und deshalb das volle Miasma der gegenüberliegenden Gerberei einatmete. Sie blieb zuerst mal ein paar Momente hustend stehen, bevor sie sich nach rechts wandte und auf den Weg zum*r nächsten potentiellen Käufer*in machte.

Zumindest hatte sich das so vorgestellt, denn auf halbem Weg fiel ihr auf, dass jemand sie beobachtete und ihr folgte. Irgendein*e vermumte*r Bettler*in, zumindest dem Augenschein nach.

Vielleicht war es auch ein*e ganz gefährliche*r professionelle*r Uhrenräuber*in.

Laia blieb vor einer Bäckerei stehen und tat so, als würde sie die Auslage bewundern, während sie in Wahrheit ihre*n Verfolgeri*nn beobachtete.

Während sie sich noch fragte, ob dies vielleicht sogar etwas mit Akis Geiselsproblem zu tun haben konnte und es sich um eine*n Spion*in der Gräfin handeln könnte, kam die Person bereits auf sie zu und sprach sie einfach an.

Damit nahm Laia erst einmal an, dass es wirklich nur ein*e Bettler*in war, die*der sie verwechselt hatte mit einer reichen Person. Aber dann

„Hallo, seid... begrüßt!“

Diese Stimme ... Laia konnte sie nicht genau zuordnen, aber sie kam ihr bekannt vor. Sie hatte das vage Gefühl, dass die Stimme beim letzten Mal irgendwie sehr anders geklungen hatte, aber irgendwo klingelte ein Glöckchen.

„Ihr erinnert Euch wahrscheinlich nicht an mich, und selbst wenn, würdet Ihr mich nicht wiedererkennen, aber ... Wir haben uns vor einer Weile unterhalten. Und ich dachte ... Ich weiß nicht, ob das lächerlich ist, aber ... Ich dachte, vielleicht werden ja noch weitere Bot*innen gebraucht. Ich ... glaube, ich könnte das machen. Ich kann reiten. Aber ich kann auch laufen, sehr ausdauernd. Ich bin schnell. Und es macht mir sogar Spaß. Ich kann mich wehren. Und um ganz direkt zu sein, ich brauche Geld. Und ich kann sonst nicht so viel und weiß nicht, wen ich fragen könnte.“

Die heisere Stimme lachte ein bitteres, etwas verschämtes Lachen.

Und Laia stand da, völlig verblüfft, und blickte in das vernarbte, nasenlose, fremde Gesicht.

Wieso Botin? Was für eine Botin? Was hatte Laia mit Botinnen ...

Oh.

Und dann klickte es.

Laia konnte fühlen, wie ihre eigenen Augen plötzlich groß wurden wie Teller, und ihr ganzes Gesicht fühlte sich an, als würde es auf Schulterhöhe hinabfallen.

„WAS!??“, stieß sie hervor. „Bist du etwa di*er, soll das heißen, willst du sagen, das würde ja, WAS??? DU bist di*er ... Du? Von hinter dem Gasthaus, di*er mich ausgefragt hat??“

Schon während sie sprach, war es Laia unangenehm, wie sie sich anstellte. Der Person ging es offensichtlich nicht gut, und sie war seit dem Gespräch schwer verletzt worden. Bestimmt brauchte si*er niemanden, die si*er jetzt angaffte und fassungslos darüber staunte, wie tief sie gefallen war.

„Ich mein das nicht...“, beeilte sie sich deshalb, zu versichern, aber sie wusste selbst nicht richtig, was sie eigentlich nicht meinte. „Das soll nicht heißen ... Entschuldigung, ich war so überrascht, ich habe Unfug geredet. Lass mich mich kurz sammeln.“

„Natürlich, kein Problem.“

Die heisere Stimme klang nicht direkt unfreundlich, aber sehr nach mühsamer Selbstbeherrschung und Resignation.

Laia atmete, dachte kurz nach, ordnete ihre Gedanken, so gut sie konnte.

„Also“, sagte sie. „Ich hab das richtig verstanden? Du warst diese*r rothaarige Krieger*in in der glänzenden Rüstung, die ich bei ihren Übungen hinter der Gaststätte in diesem Kaff getroffen habe? Das warst ... du?“

Die Person nickte.

„Ich heiße ... Ach was solls. Ich heiße Yanis. Sie. Es hat sich ... Einiges geändert, seit damals. Also ... Ich will niemandem zur Last fallen. Ich hab nur gedacht ... Sucht Ihr noch eine Botin? Ich brauche nicht viel Bezahlung, falls das ... Also ...“

Sie senkte kopfschüttelnd den Blick zu Boden.

Laia wollte davonlaufen. Laia wollte stundenlang fasziniert die Narben und Verletzungen der Person angaffen. Laia wollte die Person in den Arm nehmen und fest drücken. Laia wollte sich angewidert von ihr abwenden. Laia schämte sich irgendwie für all diese Impulse.

„Ich fürchte“, begann sie, „Ich kann dir da nicht ...“ Sie überlegte fieberhaft, wie ehrlich sie sein wollte und ob sie vielleicht sogar einfach die Lüge zugeben wollte, immerhin sah es nicht so aus, als könnte die Kriegerin ihr jetzt noch irgendwas tun, wobei ... Sie

durfte nicht. Aber ob sie konnte, war eine ganz andere Frage, möglicherweise. Vielleicht lieber nichts riskieren. „Ich glaube, es werden gerade zumindest von meiner Agentur keine gesucht, aber du könntest ja ... Vielleicht ... Mhhh...“

Sie wollte irgendwas anbieten, sowohl aus Mitgefühl als aus Sorge, aber ihr fiel nichts Gutes ein.

Die Schultern der Kriegerin sanken zusammen mit ihrem Blick hinab, und sie begann sich abzuwenden, und genau in dem Moment erkannte Laia, wie verwirrt sie gewesen war, um die offensichtliche Gelegenheit zu übersehen, die ihr hier geradezu ins Gesicht sprang. Ungünstige Metapher.

„Warte!“, rief sie, viel zu laut, und schaute sich reflexartig erschrocken um. Es schien aber niemanden zu stören.

„Was?“

„Du warst doch ... Also, diese Rüstung, und der Helm, und diese Übungen ...? Du warst doch ... Oder du bist ... eine ...?“

Die Gesichtszüge der Person waren etwas merkwürdig zu deuten, weil sie so verändert waren, aber Laia war sich ziemlich sicher, dass sie in diesem Moment so aussah, als hätte sie in einen noch überhaupt gar nicht reifen Apfel gebissen.

„Shiu’Hzim“, presste sie zwischen ihren Zähnen hervor. „Ich ... bin ... war ..., was weiß ich, wir sind Shiu’Hzim. Ich bin ... Ich ... Ach ich weiß doch auch nicht!“

Der Atem der Person ging schnell, ihr Blick irrlichterte, ihre Hände ballten sich immer wieder zu Fäusten und entspannten sich, und ihr Oberkörper drehte sich nervös von links nach rechts, als würde sie jemanden oder etwas suchen, das sie schlagen konnte.

Laia wich nun doch einen Schritt zurück.

„Schon gut“, murmelte sie, so beruhigend sie konnte. „Der Name spielt ja eigentlich gar keine Rolle, vergiss es ruhig einfach wieder. Es geht einfach nur darum ... Ihr seid doch richtig gute Kämpfer*innen, oder? Und du auch? Also du hast nicht zufällig nur die Trommel gespielt oder sowas, du kannst selbst auch kämpfen?“

Die Person nickte, noch immer hörbar schnaufend vor Aufregung und Wut und ... ziel- und konzeptloser wilder Emotion.

„Gut“, sagte Laia, die sich jetzt noch weniger sicher war als jemals zuvor, ob sie wirklich eine Gelegenheit gefunden hatte, oder in eine tödliche Falle gelaufen war. „Gut. Weil ... Wenn du an so Schaukämpfen teilnehmen würdest, wie zum Beispiel sagen wir auf einem Turnier ... Oder so. Ich mein nur, so als Beispiel, wenn du verstehst, also, so Kämpfe und sowas ... Das wäre doch bestimmt genau dein Ding, oder?“

Yanis stand vor Ikrezias Hütte, mit erhobenem Haupt und vorgestrecktem Kinn und ohne Säbel, wirklich sehr ohne Säbel, und vielleicht noch nicht ganz ohne Stolz, aber das war auch in Arbeit. Immerhin hatte Ikrezia ihr noch eine alte, abgetragene, löchrige, müffelnde Gugel dreingegeben, die helfen würde, Yanis' sehr einprägsame Erscheinung zumindest oberflächlich zu verdecken.

Sie tat ihr Möglichstes, um das Zittern ihrer Lippen zu unterdrücken und die Tränen in den Augen wegzublinzeln, obwohl niemand ihr Gesicht sehen konnte.

Und fragte sich, was nun. Stets hatte sie einen Befehl gehabt, einen Auftrag, eine Person, die ihr sagte, was sie zu tun hatte. Sogar zu Beginn ihrer Flucht hatte alles noch halbwegs klar ausgesehen, die Richtung mehr oder weniger offensichtlich.

Jetzt nicht mehr.

Yanis blies Luft durch ihre wunden, rissigen Lippen, tupfte an ihrer schleimigen Ruine von einer Nase herum und blickte ratlos in die Landschaft, die sich vor ihr ausbreitete.

Sie nahm einen tiefen Atemzug, und als sie merkte, dass er sich in ihrem Hals verfang und eine der Tränen aus ihrem rechten Augen ihre Wange hinabzulaufen begann, schluckte sie, biss die Zähne noch härter zusammen und begann, der Straße zu folgen, die von Ikrezias Hütte weg führte.

In Richtung Lichternach. Einerseits, weil sie ja in irgendeine Richtung gehen musste, und weil dieser Pfad immerhin weiter weg von der Burg führte, und andererseits auch, weil das die größte Stadt war, die sie kannte, und sie hoffte, dort irgendwo mehr von den Pastillen kaufen zu können, wenn die von der alten Hexe ihr ausgingen. Sie war sehr entschlossen, nicht wieder zu Ikrezia zurückzugehen. Ihr Leben war schon so hinreichend voll mit Demütigungen, auch ohne dass die gehässige alte Hexe noch welche hinzufügte.

Sie hielt ihren Rücken gerade und ihren Kopf aufrecht und marschierte, wie sie es gelernt hatte, weil sie sehr das Gefühl hatte, dass Ikrezia sie beobachtete, solange sie noch konnte. Yanis gönnte ihr die Genugtuung nicht, so sehr sie auch mit hängendem Kopf schlurfen wollte.

Sie war kurz davor aufzugeben und nun, da sie darüber nachdachte, fiel ihr auch beim besten Willen nichts ein, was sie davon abhielt, was ihr Hoffnung geben könnte. Und sie konnte nicht einmal aufrichtig behaupten, den besten Willen zu haben. Nicht einmal einen besonders guten.

Sie hatte alles verloren. Ihr Orden hatte sie verstoßen und jagte sie nun. Ihren Stolz hatte sie zusammen mit ihrem Säbel an die alte Hexe verkauft, für ein paar von den verfluchten Pastillen. Sie wusste nicht, wohin sie gehen konnte. Sie hatte keine Ziele, keine Mission mehr. Goma mochte ihr aus Mitleid gesagt haben, dass sie die Gunst der Göttin nicht völlig verloren hatte, aber sie spürte wenig davon. Icara hasste und verachtete sie, und das Gefühl war gegenseitig, und Yanis konnte sich des unbestimmten Gefühls nicht völlig erwehren, dass ihre Liebe von vornherein auf tönernen Füßen gestanden hatte. Icara war immer eine schwache, kleine, rücksichtslose, egoistische Person gewesen, ohne Charakter, ohne Ehre. Yanis hatte es nur nicht sehen wollen. Trotzdem tat es weh, die eine Person verloren zu haben, die sie geliebt hatte. Sie hatten auch gute Zeiten gehabt. Wenn auch eigentlich gar nicht so viele, in letzter Zeit ...?

Alles tat weh in diesem Moment. Und natürlich konnte Yanis Schmerz ertragen, das gehörte zu den wenigen Dingen, die sie gelernt hatte. Sie hatte sich darauf gefreut, für ihr Mandat zu leiden. Opfer zu bringen, für den Orden und die Göttin. Aber dies war Leid und Schmerz ohne Sinn und ohne Ehre, ohne Hoffnung und ohne einen Grund, den sie verstehen konnte.

Und es waren Leid und Schmerz, die offen gestanden viel mehr weh taten, als sie sich das in ihren Träumen von Ruhm und Ehre vorgestellt hatte.

Es war nicht mal eine gerechte Strafe, denn was hatte sie getan? Sie hatte sich stets an die Gesetze der Göttin gehalten und doch war sie nun dieses erbärmliche, selbstmitleidige Bündel Lumpen

Yanis zuckte zusammen und sah sich erschrocken um, als ihr klar wurde, dass sie nun doch in sich zusammengesunken war, dass Tränen über ihr Gesicht liefen und sie schluchzte und schniefte. Zu ihrer Erleichterung sah sie niemanden und auch kein Gebäude mehr.

Yanis hatte sich in ihrem ganzen Leben noch nie so verzweifelt, so kraftlos und so rundum ohne Sinn und Ziel gefühlt. Wimmernd taumelte sie an den Straßenrand, kniete hinter einem der Bäume nieder und biss auf die Finger ihrer linken Hand, während die rechte nach einer der kleinen Pastillen tastete, die Aufmunterung und eine Spur Gleichgültigkeit verhiessen.

Als sie erwachte, war es dunkel. Zumindest zum großen Teil. Ein Lichtschein schimmerte hinter dem Baum hervor, an dem sie eingeschlafen war. Während sie noch benommen blinzelte und sich ein bisschen zu orientieren versuchte, hörte sie Stimmen aus der Richtung, aus der auch das Licht schien:

„Das hat sich richtig gelohnt, du Witzfigur! Guck, ganze zwei Silberstücke! Und die nimmt wahrscheinlich auch niemand, weil wir sie nie wieder sauber kriegen, nachdem sie diesen stinkenden Abfall berührt haben, der vielleicht mal eine Tasche war.“

„Ach halt doch einfach die Fresse! Konnte ich doch nicht wissen!“

Dröhnendes Gelächter.

„Konntest du doch nicht wissen, dass ein*e stinkende*r Landstreicher*in keine Diamanten und goldenes Geschmeide bei sich trägt!“

„Naja, was haben wir denn verloren? Zwei Silberstücke, für nichts!“

„Ich frag mich, woher sie die überhaupt hat. Sah nicht aus wie jemand, die Silber bei sich trägt. Roch auch nicht so.“

„Was weiß ich, aber zwei Groschen sind zwei Groschen!“

Yanis fühlte sich immer noch nicht völlig klar. Sie war auch nicht sicher, wie lange sie geschlafen hatte. Eine Weile musste es schon gewesen sein, schließlich war es stockfinster, aber andererseits ... andererseits ...

Jetzt fiel ihr nicht mehr ein, wie der Gedanke angefangen hatte. Stattdessen fiel er aber etwas anderes ein, nämlich der Sinn der Worte, die sie dort hörte. Hastig tastete sie nach ihrer Umhängetasche und fand sie nicht. Sie trug sie nicht mehr und war sich eigentlich sicher, sie nicht abgenommen zu haben. Auch neben ihr lag sie nirgends am Boden. Ein weiterer hastiger Griff und ein erleichtertes Seufzen: Den Beutel mit den Pastillen hatte sie an ihrem Koppel festgebunden; denn mussten die beiden Dieb*innen

übersehen oder für nicht wert befunden haben, gestohlen zu werden. Merkwürdig eigentlich, weil er da wie ein Geldbeutel hing.

„Hörst du das? Ich glaub, sie ist aufgewacht!“

Wieder das dröhnende Lachen.

„Heda! Guten Morgen, Schönheit! Nichts für ungut, aber versprochen, wir können das besser gebrauchen als du. Bleib am besten einfach liegen!“

Yanis gab ein wütendes Knurren von sich und rappelte sich umständlich auf, deutlich mehr an den Baum gelehnt, als ihr lieb gewesen wäre, aber sie schaffte es immerhin.

„Verdammtes Gesindel ...“, zischte sie. „Muss wirklich euer Glückstag sein! Ihr habt genau die richtige erwischt!“

Und sie war auch gerade in genau der richtigen Stimmung für die beiden. Voller Vorfreude taumelte sie hinter dem Baum hervor auf das flackernde Licht zu.

Eine*r der beiden betrachtete sie, zunächst nur mit einem überraschten Lächeln, das zu einem Grinsen und schließlich zu einem lauten Lachen wurde. Es war die*rjenige, die*r die Fackel hielt.

„Was jetzt?“, fragte er. „Willst du sie dir wiederholen? Kschsch! Ksch! Mach dich vom Acker, bevor deine Läuse auf uns überspringen!“

Yanis öffnete und ballte die Fäuste – und dann geschah etwas, womit sie nicht gerechnet hatte.

Die Fackel.

Ihr Blick hing an der Fackel fest, die er in ihre Richtung wedelte, an den lodernen Flammen, die an dem brennenden, pechgetränkten Lappen leckten. Und so sehr sie es auch versuchte, es gelang ihr nicht, ihn zu lösen. Ihr Atem wollte schneller gehen, aber etwas in ihrem Hals hatte sich verschlossen. Sie merkte gar nicht, dass sie zurück taumelte, bis der Baum erschreckend heftig gegen ihren Rücken und ihren Hinterkopf schlug und ihr so noch weiter den Atem und die Orientierung raubte. Langsam sank sie an dem Stamm herab in die Hocke und schaut zu den beiden lachenden Dieb*innen mit der Fackel auf.

„Siehst du!“, rief die andere Person, die ohne Fackel. „So ist richtig! Setz dich da erst mal hin und ruh dich aus. Wir gehen solange nach Hause, und dann vergessen wir die ganze Sache, ja?“

Beide lachten.

Und Yanis hockte immer noch da, den Rücken am Baumstamm, und wollte aufstehen, wollte ihnen die Fackel entreißen und ihre Mäuler damit stopfen, aber sie schafft es nicht. Sie wagte es nicht.

Die Flamme.

Das Feuer.

Sie konnte ihre Augen nicht von dem Feuer lösen, das in ihre Richtung loderte und immer größer zu werden schien, wenn die eine Person mit der Fackel wedelte.

Sie wagte es nicht, dem Feuer zu nahe zu kommen.

Sie konnte kaum atmen. Sie konnte nicht aufstehen.

Lachend wandten die beiden sich ab und gingen, während Yanis gegen die eigene Panik kämpfte, um Luft rang und gleichzeitig vor lauter Wut, Verachtung und Ekel vor sich selbst schreien wollte.

Und so ging es ihr, auch als das flackernde Licht schließlich hinter den Bäumen verschwunden und die Stimmen der beiden Dieb*innen längst verklungen waren.

Noch ein Tritt ins Gesicht.

Genau das, was sie gebraucht hatte.

Noch eine Bestätigung, wie nutzlos, wie hilflos, wie schwach sie geworden war. Wie tief sie gefallen war.

Eine Fackel. Eine lächerliche kleine Flamme. Und jetzt saß sie hier, noch Minuten später, keuchend und schnaufend mit zugeschnürtem Hals und zitternden Gliedern an diesem Baum.

Sie fragte sich kurz, wie viele von den Pastillen sie wohl nehmen müsste, um gar nicht mehr aufzuwachen.

Als Yanis das Stadttor von Lichternach vor sich auftauchen sah, und davor den Stau aus Wagen, Karren, Pferden und Menschen, die Einlass begehrten, wurde ihr klar, dass sie einen wichtigen Teil ihres Vorhabens nicht bedacht hatte: Sie musste irgendwie Einlass erhalten. Sie hatte sich bis dahin keine Gedanken darum gemacht, und sie wusste nichts über diese Dinge, denn in der Rüstung einer Shiu'Hzim erhielt sie überall Einlass und wurde nirgends aufgehalten.

Nun, da sie die Stadtwachen die Menschen vor den Toren kontrollieren sah, beschlich sie allerdings der Verdacht, dass es diesmal nicht so einfach sein könnte. Sie wusste, dass sie nicht aussah wie ein Mensch, den die Wachen in der Stadt haben wollten.

Das Gute an dieser Situation war, dass sie immerhin wieder eine klare Mission vor sich hatte. Das Schlechte war, dass sie keine Ahnung hatte, wie sie am besten erfüllen konnte. Da es ihr aber sehr unwahrscheinlich vorkam, dass sie eingelassen würde, beschloss sie, die Stadt einmal zu umrunden und nach Schwachstellen in der Mauer zu suchen, die sie in der Nacht nutzen konnte, um hinein zu klettern oder anderweitig heimlich in die Stadt zu gelangen. Sie hatte in der Burg sogar ein bisschen was darüber gelernt, Mauern zu erklettern oder anderweitig zu überwinden, und in Shiferiade hatte sie es auch praktisch erlebt, wenn auch er unter anderen Bedingungen und mit Hilfsmitteln wie Leitern oder von oben hinabgeworfenen Seilen. Sie ging davon aus, dass sie damit heute nicht rechnen konnte, und dank der beiden verdammten Dieb*innen mit ihrer Fa... Fackel hatte sie nicht einmal mehr Geld, um in einem der umliegenden Dörfer zu fragen, ob ihr jemand eine Leiter verkaufen würde.

Lichternach zu umrunden, dauerte länger, als sie gedacht hatte, und es dämmerte schon wieder, als sie schließlich etwas sah, das ihr Hoffnung machte.

Sie hatten das in den wenigen Strategie-Stunden gelernt, die sie bis zu diesem Punkt ihrer Ausbildung erhalten hatten: Städte wuchsen schneller als Stadtmauern, immer, und in Zeiten langen Friedens erst recht. Lichternach war keine Ausnahme.

Sie fand eine Gruppe von eher traurig wirkenden, windschiefen Häusern und Hütten, die aus der Mauer herauswucherten und ihr eine gute Basis lieferten, hinüberzuklettern.

Sie zog ihre Gugel tiefer ins Gesicht und stapfte auf die Siedlung zu.

Vor einer der Hütten hockte eine junge Person, vielleicht 16 Jahre alt, kräftig gebaut, und schnitzte etwas mit einem sehr abgenutzten Messer. Neben ihr saß eine sehr alte Person mit wallenden weißen Haaren, die wie ein Heiligenschein um ihren Kopf

wolken, und einem ebenso außer Kontrolle geratenen Bart, der bis mindestens zu ihrem Gürtel reichte, und schaute mit zusammengekniffenen Augen dem Sonnenuntergang zu.

„Heilige Bertina, bist du hässlich!“, rief der junge Mensch mit dem Messer ihr entgegen, als er sie aus der Nähe gesehen und imponiert gemustert hatte. „Oder liegt das am Licht?“

„Ksst!“, zischte die ältere Person aus ihrem Schaukelstuhl. „Nimm nicht die Namen der Heiligen leichtfertig in den Mund, Soloquian!“

Soloquian prustete ein Lachen.

„Sie kann gerne herkommen, wenns sie stört. Ich hätte eh etwas mit ihr zu besprechen.“

„Als ich so alt war wie du ... Ach. Da wollte ich auch nie hören, was Leute mir drüber erzählen wollten, wie es war, als ich so alt war wie sie.“

„Guten Abend“, sagte Yanis zu den beiden. „Ich will gar nicht stören. Ignoriert mich einfach. Und erzählt niemandem, dass ich hier war. Sonst komm ich wieder.“

Soloquian schnaubte.

„Glaubst du, ich lass mir von dir drohen, du Vogelscheuche? Aber schicke Stiefel. Wem hast du die geklaut? Tote*n Ritter*in im Wald gefunden?“

Die Stiefel. Stimmt.

Yanis musste etwas mit den Stiefeln machen. Die waren zu auffällig, und auch nicht besonders praktisch beim Klettern.

Andererseits waren gar keine Schuhe wahrscheinlich auch ein Problem ...

„Du siehst so aus, als könntest du meine Größe haben“, antwortete sie in spontaner Inspiration. „Willst du tauschen?“

„Pffrch! Lass mich mal gucken!“

Soloquian stand auf und legte die Schnitzerei zur Seite. Das Messer behielt si*er in der Hand.

„Shiu, lass ihn nicht auf gefährliche Ideen kommen!“, dachte sie, während sie ostentativ gleichgültig die Mauer betrachtete.

Sie wollte nicht die ganze Familie am Hals haben, falls sie Soloquian weh tun musste. Sie wollte unauffällig sein.

Die Mauer und der Weg hinauf sahen in Ordnung aus. Sie konnte auf die Hütte, dann auf das Dach des Hauses dahinter, von da aus sollte sie es bis zu den Zinnen schaffen. Sie war nicht die beste Kletterkünstlerin der Welt, aber die Steine da oben waren grob und sahen aus, als würden sie guten Halt bieten. Und es fehlte nicht mehr viel vom Dach des Hauses.

„Könnte wirklich meine Größe sein“, sagte Soloquian. Mit einem nachdenklichen Blick auf si*er Messer fügte si*er hinzu: „Kann ich sie anprobieren?“

„Ja“, antwortete sie. „Wenn du das Messer wegpackst.“

Si*er grinste zu ihr auf – si*er war ein bisschen kleiner als sie, und stand recht gebückt.

„Angst?“

„Will nicht, dass du dich verletzt. Ist ja sicherlich scharf.“

Immer noch mit diesem provokanten Grinsen sagte Soloquian: „Dann zieh sie aus.“

Yanis seufzte.

„Ich will die Dinger loswerden, und sie sind zehnmal so viel wert wie deine erbärmlichen Treter. Ist sicher nicht die Chance deines Lebens, aber es ist eine kleine Chance. Du kannst sie kaputtmachen, indem du hier weiter den Gockel spielst, oder wir können das einfach machen. Was ist dir lieber?“

Sie schaute zu der bärtigen älteren Person.

„Hör auf sie, Soloquian“, sagte di*er. „Sind wirklich schöne Stiefel.“

Soloquian grinste immer noch, aber si*er dachte nach. Zuckte die Schultern. Trat einen Schritt zurück, kniete sich hin, legte das Messer auf den Boden neben sich und zog die Schuhe aus.

Yanis nickte anerkennend, setzt sich ihm*r gegenüber auf den Boden und streckte das rechte Bein in s*ihre Richtung.

Vertrauen für Vertrauen.

Si*er schaute sie fragend an.

„Was soll das denn jetzt?“

Yanis lachte auf. Es war eine wirklich kleine Gelegenheit, aber es tat gut. Beinahe schämte sie sich schon wieder dafür, wie gut ihr diese Situation tat. Dieses winzige So-gut-wie-Erfolgserlebnis.

Bettlerinnen können nicht wählerisch sein.

„Na, hilf mir da raus!“, sagte sie. „Ist mir sonst zu umständlich, ohne Stiefelknecht.“

Si*er zögerte kurz, lachte dann auf und nickte. Si*er stemmte einen Fuß in den Boden, griff ihren Stiefel mit beiden Händen, und zog.

„Das ist lächerlich!“

„Jakuwe! Lass sie doch wenigstens erklären -“

„Aki hat genug erklärt. Wir haben keine Zeit für solche Phantastereien! Wenn sie glaubt, sie kann auf einem Einhorn in Schloss Kelthofen einreiten und die Lage retten, dann soll sie gerne weiter träumen, aber wir brauchen eine Lösung!“

Die drei saßen vor Aki wie ein Tribunal, sie auf der einen Seite der großen Tafel im Speisesaal, sie nebeneinander sich gegenüber.

Der Effekt wurde etwas relativiert von den Resten des zugegeben köstlichen Mahls, die noch um sie herumstanden. Die Bediensteten hatten sie natürlich alle weggeschickt. Aki fragte sich manchmal, ob sie heimlich lauschten, oder ob es sie eh nicht interessierte. Sicher hatten sie ja ihre eigenen Probleme ...

Aki stutzte. Interessanter Gedanke. Irgendwann würde er dem einmal nachgehen müssen. Aber jetzt war nicht die Zeit dafür, jetzt gab es Dringenderes.

„Und sicher hast du schon einen ganz konkreten, praktikablen Vorschlag, von dessen Umsetzung ich dich mit meinen Träumereien abhalte?“, fragte sie.

Jakuwe schnaubte und machte eine wegwerfende Geste.

„Deswegen ist es ja so wichtig, dass wir uns in Ruhe beraten können, ohne dass du mit deinem Wolkenkuckucksheim dazwischen kommst! Bei dem Turnier teilnehmen! Wer denn? Du? Oder deine kriminelle Fre-“

„Jakuwe!“, unterbrach Yeto ihn. „Sie ist immer noch unser Gast, und eine Freundin unseres*r Erb*in.“

„Danke!“ Aki nickte seinem Vater zu. „Und außerdem nein, natürlich nicht. Wir müssten eine Person finden, die nicht mit unserem Haus assoziiert ist, und gut genug, um zumindest eine Chance auf den Sieg zu haben.“

„Allein der Aufwand ist doch absurd!“, rief Jakuwe. „Eine geeignete Person zu finden, würde Tage dauern, Wochen wahrscheinlich, und das Turnier beginnt schon am Jurstag. Aber sogar wenn es doch klappt, und sogar wenn dein*e Söldner*in tatsächlich unter das erste Dutzend kommt – und wie wahrscheinlich ist das, ich bin gerade untypisch großzügig, ich hoffe, ihr erkennt das an – sogar wenn si*er erfolgreich ist: Was haben wir dann gewonnen?“

Dann kann si*er das Schloss betreten und an einem Bankett teilnehmen. Damit hat si*er Narubolan immer noch nicht gerettet, oder ihn auch nur gefunden.

Sogar wenn wir stattdessen einfach direkt eine Person anheuert, die in das Schloss eindringt und Narubolan befreit, wäre das einfacher, billiger, und weniger riskant. Immer noch zu riskant, denke ich, aber weniger riskant als dein Plan!“

„Du vergisst die Fallen, und die Dämonen! Wen willst du anheuern, di*er daran vorbeikommt?“

Wieder die wegwerfende Geste.

„Gewäsch. Gerüchte, die Lyrida streut, um gutgläubige Menschen wie dich davon zu überzeugen, dass es keinen Zweck hat, in ihr Schloss einzubrechen. Und außerdem will ich doch auch gar nicht, dass jemand einbricht. Ich meinte nur rein hypothetisch, sogar wenn, wäre es immer noch ein besserer Plan als deiner!“

„Was willst du denn dann machen? Was ist denn dein Plan?“

„Er hat doch gesagt, dass er noch keinen hat, und wir noch beraten müssen“, antwortete Yeto anstelle von Jakuwe. „Und ich glaube, er hat Recht.“

„Aber überlegt doch zumindest! Wenn wir eine Person über das Turnier dort einschleusen, kann sie für uns herausfinden, ob es magische Fallen und Dämonen gibt. Und Einzelheiten darüber, wo Türen sind, Fenster, wo Narubolan festgehalten wird, und so weiter!“

„Wenn si*er es denn kann!“, murrte Jakuwe. „Sogar das ist schon alles andere als sicher.“

„Was ist denn sicher, Jakuwe?“, fragte Aki. „Ich hab einen Plan vorgeschlagen. Was hast du? Was habt ihr? Irgendjemand? Irgendwas?“

„Wir könnten mit offenen Karten spielen, den Unfall offen erläutern, so ihr Vertrauen gewinnen und mit ihr über eine Lösung verhandeln“, schlug Yeto vor.

„Absolute Spitzenidee!“, meinte Aki, „Die Gräfin ist ja auch bekannt dafür, sehr verständnisvoll und entgegenkommend auf jeden Affront zu reagieren und immer erst mal gute Absichten zu unterstellen! Bestimmt wird sie uns ganz aufgeschlossen zuhören und einen vernünftigen Vorschlag zu einer Entschädigung machen.“

Naja.

Einen völlig überzogenen Vorschlag.

Nachdem sie Narubolan hat öffentlich vierteilen lassen, klar.“

Jakuwe schüttelte den Kopf.

„Das Turnier beginnt Jurstag. Von hier bis zum Schloss braucht ihr mindestens drei Tage. Das heißt, sogar wenn wir einfach annehmen, dass dein Plan fantastisch ist, hast du zwei Tage, nicht mehr ganz, um eine geeignete Person zu finden. Ich schlage was vor: Wenn du es schaffst, in zwei Tagen eine Person zu finden, die im Turnier der Gräfin von Kelthofen eine Chance hat, hast du meinen Segen!“

Er lachte.

„In Ordnung“, sagte Aki, die sich jetzt gerade sehr unbedacht vorkam.

Sier hatte viel über dieses Problem und sieren Plan nachgedacht in den letzten Tagen, aber jetzt gerade wurde sier klar, dass sier nicht überlegt hatte, wie viel Zeit noch blieb, um eine*n Teilnehmer*in in das Turnier einzuschleusen.

„Ich bin in der Tat nicht sicher, ob ich das gutheißen kann“, sagte Yeto nachdenklich. „Deine übrigen Einwände stehen auch noch ...“

„Ach komm“, warf Tarma ein. „Lass ihnen den Spaß. Wie hoch ist die Chance, dass Aki in so kurzer Zeit eine*n Kämpfer*in findet, di*er es mit der Roten Ritterin aufnehmen kann? Und wie viel lästige Diskussion sparen wir uns?“, fügte er lächelnd und mit einem Augenzwinkern in Akis Richtung hinzu.

Aki hörte schon gar nicht mehr richtig zu.

Sier dachte darüber nach, wie albern seine Überlegungen gewesen waren, und wie unnötig.

Zwei Tage.

Es war völlig lächerlich.

Wie konnte sier in zwei Tagen eine*n so gute*n Kämpfer*in finden?

Konnte sier nicht.

Aki seufzte. Sier gönnte Jakuwe den Triumph nicht. Aber sier versuchte, sich damit abzufinden.

Und natürlich, sich nichts anmerken zu lassen.

„Ich versuch's!“, sagte sier, so optimistisch, wie sier konnte. „Und falls es nicht klappt, helfe ich euch natürlich bei eurem Plan! Den ihr bis dahin ganz bestimmt fertig habt.“

Puh. Wo jetzt nur schnell eine*n so Shiu-geseignete Kämpfer*in hernehmen, wie sier ihn brauchte? Sier würde sich da wirklich etwas einfallen lassen müssen. Solche Leute lagen nicht einfach auf der Straße.

*Yanis tanzte den Shiu'Shan, wie jeden Morgen, und jeden Abend, und während ihr Säbel um sie herum wirbelte, als hätte er einen eigenen Willen und müsste nur leicht durch ihre Hände geführt werden, um nicht auszubrechen, während ihre Füße die Schritte des Kriegstanzes der Shiu'Hzim durchliefen, während der Schweiß unter ihrer Rüstung über ihre Haut strömte, spürte sie die Nähe Shius, und die sonderbare Mischung aus hippeliger Begeisterung und wohliger Entspannung, die die göttliche Präsenz ihren Elev*innen schenkte.*

„Ich liebe dich, Shiu, ich liebe dich, ich liebe dich, für dich, alles für dich, mein Schweiß für dich, mein Blut für dich, mein Säbel für dich, mein Tanz für dich, mein Leben für dich“, flüsterte sie mit jedem Atemzug.

„Meine Tochter, ich danke dir, ich nehme dein Opfer an, dein Schweiß ist mein Schweiß, dein Blut das Meine, dein Säbel ist mein Säbel, dein Tanz ist mein, und dein Leben in meiner Hand!“, antwortete die Göttin.

„Danke!“, rief Yanis ihr in Antwort zu, und kam sich selbst ein wenig albern vor in dem Übermaß an schierer Begeisterung, das die Nähe Shius in ihr

„He, wach auf, und scher dich weg! Hier ist kein Schlafplatz!“

Yanis keuchte, als der Stiefel sie in die Seite traf, nicht besonders hart, aber überraschend, und sie war sehr wütend, nicht zuletzt wegen des abgrundtiefen, bodenlosen Verlustes, den sie empfand, weil dieses miese Schwein sie ausgerechnet jetzt hatte wecken müssen.

„Wenn dein Fuß mich das nächste Mal berührt, verlierst du ihn!“, knurrte sie.

Und dann wachte sie ganz auf, und ihre Situation wurde ihr klarer, und sie fragte sich, ob das eine gute Idee gewesen war.

Aber sie schien Glück gehabt zu haben. Sie zog die Kapuze möglichst unauffällig tiefer ins Gesicht.

Die Wachperson lachte auf, und ihr*e Kolleg*in lachte mit.

„Si*er hat Mut, das muss ich si*em lassen.“

Die Wachperson versetzte Yanis noch einen zweiten Tritt in den Bauch, aber fast völlig schwunglos, nur als Geste, um keinen Zweifel daran zu lassen, dass sie Yanis' Antwort aus huldvoller Überlegenheit durchgehen ließ, nicht aus Angst. Er tat körperlich nicht weh, und Yanis beschloss, die beiden nicht weiter zu provozieren. Sie war in keiner Position, Respekt einzufordern, und natürlich könnte sie die beiden entwaffnen und ihnen zeigen, dass eine Shiu'Hzim selbst entschied, wo ihr Schlafplatz war, aber sie hatte so einen Verdacht, dass es noch mehr von denen gab, wo die herkamen, und

dass es auf Dauer ihrer Beziehung zur Stadt Lichternach und der Grafschaft Holrem schaden würde, wenn sie jetzt diesen Pfad einschlug.

„Ich gehe schon“, sagte sie stattdessen, und rappelte sich auf.

„Gut so“, sagte die Wachperson. „Alles in Ordnung mit dir? Brauchst du Hilfe?“

„Ich brauche Geld. Also, Arbeit. Ich ... hab keine Ahnung, wie ich das mache. Habt Ihr da eine Idee?“

Sie lachten wieder.

„Na klar. Versuchs vielleicht mal in der Gerberei, die können nicht wählerisch sein. Wenn du Glück hast, suchen sie jemanden.“

„Wo ist das?“

Die Wachperson warf ihr einen Blick zu, der noch nicht direkt unfreundlich war, aber doch vermittelte, dass es jetzt allmählich genug war mit den Fragen.

Aber sie beschrieb ihr noch den Weg.

„Du gehst dort entlang, dann links zu der größeren Straße, rechts bis zu der Schmiede, da dann in die Gasse rechts, der folgst du bis zur Küferei, da gehst du links, und dann ...“ Die Wachperson grinste vielsagend. „Kanns sogar du's nicht mehr verfehlen. Und jetzt sieh zu!“

Yanis verkniff sich noch einmal mit viel Mühe, Streit anzufangen, wandte sich ab und versuchte, dem beschriebenen Weg zu folgen.

Während sie ihr Bestes tat, sich an die einzelnen Stationen zu erinnern, wurde ihr klar, wie viel Glück sie gehabt hatte, zwei gut gelaunten Wachleuten zu begegnen, die sie zum Beispiel nicht gefragt hatten, wie sie in diese Stadt gekommen war, in der sie offensichtlich kein Zuhause hatte, und die sie nicht kannte, ohne Geld und ohne Arbeit.

Wie schwierig auf einmal alles war, ohne Status, ohne Uniform.

Und Yanis hatte sogar noch ihre Ausbildung und die Gewissheit, sich verteidigen zu können. Für andere in einer vergleichbaren Situation musste es also noch bedrohlicher und schlimmer sein.

... und jetzt wusste sie natürlich doch nicht mehr, wo es bei der Schmiede weiterging. Verdammt.

Rechts, links, oder ...?

Sie schaute in Richtung des*r glatzköpfige*n Schmied*in in der schweren Lederschürze, di*er gerade ohnehin in ihre Richtung ging. Yanis' Blick blieb kurz an dem glühenden Eisen hängen, dass si*er in einer Zange in der linken Hand trug, aber erleichtert stellte sie fest, dass es sie zwar ein bisschen irritierte, aber nicht den Effekt erzeugte, den die Fackel der verflixten Dieb*innen bei ihr ausgelöst hatte.

Vielleicht wurde es ja sogar besser mit der Zeit? Vielleicht war das in der Nacht nur eine ungünstige Mischung gewesen aus dem plötzlichen Aufwachen, den Resten der Balsam-Pastille, der Gesamtsituation und den Erinnerungen ...

„Verzeiht“, sprach sie die*n Schmied*in an. „Ich suche die Gerberei, wohin muss ich gehen?“

Di*er Schmied*in schaute von dem glühenden Werkstück auf, das si*er unter sprudelndem Zischen in einen Bottich tauchte, und verzog das Gesicht.

Si*er nickte in Richtung der Gasse nach rechts und wandte den Blick sogleich wieder ab.

„Danke“, murmelte Yanis.

Bis wohin hatte sie jetzt gehen sollen?

Küferei, hatte die Wachperson gesagt, oder?

Der bärtige bierbäuchige Mensch, mit dem Hobel über ein Stück Holz gebeugt, war ein bisschen entgegenkommender als di*er Schmied*in, und bot Yanis sogar einen alten Kanten Brot an, aber so weit war sie noch nicht. Sie ging weiter, ohne ihm*r zu antworten.

Die Gerberei war dann tatsächlich nicht zu verfehlen. Schon von weitem konnte sogar Yanis mit ihrer zerstörten Nase den Gestank wahrnehmen. Vor dem Tor in der Mauer, die offenkundig die Gerberei umgab, blieb sie stehen, atmete kurz durch, und klopfte. Eine Personenluke öffnete sich, und eine vielleicht fünfzehnjährige Person mit Bürstenhaarschnitt, fleckigen Kleidern und auffällig großen schwarzen Augen öffnete ihr, musterte sie unverhohlen von oben bis unten, verkniff sich ein Grinsen oder vielleicht auch eine andere Grimasse und fragte:

„Was willst du?“

Yanis öffnete den Mund, aber sie schaffte es nicht auf Anhieb, einen Laut hervorzubringen.

Hinter der jugendlichen Person stand ein großer Bottich, in den gerade jemand einen Einer mit Abfällen und Resten leerte, und unter dem ein großes, flackerndes Feuer brannte.

Es war Tag.

Es war hell, verdammt noch mal.

Die Flammen waren nicht einmal besonders auffällig, und sie waren auch mehrere Meter hinter ihrer*m Gesprächspartner*in.

Es war offensichtlich keine Bedrohung für Yanis.

Aber. Sie. Konnte. Ihren. Blick. Nicht. Davon. Losreißen.

Sie schaffte es einfach nicht.

„Hallo? Bist du stumm? Oder taub? Oder beides?“

Die junge Person wedelte mit den Händen vor ihr herum.

„Ich ...“ stieß Yanis hervor.

Die Flammen. Wie sie aus dem brennenden Holz an dem Bottich emporleckten. Wie sie das Holz verzehrten und über den Boden um den Holzstapel herum züngelten.

„Ich ...“

„Was ist mit dir? Wir geben nichts. Hau ab!“

Die Person machte eine scheuchende Handbewegung, als wäre Yanis ein streunender Köter.

Aber sie brachte es nicht einmal über sich, empört und beleidigt darauf zu reagieren.

„Tut mir leid!“, murmelte sie, wandte sich ab und taumelte davon. Sie hatte das dringende Bedürfnis, sich an irgendetwas festzuhalten, aber da war ni--

Da war die junge Botin, mit der sie an diesem Morgen, der eigentlich nur ein paar

Tage, aber noch eigentlich ein ganzes Leben zurücklag, hinter dem Gasthaus gesprochen hatte.

Botin.

Das war eine Arbeit, die sie machen konnte. Das war eine Arbeit, in der sie vielleicht sogar gut sein konnte, und in der es ziemlich sicher nicht um Feuer ging.

Und ...

Sie traute sich gar nicht so richtig, den Gedanken zu Ende zu bringen, weil die Hoffnung weh tat, und weil es natürlich auch einfach ein sehr lächerlicher Gedanke war, für den sie sich schämte.

Aber natürlich wäre ihr der Beruf der Botin nicht ganz so interessant und vielversprechend vorgekommen, wenn sie diese spezielle Botin nicht einfach sehr gemocht hätte und sich nun absurd freute, sie durch einen extrem unwahrscheinlichen Zufall hier wieder zu sehen.

Oder ...

Der Gedanke war noch alberner, aber sie konnte sich nicht gegen ihn wehren:

Vielleicht war es ja gar kein Zufall?

Laia hatte sich, bevor Aki sie das erste Mal mitgenommen hatte, Kutschen immer sehr schnell, komfortabel und rundum luxuriös vorgestellt.

Aber immer wenn sie tatsächlich mit einer fuhr, wurde sie überrascht davon, wie unfassbar unbequem und komplett unpraktisch die Dinger waren. Es holperte und ruckelte so, dass ihr schon nach kurzer Zeit Körperstellen wehtaten, die die Kutsche nicht einmal berührten. Wenn sie alleine saß, rutschte sie die ganze Zeit hin und her, was nervte, sogar wenn sie sich irgendwo festhielt, und wenn sie nicht alleine saß, war es noch schlimmer, denn dann rutschte sie gegen die anderen.

Immerhin hatten Laia und die Ordenskriegerin die Kutsche für sich und konnten deshalb einander gegenüber sitzen.

Die Kehrseite daran war, dass Laia nun nicht umhinkonnte, sich ... irgendwie zum Gesicht der Kriegerin zu verhalten.

Am Anfang hatte sie versucht, nicht hinzusehen, und sich dabei ertappt, doch immer wieder neugierig und möglichst unauffällig hinsehen zu wollen, um dann sehr schnell wieder nicht hinsehen zu wollen, weil es ... wirklich schlimm war.

Die Haut, stellenweise rötlichbraun verfärbt, stellenweise totenblass, war überzogen von einem dichten Netzwerk aus Narben und Blasen. An ein paar Stellen sah Laia auch nässende Wunden, oder zumindest kam es ihr so vor. Sie wagte nicht, lange und genau genug hinzusehen, weil ihr bei dem Anblick grauste und sie den Schmerz fühlte, den das verursacht haben musste, und bestimmt immer noch verursachte, aber auch weil es ihr unglaublich zudringlich und unpassend vorkam, so zu gaffen, und sie die große, wahrscheinlich ernsthaft schlecht gelaunte und ein bisschen verzweifelte Kriegerin, mit der sie in diesem schauerhaften Gefährt eingesperrt war, wirklich nicht reizen wollte.

Die Augen waren bemerkenswert in Ordnung, anscheinend, zumindest die Augen an sich. Ein bisschen blutunterlaufen, aber Laia war erstaunt, dass sie überhaupt noch da waren, bei dem Schaden, den das restliche Gesicht erlitten hatte.

Der Mund ... war komisch. Die Unterlippe war ähnlich marmoriert wie der Rest des Gesichts, angeschwollen und mit Blasen übersät und ein Stück vorgewölbt, und verlieh der Kriegerin damit fast einen schmollenden Gesichtsausdruck, als wäre sie fortwährend unzufrieden und vage beleidigt, was Laia nicht einmal unangemessen vorkam in Anbetracht ihrer Situation. Die obere Lippe war kaum als solche zu erkennen. Sie wies drei klar sichtbare senkrechte nicht zusammengewachsene Schnitte auf, von denen der linke bis fast zur Nase reichte, der mittlere eher kurz war, und der rechte irgendwo dazwischen. Die Haut war fast vollständig bleich und nicht geschwollen.

Von der Nase war nur noch ein schmieriger Krater übrig, mit kleinen Rückständen von Knorpel, und gelegentlich warf der Schleim beim Atmen kleine Bläschen auf, die dann wieder zerplatzten ...

Laia wandte den Blick wieder ab. Sie hatte zu lange hingesehen.

Und dann fürchtete sie, dass sie zu hastig, zu offensichtlich, zu erkennbar angewidert weggesehen hatte und sah wieder hin.

Die Kriegerin atmete aus - seufzte? – und verzog ihre sehr ungleich beschädigten Lippen zu etwas, was alles von einem Zähnefletschen über eine genervte Grimasse bis zu einem Grinsen hätte sein können.

„Kein schöner Anblick, was?“ knurrte sie.

„Tut mir leid“, murmelte Laia verlegen. Sie fühlte sich jetzt wirklich sehr beschämt von ihrem eigenen Verhalten, wie eine sensationslüsterne Gafferin, die sich an etwas ergötzte, was doch am Ende einfach nur der Körper einer anderen Person war, der sie nichts anging und den zu beurteilen ihr gar nicht zustand. „Ich wollte dich nicht ... Ich meine, ich ... Du sollst nicht ... Ich ...“ Sie verdrehte die Augen und schnitt eine Grimasse. „Tut mir leid. Ich weiß nicht mal, was ich sagen soll.“

„Du musst nichts sagen. Ich weiß selbst, wie ich aussehe.“

Laia versuchte, ihre Gesichtszüge unter Kontrolle zu behalten. Die Stimme der Kriegerin klang, müsste das Sprechen ihr furchtbar weh tun, und Laia fühlte sich ganz kribbelig vor Mitgefühls-Phantomschmerzen, oder was auch immer ein treffender Begriff für diese Empfindung sein mochte, die der Gedanke an ihre Verletzungen bei Laia auslöste.

„Es ist gar nicht so schlimm“, sagte sie aus der Verlegenheit heraus, und biss sich gleich danach auf die Zunge.

Die Kriegerin machte wieder dieses stöhnend-keuchende Geräusch. Ihr Gesicht war schwer zu deuten, aber Laia war sich ziemlich sicher, dass sie sie missbilligend und verächtlich musterte.

Kein Wunder, nach diesem grauenvoll unpassenden und sinnlosen Spruch.

Yanis schwitzte, so nervös war sie. Ihre Achselhöhlen juckten. Ihre Nase juckte. Ihr ganzes Gesicht juckte. Sie wollte sich am liebsten einen Sack über ihr Gesicht ziehen, damit diese sympathische und, ja verdammt, sehr attraktive Botin nicht permanent ihr verbranntes Fleisch vor Augen hatte, aber es ging nicht. Sie musste einfach hoffen, dass die Botin nicht zu oberflächlich war, und dass es ihr gelang, ihrerseits sympathisch zu wirken und mit Charakter zu überzeugen.

Bisher sah es nicht gut aus. Sie hatte versucht, freundlich-humorvoll zu reagieren, aber darin war sie schon früher nie gut gewesen, als ihre Mimik noch funktioniert hatte und sie ihre Stimme besser einschätzen konnte ...

Wenn sie es doch wenigstens irgendwie schaffen könnte, die Scham über ihr eigenes Aussehen zu überwinden. Es gab ja genug andere Dinge, für die sie sich zurecht schämte ... fand sie? Oder waren die vielleicht auch ...?

Zu kompliziert für jetzt.

„Wie ist das, als Botin zu arbeiten?“, fragte sie schließlich, nicht mal weil sie die Frage gerade wirklich beschäftigte, sondern weil sie verzweifelt gerne das peinliche Schweigen brechen wollte, das entstanden war nach Laias Antwort, die sicher sehr nett gemeint gewesen war, auf die Yanis aber beim besten Willen nichts einfiel, was sie sagen konnte.

„Doch!“, „Hast Recht.“, „Danke!“? Nichts davon brachte sie über was noch von ihren Lippen übrig war.

„Oh wunderbar“, dachte Laia. Gleich das nächste Gesprächsdesaster.

Was jetzt?

Sie konnte wahlweise irgendwelche weiteren Lügen spinnen und damit zwar jetzt die Situation einigermaßen retten, eine noch sehr viel peinlichere in der Zukunft riskieren, oder ...

Sie seufzte. Es musste sein. Das war jetzt genau die Art Lüge, aus der sie möglichst früh aussteigen musste, um nicht unter ihr begraben zu werden, wenn sie zusammenbrach. Sie konnte es einfach fühlen.

Nur blieb damit die Frage offen, durch was für eine Lüge sie sie ersetzen wollte. Leider blieb nicht viel Zeit, sich das gründlich zu überlegen. Laia beschimpfte sich innerlich selbst ein bisschen für ihre Unprofessionalität, nicht früher drüber nachgedacht zu haben. Es war alles so schnell und unerwartet passiert. Aber auf genau solche Ereignisse musste sie vorbereitet sein und reagieren können. Immer. So überlebten Leute wie sie. Ihre Vorstellung hier war einfach nur beschämend.

„Ich ... muss dir etwas gestehen“, sagte sie.

Die Kriegerin schaute sie auf schwer zu deutende Art an.

„Ich bin eigentlich keine Botin. Ich bin mehr ... sowas wie ... eine Agentin der Baronie von Orenin.“

Respektabler Versuch, wenn auch ein bisschen gewagt, weil Laia nicht sicher war, ob die Barone sie unterstützen würden. Aki, sicher, aber siere Väter?

Verdammt. So gesehen, war es einfach ein völlig überzogenes Risiko. Sie hätte was anderes sagen sollen, es dabei belassen, dass sie mit Aki befreundet war und wusste, dass sie auf der Suche nach einem*r Kämpfer*in war. Sie dachte nicht klar genug, weil die ganze Situation sie zu nervös machte und sie immer noch die ganze Zeit damit ausgelastet war, abwechselnd auf diese grauenvollen Überreste einer Nase zu starren und zu versuchen, nicht darauf zu starren. Und natürlich sich dafür zu schämen, dass sie davon nicht loskam, weil die Kriegerin das sicher nicht auch noch brauchte, auf diese Verletzungen reduziert zu werden.

Aber wenn man einmal nass war und sowieso den Fluss überqueren musste, hatte es keinen Sinn, vorsichtig den Zeh ins Wasser zu strecken. Hinein.

„Ich ... suche die richtigen Leute für sie, helfe ihnen, ihre Probleme zu lösen, unterstütze bei diplomatischen Verhandlungen und der Organisation. Es ist eine ... inoffizielle Position, deshalb gehe ich damit nicht hausieren.“

Naja. Das klang doch ungefähr so, wie es vielleicht auch eine Person erklären würde, für die es wirklich zutraf. Oder?

„Du bist sehr jung für die Rolle, oder? Und sehr schäbig gekleidet. Warst du inkognito unterwegs? Spionierst du auch für die Baronie?“

Laia fühlte sich erstens tatsächlich ein bisschen beleidigt – so schlecht sah sie ja wohl gar nicht aus, und sie mochte jung sein, aber sie wäre bestimmt in der Lage, so eine Rolle auszufüllen -, und dachte zweitens auch, dass eine Person, die wirklich so eine Rolle ausfüllte, sich eine solche Befragung nicht einfach gefallen lassen würde.

„Was willst du damit sagen?“, antwortete sie deshalb, so barsch sie es über sich brachte in dem Bewusstsein, dass die Kriegerin sie wahrscheinlich übers Knie brechen konnte wie einen morschen Ast, wenn sie wirklich wollte. „Glaubst du mir nicht?“

Yanis fühlte etwas in sich hinabsinken. Das Bisschen Hoffnung, das sie gehabt hatte, ihr Herz, und irgendwas in ihrem Hals.

Eine Agentin der Baronie.

Damit dürfte sich jede Chance auf irgendeine Art freundschaftlicher Beziehung erledigt haben. Eine Botin würde sich vielleicht leisten können, sich mit einer gefallenen Shiu'Hzim abzugeben, und wäre vielleicht bereit, sich hin und wieder mit einer gesuchten Verräterin zu treffen.

Die Rechte Hand einer Adelsfamilie sicherlich nicht.

Und in ihrer Enttäuschung hatte sie sich jetzt auch noch zu Fragen hinreißen lassen, die Laia offenbar das Gefühl gegeben hatten, sie hielte sie für eine Lügnerin. Wunderbar. Es wurde einfach immer besser.

„Doch“, antwortete sie schweren Herzens, und gab dabei der Versuchung nach, sich unter der grauenvoll juckenden linken Achsel zu kratzen. War ja jetzt sowieso egal.

Und dann wurde ihr klar, was das bedeutete: Wenn die Leute, zu denen Laia sie brachte, Baron*innen waren, und Laia ihre Handlangerin – dann würden sie doch Yanis garantiert an den Orden ausliefern, oder?

„Oh Himmel, Yanis, du bist so ein naives Kalb, es ist wirklich nicht zu fassen. Hat Icara auch immer gesagt. Wie willst du ohne sie dem Orden entkommen und überleben, obwohl du nichts kannst, nichts weißt, und wahrscheinlich jetzt gerade der auffälligste und am einfachsten zu beschreibende und wiederzuerkennende Mensch in dieser ganzen Region bist?“

Sollte Laia gehofft haben, die viel größere und stärkere Kriegerin mit schierer Dreistigkeit einschüchtern zu können, hatte sie sich offenbar geirrt.

Sie schaute Laia jetzt nicht einmal mehr an, kratzte sich ganz unverhohlen, als wäre sie allein, und schaute aus dem Fenster.

Laia wollte sie fragen, ob sie etwas Falsches gesagt hatte, weil sie nicht so richtig verstand, warum dieses Gespräch so schief gelaufen war, aber sie konnte es nicht mit ihrer Rolle vereinbaren, so sehr sie es auch versuchte. Obwohl, vielleicht, wenn sie es ein bisschen anders ...

„Willst du für uns arbeiten, oder nicht?“, fragte sie. „Wir bieten dir eine Aufgabe, die perfekt zu dir passen würde, und gut bezahlt würde. Du solltest dich freuen!“

War das jetzt eine Drohung? Wollte die Agentin damit sagen, dass sie Yanis aus der Kutsche zurück auf die Straße werfen würde, wenn sie nicht gehorchte und sich benahm?

Yanis tat ihr Bestes, ihren Stolz abzulegen, aber sie hatte sich immer noch nicht daran gewöhnt, keine respektierte, bewunderte und gefürchtete Shiu'Hzim mehr zu sein, sondern eine eklige, verachtenswerte Bittstellerin, die bestenfalls nützlich war wie eine Schuhbürste oder ein Holzscheit im Kamin.

Sie wusste, dass ihre Position sich verändert hatte, und sie nun anders gesehen wurde. Aber hatte sie nicht immer noch Ehre? War sie nicht immer noch dieselbe, eigentlich? Immer noch ein Mensch?

Und wurden Menschen nicht oft so behandelt, wie sie sich verhielten?

Sie konnte sich auch nicht alles gefallen lassen, sonst würde sie für den Rest ihres Lebens ausgenutzt und unterjocht werden von Leuten wie dieser Agentin und ihren Herr*innen.

Yanis verstand nicht, warum die sich plötzlich so aufführte. Sie war ihr am Anfang so sympathisch und freundlich vorgekommen. Yanis hatte sich so gefreut, endlich eine Person gefunden zu haben, die sie nicht wie Dreck behandelte, ihr sogar Hilfe anbot, und vielleicht nicht zuallerletzt dieses ... Irgendwas an sich hatte, das Yanis dazu brachte, sie näher kennenlernen und ihr ... näher sein zu wollen.

Yanis war nie gut darin gewesen, Menschen einzuschätzen. Ihre jahrelange Liaison mit Icara sollte als Beleg dafür genügen.

Am liebsten wäre sie einfach aufgestanden und aus der Kutsche gesprungen, um ihren eigenen Weg zu finden.

Aber sie war doch nicht naives Kalb genug, um zu glauben, dass sie so bald eine zweite Chance bekommen würde, und ... Verdammt, es war so albern, so beschämend, aber sie musste Laia nur ansehen, und schon war da dieser Drang, nett zu ihr zu sein, alles zu versuchen, damit sie sie anlächelte, statt sie anzusehen, wie einen stinkenden und möglicherweise tollwütigen Hund.

Sie würde bleiben. Aber sie würde sich nicht auf den Rücken legen und ihre Kehle darbieten, so weit unten war sie doch noch nicht.

Und wenn sie jetzt tatsächlich einfach weglief, würde sie das sicher nicht weniger verdächtig machen. Sie war jetzt nun einmal hier, und jetzt musste sie hoffen, dass sie zumindest wirklich als mehr oder weniger freie Schergin der Baronie nützlicher war denn als Gefangene von Yeshaga.

„Ich rede mit Euren Auftraggeber*innen, und dann entscheide ich, ob ich mich freue.“

Noch wusste sie ja nicht mal, was diese mysteriöse und so wunderbar zu ihr passende Arbeit sein sollte.

Oaah, was war denn jetzt plötzlich in diese Kriegerin gefahren?

Am Anfang war sie Laia jetzt sogar fast sympathisch gewesen, ungeachtet dieses merkwürdigen Verhörs vor dem Gasthaus damals, als sie noch ihr Gesicht und ihre Rüstung gehabt hatte, und Laia hatte sich wirklich gefreut, genau die Person gefunden zu haben, die Aki jetzt brauchte.

Aber jetzt war sie nicht mal mehr gut genug für ein Gespräch?

Jetzt wollte die mächtige, edle Shiu'Hzim nichts mit der kleinen Handlangerin zu tun haben und lieber direkt mit den Baronen sprechen?

Ja gut. Sie würde ja sehen, was sie davon hatte.

Laia musste zugeben, dass es auch für sie peinlich werden könnte, weil die Barone und sogar Aki noch nicht so richtig von ihrem Glück wussten, sie als Agentin gewonnen zu haben. Aber sicher konnte sie Aki vorwarnen, und dann würden sie die Gelegenheit schon nutzen.

Auch wenn die Kriegerin jetzt offenbar doch wieder entschieden hatte, ein arrogantes Miststück zu sein, konnte sie immer noch ihren Wert haben in Akis Plan.

Ja, es war ein riskanter Plan, um Begriffe wie ‚absurd‘ oder ‚übermütig‘ zu vermeiden. aber es war Akis Plan, und wenn sie sich eine Freude machen konnte ...

Laia zuckte die Schultern.

„Was scherts mich, ob du dich freust, und ob du mit mir redest, solange du deinen Zweck erfüllst?“, murrte sie, verschränkte die Arme und schaute auch aus dem Fenster.

„Dann sind wir uns ja einig“, antwortete Yanis.

Sie musste zugeben, dass das nicht die schlagfertigste Antwort war, aber sie war nie besonders schlagfertig gewesen.

Und jetzt saß sie da in dieser unerträglich angespannten Stimmung in diesem winzigen Raum eingesperrt mit dieser Person, die sie doch eigentlich so wunderbar gefunden hatte – sie erinnerte sich, so gut sie konnte, daran, dass sie für diese Einschätzung eigentlich wenig gute Gründe nennen konnte - und mit der sie jetzt aus irgendeinem Grund anscheinend in gegenseitiger Verachtung verbunden war, und verstand nicht so richtig, was passiert war, und warum, und ob sie die Situation vielleicht irgendwie noch retten konnte, und falls ja, wie.

Aber die edle, mächtige Agentin der Baronie hatte ihr jetzt anscheinend ohnehin nichts mehr zu sagen, das hatte sie nicht nur durch ihre Worte mehr als deutlich gemacht.

Im Licht dieser Ereignisse wurde ihr auch klar, dass es womöglich gar nicht ihr Fehler gewesen war, dass das Gespräch damals hinter dem Gasthaus nicht funktioniert hatte. Sie hatte vielleicht überhaupt nichts falsch gemacht. Die Agentin war einfach nur von vornherein nicht interessiert gewesen, mit jemandem zu reden, die sie als weit unter ihrem Niveau empfand.

War das jetzt mehr oder weniger peinlich als die andere Möglichkeit, die Yanis bisher vermutet hatte?

Würde sie noch mal drüber nachdenken müssen.

Und so saß Yanis den Rest der Fahrt ihr gegenüber und tat so, als würde sie aus dem Fenster sehen, während sie in Wahrheit so oft und heimlich und unauffällig wie möglich zu Laia hinüberzuschauen versuchte und alle fünf Herzschläge die Mund öffnete, um irgendetwas Beschwichtigendes, Freundliches, Wütendes, Beleidigendes, Beruhigendes, Fragendes zu sagen, und ihn dann direkt wieder schloss, denn es gab einen Punkt, bei dem Goma und Icara sich immer einig gewesen waren, und gerade weil es der einzige war, fand Yanis ihn besonders offensichtlich wichtig: Da geschickt gewählte Worte nicht unbedingt zu Yanis' Stärken gehörten, und ungeschickt gewählte selten für etwas gut waren, sollte sie im Zweifel den Mund halten.

Wenigstens das konnte sie ja einigermaßen.

„He, he, warte mal! Hast du Modinio gesehen?“

„Tut mir Leid, Magister*in!“

Aki grinste. Sier fühlte sich gar nicht so viel älter als diese*r vielleicht zwölfjährige Pag*in. Sier erinnerte sich noch, wie sier damals vor dem Spiegel gestanden und sich gefragt hatte, wie sier wohl erwachsen aussehen würde. Und jetzt war sier plötzlich dier Magister*in, obwohl sier fand, dass sier im Spiegel gar nicht so viel anders aussah. Aki nickte di*em Pag*in zu, und si*er lief weiter si*eres Weges mit si*erer Schaufel, für wen auch immer si*er sie holen sollte.

„**Hlum do trosh Modinio niniq‘ba-lin!**“, murmelte Aki, und nickte noch einmal, diesmal zufrieden zu sich selbst.

Die Worte waren lingsi, die Sprache eines längst untergegangenen Volkes, oder sogar völlig frei erfunden. Die Historiker*innen der Universität waren sich da nicht ganz einig. Jedenfalls kam es auf die Worte eigentlich auch nicht an, nur auf die Bedeutung, mit der sie aufgeladen wurden. Deshalb empfahlen die Lehrmeister*innen der Universität auch lingsi, zumindest für alle, die überhaupt Worte brauchten. Vertraute Worte waren mit zu vielen ablenkenden Bedeutungsebenen vermischt.

Aki stieg weiter die Treppe hinunter, verließ das Schloss und schritt mit sierem Stab durch den Garten. Hin und wieder fiel sier Blick auf die Sphäre, die nun darin befestigt war. Es war ein merkwürdiges Gefühl. Einerseits löste die Sphäre natürlich Stolz und Freude aus, es endlich geschafft zu haben, und ein*e fertige*r Magister*in zu sein. Auf der anderen Seite erinnerte sie daran, wie die Göttin Aki übergangen hatte.

Naja. Eigentlich war sier immer mit genug zufrieden gewesen. Das war ein Charakterzug, auf den sier immer stolz gewesen war. War vielleicht leichter, weil sier drei Barone zu Vätern hatte. Aber jedenfalls, so knapp an der Auserwähltheit vorbei zu schrammen, hinterließ schon Spuren.

Modinio stand neben dem Kirschbaum auf der Wiese hinter dem Schloss und sah zu, wie Herodi und Nomanal mit hölzernen Schwertern aufeinander eindroschen.

Dier Waffenmeister*in der Baronie trug sieren gewohnten kurzen schwarzen Rock mit Kniestrümpfen darunter und leichten, flachen Schuhen, darüber ein rotes Wams und den gewohnt albernen Hut mit der Hahnenfeder im Band.

Und natürlich den Degen.

Aki war jedes Mal wieder erstaunt davon, wie *präsent* so eine Waffe doch war. An der Universität waren nur selten welche zu sehen, und auch zu Hause trugen fast nur die Wachen welche, sodass Aki immer wieder Gelegenheit hatte, es zu vergessen und sie sich vorzustellen wie die kleinen Zierdolche, die manche Adligen am Gürtel trugen.

Ein Degen war ja nicht einmal eine besonders klobige Waffe, aber doch ... Die Klinge reichte von Modinios Hüfte beinah bis zu sieren Knöcheln. Der Korb hatte einen ähnlichen Umfang wie ein ziemlich großer Apfel oder ein ziemlich kleiner Kürbis. Das Gehänge an Modinios Gürtel schienen mehr Riemen und Schlaufen und Bänder und Ösen zu haben, als irgendjemand außer einem*r Waffenmeister*in für vernünftig halten konnte.

Auf der anderen Seite hing eine Apparatur, die Aki noch nicht gesehen hatte. Musste eine Neuerwerbung sein. Es schien eine sehr kleine Armbrust zu sein. Auf den ersten

Blick hätte Aki impulsiv orkische Fertigung vermutet. Aber seit dem Frieden von Angmää waren die Abgrenzungen sehr viel fließender geworden in dieser Hinsicht.

Jedes Mal, wenn sie so etwas sah, fragte Aki sich, wie es sein musste, den ganzen Tag so ein Monstrum mit sich herum zu tragen, das Gewicht an der Hüfte zu spüren, die Hand auf dem Knauf ruhen zu lassen, den richtigen Sitz der Waffe zu prüfen, kurz daran zu ziehen, um sicher zu sein, dass sie locker genug in der Scheide steckte und das Gehänge fest genug war, um zu ziehen - und zu wissen, dass man es nur alle paar Jahre einmal tatsächlich nutzen würde.

Aki stellte sich oft vor, dass das frustrierend sein musste; dass die Waffe irgendwann anfangen musste, leise, aber bestimmte Vorschläge dazu zu machen, wofür sie benutzt werden sollte, einfach nur, um nicht immer so nutzlos herum zu hängen. Sie war dann immer sehr froh, einen Weg gewählt zu haben, auf dem sie keine tragen musste.

Und dass Modinio anscheinend ganz gut darin war, das Flüstern zu ignorieren.

Jedenfalls ruhte ihre Hand sehr entspannt auf dem Knauf des Degens, während sie den beiden Kindern beim Fechten zuschaute.

Hin und wieder warf sie Hinweise ein wie

„Es gibt nicht nur die Spitze, du hast ein ganzes Schwert in der Hand!“, oder „Ist gut, dass ihr euch nicht verletzen wollt, aber wenn ihr nicht mal versucht, einander zu treffen, lernt ihr auch nichts!“

„Hast du vielleicht Zeit für eine kurze Pause in deinem geschäftigen Tagesrhythmus?“, fragte Aki.

„Für die zukünftige Baron*in, jederzeit!“

Modinio winkte den beiden Kindern kurz zu, wandte sich dann ab und ging mit Aki ein paar symbolische Schritte weg von den beiden.

„Worum gehts?“

„Ich brauche eine*n gute*n Kämpfer*in. Eine*n hervorragende*n, idealerweise.“

Modinio lachte auf.

„Durch einen völlig absurden glücklichen Zufall kenne ich da jemanden!“

Aki schmunzelte und schüttelte den Kopf.

„Nicht du.“

Modinio fuhr sich mit beiden Händen an die Brust, ging ein wenig in die Knie und taumelte zwei Schritte zurück.

„Ich weiß, dass du eine Inkarnation von Shiu selbst bist!“, beeilte Aki sich zu versichern, und Modinio genas auf wunderbare Weise vor ihren Augen. „Aber gerade das ist das Problem. Dein Ruf als göttinbegnadete*r Klingenneister*in eilt dir so sehr voraus, dass alle sofort wüssten, für wen du arbeitest, und das geht in diesem Fall nicht.“

„Aaahhh...“ Modinio tippte sich mit zwei Fingern an die Schläfe. „Ich ahne, worum es geht.“

„Ich dachte, vielleicht kennst du eine andere Person, die infrage käme?“

Modinio zuckte die Schultern.

„Nicht so gut wie ich natürlich. Wie gut brauchst du denn?“

„Möglichst nah dran. Soll ein Turnier gewinnen.“

Modinio lachte noch einmal.

„Das heißt, wir haben zwei Tage?“

Aki nickte.

„Vergiss es! Könnte vielleicht noch ein paar Leute nennen, die auch hier arbeiten und die vielleicht zumindest nicht unangenehm auffallen würden, und dann noch ein paar mehr, die in zwei Wochen hier sein könnten und vielleicht unter die besten zehn kommen. Mehr habe ich leider nicht.“

Modinio schaute kurz nachdenklich in den Himmel.

„Kannst du nicht vielleicht mich anders aussehen lassen, Große Illusionist*in?“

Aki schüttelte bedauernd den Kopf.

„Nicht lange genug.“

„Dann überlegt dir besser eine- Oh. Oder du fragst mal, was deine Freundin da hinten zu sagen hat. Ich weiß nicht, worum es geht, aber sie scheint etwas Eiliges zu haben.“

Yanis saß in der Kutsche, immer noch ganz flau im Magen von diesem völlig schiefgelaufenen Gespräch und unsicher, was sie nun tun sollte.

Sie hatte sich so gefreut, ein bekanntes Gesicht zu sehen, und dann sogar noch dieses, aber nun schien plötzlich alles ganz falsch, und sie sorgte sich um das Risiko, dass sie einfach nur im Begriff war, ihren Häscher*innen in die Arme zu laufen.

Sie schaute sich um im finsternen, muffigen Inneren der Kutsche, atmete die abgestandene Luft und griff schließlich impulsiv nach dem Türöffner. Sie sprang aus der Kabine, streckte sich, rollte die Schultern und begann, neben der Kutsche auf und ab zu laufen.

„Alles in Ordnung?“, fragte di*er Kutscher*in, ohne sich von dem Pferd abzuwenden, das si*er gerade striegelte.

Yanis stieß ein einzelnes bitteres Lachen aus.

„Nein, eigentlich nicht!“

Si*er zuckte die Schultern und striegelte das Pferd weiter, während Yanis hinter si*em nachdenkend auf und ab lief.

Dies war natürlich eine besondere Chance, die nicht wiederkommen würde. Aber es war auch eine besondere Gefahr, die nicht wiederkommen würde. Und schließlich war es auch einfach jetzt schon eine ganz besondere Demütigung, die hoffentlich nie, nie, nie wieder kommen würde.

Allein die Erinnerung an dieses Gespräch in der Kutsche, an ...

Sie stöhnte und hockte sich auf einen Stein am Wegesrand, während sie vorsichtig mit ihrem Ärmel den Schnodder von den Resten ihrer Nase und aus ihrem Gesicht tupfte.

Sie blickte auf zu dem Schloss, vor dem die Kutsche zum Halten gekommen war. Es war kein besonders beeindruckendes Schloss, keine Türme, keine Fahnen, einfach nur ein ziemlich großer Kasten mit ziemlich vielen Fenstern und einem großen Hof davor.

Yanis' linke Hand begann, in Richtung des verflixten Balsam-Beutels zu wandern, und weil ihr egal war, was di*er Kutscher*in von ihr dachte, hielt sie sie mit der anderen fest.

Und an dem Punkt hatte sie es eigentlich entschieden. Sie tat ihr Bestes, ihren Stolz zu überwinden, wirklich, aber es ging einfach nicht so schnell.

Es ging einfach nicht.

Sie wandte sich von dem Schloss ab und schaute in Richtung der Straße, die sie hierhergeführt hatte.

Yanis war immer gerne gerannt.

Aki stand in dem kleinen Park hinter dem Schloss und sprach mit Modinio, als Laia sien fand.

Sier sah prächtig aus, und Laia konnte nicht anders, als breit zu grinsen. Die grün schimmernde Robe floss um sien und an siem herab wie Wasser und ließ sien aussehen wie eine mystische Figur aus den Legenden, wie sier da mit siem Stab stand. In sieren krausen kurzen Haaren schimmerten einzelne weiße Strähnen - sie fragte sien oft, ob die natürlich waren oder sier sie selbst erzeugte, und jedes Mal gab sier eine andere Antwort -, und sogar sier ausgesprochen fadenscheiniger Versuch, einen Bart wachsen zu lassen, schien Laia irgendwie ... lieb.

Laia freute sich auf sier Strahlen, wenn sie sier die Lösung aller sierer Probleme präsentierte.

„Aki!“, rief sie, „Ich hab jemanden! Ich hab jemanden!“

Aus Modinios verblüfftem, aber vorsichtig erfreuten Gesichtsausdruck konnte sie schließen, dass sier grob wusste, wovon sie sprach.

„Ernsthaft?“, fragte Aki.

„Was wirklich?“, fragte Modinio.

„Ich glaub schon!“ Sie nickte begeistert.

Aki machte eine Schau daraus, sich umzusehen, drehte sich einmal mit wehender Robe um sich selbst und klopfte sogar kurz Laias Taschen ab.

„Wo?“

Sie lachte, und nickte mit dem Kopf in Richtung des Schlosses.

„Ich hab sie in der Einfahrt abgestellt, damit wir uns vorher kurz ... beraten können. Ich habe eventuell ein ganz kleines bisschen übertrieben, als ich ihr geschildert habe, wie offiziell meiner Stellung hier bei euch ist ...“

Aki grinste und hob fragend eine Augenbraue.

Sie schaute zu Modinio.

Sier lächelte nur, beobachtete sie aber interessiert.

„Na komm, du weißt doch, dass wir Modinio vertrauen können!“

Laia zuckte die Schultern.

„Ich habe ihr gesagt, dass ich eure Agentin wäre.“

Aki lachte auf.

„Kein Problem, das kriegen wir schon hin. Wie hast du sie gefunden?“

„Zufall.“

Aki schaute sie an.

„Nein wirklich! Ist mir einfach zufällig auf der Straße begegnet.“

„Und hatte ein Schild umhängen, auf dem ‚Außerordentlich Gute Kämpferin‘ stand, oder wie muss ich mir das vorstellen?“

Modinio lachte.

„Nur weil sier dier Baron*in wird!“, tadelte Laia dien Waffenmeister*in.

Modinio neigte sieren Kopf von links nach rechts und zurück.

„Du kennst siere Väter. Man wird bescheiden.“

„Aber jetzt wirklich“, kam Aki auf das ursprüngliche Thema zurück. „Erzähl es uns! Ich bin immer noch nicht sicher, ob du uns nur verschaukelst.“

„Ich verschaukel euch nicht! Sie ist eine ...“ Sie konnte sich eine dramatische Pause nicht ganz verkneifen. „Shiu’Hzim!“

„Shiu’Hzim??“, fragte Modinio. „Hast du das wirklich gerade gesagt?“

Laia zeigte mit je einem Finger beider Hände auf sier.

„Ganz genau.“

Modinio betrachtete sie mit nachdenklich zusammengezogenen Brauen, als versuche sier, zu beurteilen, ob Laia sich irrte, oder sogar dreist log.

„Wirklich?“, fragte Aki.

Laia nickte.

Und da war sier Strahlen. Laia genoss es, so gut sie konnte, bevor es genauso schnell wieder verschwand, wie es gekommen war, und Akis Schultern wieder sanken.

„Aber was sollen wir mit einer Shiu’Hzim?“, fragte sier. „Ich brauche mehr eine*n Söldner*in oder so. Warum sollte eine Ordenskriegerin für uns an einem Turnier teilnehmen? Sogar wenn sie will, darf sie das doch gar nicht. Oder?“

Aki wandte sich Modinio zu, und Modinio nickte.

„Auuuuuu! Modi! Herodi hat mich auf die Finger gehauen!“, rief Nomanal.

„Das kommt halt vor!“, rief Modinio zurück. „Warte kurz, ich komm gleich wieder, das ist gerade zu interessant hier!“

Aki verzog das Gesicht.

„Jetzt kommen sie her.“

„Oh“, sagte Modinio. „Stimmt. Hatte ich nicht bedacht.“

Tatsächlich schienen die beiden Kindern noch einen Moment zu brauchen, um ihren eigenen Disput zu lösen, aber sie schauten tatsächlich sehr neugierig in Richtung der drei Erwachsenen.

Modinio schluckte, presste die Lippen zusammen, holte die Luft und sagte:

„Ich woll euch wirklich nicht die Laune verderben, tut mir leid, aber ich kann mir das wirklich nicht vorstellen. Shiu’Hzim liegen doch nicht einfach so auf der Straße und lassen sich dann mitnehmen wie ausgesetzte Haustiere!“

„Nein, ich glaube, sie ist einfach keine richtige Ordenskriegerin mehr. Irgendwas ist mit ihr passiert. Ich weiß nicht genau, was, aber sie sucht Arbeit. Sie hat mich sogar von sich aus gefragt.“

Aki hob wieder die Augenbraue.

Modinios Augen wurden ungefähr doppelt so groß.

„Und du bist sicher, dass sie echt ist?“, fragte sier. „Vielleicht bist du ja diejenige, die verschaukelt wird! Es ... kann eigentlich nicht anders sein, es muss ...“

„Nein, ich hab sie doch in ihrer Rüstung gesehen, sie hat sogar diesen komischen Tanz gemacht.“

„Als ob du den Shiu’Shan von einer Polka unterscheiden könntest.“

„Vielleicht kannst du ja gegen sie kämpfen?“, schlug Laia vor.

Modinio lachte.

„Ganz sicher nicht!“

„Was?“, fragte Aki, aufrichtig verwirrt.

Modinio sah sie ernst an. Es war nur gespielter, scherzhafter Ernst, aber sehr gewichtiger scherzhafter Ernst nichtsdestotrotz.

„Ich zaubere lieber mit dir um die Wette, als mit einer Shiu’Hzim zu kämpfen. Genauso chancenlos, aber weniger Gefahr, dass ich verletzt werde.“

„Ja was jetzt?“, rief Laia. „Glaubt ihr, dass sie echt ist, oder glaubt ihr, dass sie eine Betrügerin ist?“

Aki bereitete in einer halb beschwichtigenden, halb schulterzuckenden Geste die Arme aus.

„Ich weiß es noch nicht, darum geht es doch gerade. Beides möglich.“

Modinio breitete auch die Arme aus, aber mit den Handflächen nach vorne, und zwei Schritte zurücktretend, dabei beinahe über die beiden Kinder stolpern, die sich neugierig tuschelnd und kichernd hinter sie positioniert hatten.

„Wir kriegen das sicher auch irgendwie heraus, ohne, dass ich Gliedmaßen verliere.“

„Die Hauptsache ist doch jedenfalls, dass wir es herauskriegen“, sagte Aki, stets kompromissbereit.

Modinio tippte mit dem Zeigefinger gegen Akis Schulter.

„Für jeden Kopf, den ich verliere, verlierst du zwei.“

„Ihr nehmt das überhaupt nicht ernst!“, rief Laia, in halb gespielter Empörung. „Ich sag euch, sie ist echt!“

„Zeig sie“, forderte Aki sie auf.

Laia wandte sich wieder Richtung Schloss, winkte den beiden zu, zu folgen und stapfte zur Auffahrt.

Sie war sich ziemlich sicher, dass sie außer dem Tuscheln und Kichern der Kinder auch noch die Schritte der beiden anderen Erwachsenen hinter sich hörte, deswegen drehte sie sich nicht um.

„Oooooohhh neinneinnein!“, murmelte sie, als sie die offene Tür der leeren Kutsche und drumherum niemanden außer dem*r Kutscherin sah. Sie rief dem*r Kutscher*in zu: „Wo ist sie?“

Si*er zeigte in Richtung der Straße, ohne sich von dem Pferd abzuwenden, das si*er gerade striegelte.

Laia drehte sich triumphierend zu Aki und Modinio um.

„Seht ihr! Ich hab ja gesagt, dass sie echt ist!“

Als Yanis die Stadtmauer wieder erreichte, war sie angenehm erschöpft von dem langen Lauf.

Und ihr fiel genau zu dieser eigentlich günstigen Zeit ein, wie schrecklich hungrig sie war. Sie hatte das letzte Mal etwas gegessen, als Ikrezia ihr zum Abschied noch die Reste ihres ...

„Halt! Was willst du in Lichternach?“

Und wieder fühlte es sich an, als würde etwas von ihrem Hals in ihre Brust in ihren Bauch bis knapp unter ihrem Magen hinabsinken.

„Yanis, denk doch mal nach!“

Sie hatte es wirklich vergessen, sie hatte einfach nicht mehr daran gedacht.

„Lass mich einfach durch“, knurrte sie.

Die Wachperson lachte laut.

„Oder was? Steckst du mich dann an?“

Si*ere Augen weiteten sich ein wenig und si*er trat einen Schritt zurück.

„Das ist nicht ansteckend was du hast, oder?“

„Kedao, hör auf, mit di*em Bettler*in rumzuhühnern! Scheuch si*en weg und mach deine Arbeit!“

„Lass mich einfach durch“, wiederholte Yanis.

Sie fühlte sich nicht länger nur körperlich erschöpft. Sie war einfach voll. Voll mit Enttäuschung, mit Demütigung, mit Beleidigungen und dem Gefühl, nichts richtig machen zu können. Oder vielleicht auch leer. Sie hatte einfach keine Kraft mehr, keine Geduld, keinen Humor, keine Selbstbeherrschung.

„Verzieh dich, und bettel woanders! Lichternach hat schon genug von deiner Sorte.“

Si*er hob den rechten Stiefel, um nach ihr zu treten.

Aber Yanis hatte genug, mehr als genug, von allem.

Sie machte einen Schritt an Kedaos Bein vorbei, trat schwungvoll gegen das Knie sie*res Standbeins, zog sie*re Keule aus der Haltung an sie*rem Gürtel, während si*er schreiend zu Boden ging, hob die Keule, um auszuholen – und fand dann irgendwo doch noch einen ganz winzig kleinen Rest Kraft, Geduld, Selbstbeherrschung, was auch immer. Sie hielt inne, die Wachperson vor ihr am Boden die Hände reflexartig schützend vor dem Gesicht. Fünf andere Wachpersonen liefen bereits auf sie zu, eine hatte ebenfalls eine Keule, eine andere ein Schwert in der Hand.

Si*er hielt es eher, als wäre es ein Jegao-Schläger, aber die Frage war jetzt auch sowieso nicht, ob sie diese Leute besiegen konnte.

Yanis atmete tief aus, gab etwas von sich, dass irgendwo zwischen einem genervten Stöhnen und einem verzweiferten Schluchzen war, warf die Keule neben der Wachpersonen auf den Boden, hob die Hände hinter dem Kopf und ließ sich auf die Knie fallen.

„Schon gut! Schon gut!“, rief sie. „Si*er ist nur gestolpert, nichts passiert, alles in Ordnung!“

Sie war immer eine furchtbar schlechte Lügnerin gewesen.

Laia hasste die Kutsche auf dem Weg zurück in die Stadt an und für sich immer noch genauso sehr, aber mit Aki zusammen war die Fahrt zumindest sehr viel angenehmer als mit der stolzen, feindseligen, schweigsamen, bedrohlichen Kriegerin.

„Warum kannst du sie nicht einfach mit irgendeinem Zauber finden? Du kannst sowas doch, oder?“

Aki nickte und schüttelte den Kopf.

„Ich kenne sie nicht, ich hab sie noch nie gesehen. Wie soll ich finden, solange ich noch nicht einmal weiß was ich suche?“

„Wie viele Shiu’Hzim werden in Lichternach jetzt gerade schon sein?“

Aki nickte und schüttelte noch mal den Kopf.

„So funktioniert das nicht. Außerdem sind Shiu’Hzim ...“ Sier machte eine vage nachdenkliche Geste mit halb vor sich gehobenen Händen und flatternden Fingern. „... nicht direkt immun gegen Magie, nicht völlig, die Forschung ist da noch nicht ganz klar, weil der Orden sie nicht unterstützt, aber jedenfalls vermutet das Schrifttum größtenteils, dass Shius Segen die arkanen Ströme ...“

Laia hörte auf, zuzuhören und sah durch das Fenster, dass sie durch das Stadttor fahren, an salutierenden Wachen vorbei, die die Kutsche der Barone erkannten.

„Meinst du nicht, dass wir die vielleicht fragen könnten? Die werden sich doch bestimmt erinnern, ob hier eine Person mit einem völlig verbrannten Gesicht vorbeigekommen ist.“

Sie sah an Akis Gesicht, dass sie daran nicht gedacht hatte, aber natürlich fiel sie sofort ein Grund ein, es auch jetzt nicht zu tun:

„Sie hätten sie nicht in die Stadt gelassen. Wenn sie vorbeigekommen ist, ist sie nicht in der Stadt, und wenn sie in der Stadt ist, ist sie nicht vorbeigekommen.“

Laia schnitt eine Grimasse.

„Aber das wäre doch auch gut zu wissen. Wenn sie sie weggeschickt haben ...“

„Wenn Sie wirklich eine Shiu’Hzim ist, dann lässt sie sich nicht wegschicken, und sonst nützt sie uns doch sowieso nichts.“

Laia verdrehte die Augen.

„Die Welt und das ganze Leben müssen so wunderschön einfach sein, wenn man ein*e Baron*in ist.“

Aki zuckte die Schultern und wiegte schmunzelnd den Kopf von links nach rechts.

„Manchmal ...“

„Und da denkt man, Magier*innen sind weise.“

Sier zwinkerte.

„Es sind ja auch nicht alle Dieb*innen niederträchtig und feige.“

Laia zog die Stirn kraus.

„Wer sagt denn sowas?“

„Ja meine Güte, ich wollte auf die Schnelle was Neckisches, aber Nettes sagen. Hat nicht funktioniert. Ich weiß.“

Sie lachte.

„Vielleicht beim nächsten Mal.“ Nach einer kurzen Pause fragte sie: „Meinst du, dass wir zumindest dieses holprige Gefährt irgendwann mal verlassen sollten, wenn wir irgendeine Chance haben wollen, sie wiederzufinden?“

Aki zögere eine Weile, aber siem fiel anscheinend nichts ein, um sie weiter zu necken. Deshalb antwortete sier einfach nur: „Könnte sein. Könnte sein. Aber wir können sicherlich auch noch warten, bis wir das Stadthaus erreicht haben. Di*er Kutscher*in hat es dort netter als auf der offenen Straße.“

Sie zuckte die Schultern.

„Und dann?“

Aki grinste.

„Ja was? Ich denke, sie ist deine Shiu’Hzim! Du wolltest sie doch mir unbedingt zeigen! Da musst du sie schon auch finden und bringen.“

„Hör mal, das ist irgendwie alles dein Projekt! Ich finde die Idee gar nicht so brillant, jemanden in dieses Turnier zu schmuggeln, um ein Familienmitglied am Ende hoffentlich vielleicht keine Ahnung wie irgendwie zu retten. Das war deine Idee, und ich spiele mit, aber nur mit. Ich spiel das nicht alleine.“

„Das ... klingt angemessen. Auch wenn mir nicht ganz klar ist, warum niemand meinen Plan mag. Ist ein guter Plan.“

„Naja. Ich find ja schon den Begriff ‚Plan‘ leicht überkandidelt für deine vage Idee, aber a propos: Warum ist dein*e Kutscher*in stehengeblieben?“

Aus dem kleinen Fenster konnte leider nicht viel erkennen, außer dass ein paar Leute an der Straße standen und irgendetwas zu beobachten schienen. Ich musste etwas Interessantes sein, denn einige von ihnen jubelten, andere schauten erschrocken oder verbargen sogar die Gesichter in den Händen.

„Vielleicht ein Hindernis? Sier heißt übrigens Enko. Ich werd ...“

Es klopfte vom Bock aus.

Aki öffnete das kleine Sprechfenster.

„Ich glaube, wir könnten sie schon gefunden haben, Ihre Erlaucht!“, rief Enko.

Aki zog die Stirn in Falten und fragte: „Wie? Du kennst sie doch auch überhaupt nicht!“

„Verzeiht, Erlaucht, aber die Beschreibung von Laia Keftinger schien mir doch eindeutig genug.“

Aki verdrehte die Augen, seufzte, öffnete die Tür und stieg aus. Laia folgte siem.

Es war wirklich ziemlich offensichtlich.

Die – kleine - Menschenmenge war versammelt um ein Podest vor dem Rathaus, auf dem eine sehr beleibte Person mit Lederschürze und schwarzer Tuchmaske über dem Kopf eine mehrschwänzige Peitsche schwang, auf den Rücken einer vor ihr knienden, mit Hals und Handgelenken in ein im Boden verankertes Joch gespannten Person, deren Gesicht voller Brandnarben und -blasen war.

Die Leute schienen unentschlossen und bedrückt, es kam keine rechte Johl- und Jubelstimmung auf. Ob es daran lag, dass es zu wenige waren, an den Wunden der Kriegerin, die zu viel Mitgefühl auslösten (obwohl Verletzungen und als hässliche wahrgenommene Gesichtszüge nach Laias Erfahrung durchaus auch die Laune der Masse anheizen konnten), oder an noch anderen Umständen, vermochte sie nicht einzuschätzen, aber Laia hatte schon lebendigere Auspeitschungen gesehen.

Yanis schaute stoisch durch die Menge, und sogar als die Geißel durch die Luft fauchte und ihren Rücken traf, verzog sie nur kurz den Mund, als hätte sie sich bloß leicht den Ellenbogen angestoßen.

„Sie ist zäh, das muss ich zugeben“, murmelte Aki. „Das heißt aber nicht, dass sie eine Hzim ist.“

Laia schaute sie an und lächelte nur. Das Lächeln verstarb sehr schnell, als sie wieder zurückschaute.

„Das ist schrecklich. Lass uns ihr helfen!“

„Naja ...“, murmelte Aki.

Laia sah ihn an.

„Was??“

„Naja ... Das ist nicht so einfach. Wie willst du das machen? Hier findet gerade eine öffentliche Bestrafung statt. Sogar wenn ich schon Baron*in wäre, was ich nicht bin, wäre Lichternach nicht meine Stadt, und ich hätte hier keine Autorität.“

Laia schnaubte ein bitteres Lachen.

„Na klar ...“

„Sogar wenn ich sie hätte“, fuhr Aki fort, „wäre es unter Umständen keine gute Idee, eine öffentliche Bestrafung einfach mittendrin zu unterbrechen. Es sendet ein schlechtes Signal und schürt Unzufriedenheit im Volk. Und schließlich kennen wir diese Person doch gar nicht. Wer weiß, ob sie ihre Bestrafung verdient hat?“

Laia verdrehte die Augen und blies eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht.

„Ich wusste gar nicht, wie viel Jakuwe in dir steckt!“

„Autsch!“

„Selber Autsch! Da Autsch! Kuck Autsch, du stocksige*r Adelspross*in, du rücksichtslose*r Robenscharlatan*in!“

Akis Kiefermuskeln spannten sich an, und sie schaute auf den Boden.

„Als hättest du mich jemals gebeten, in irgendeiner öffentlichen Bestrafung zu intervenieren, wenn es um Leute ging, die du nicht für nützlich gehalten hast!“

Autsch.

Jetzt war es an Laia, missmutig zu Boden zu gucken.

„Naja, das ist ... Also ... Normalerweise kriege ich das ja auch gar nicht mit. Und außerdem ist doch in diesem Fall offensichtlich, dass das nicht gerecht sein kann! Sie ist doch gerade erst von eurem Schloss weggelaufen, was kann sie schon gemacht haben? Außerdem ist sie eine Shiu’Hzim.“

„Was hat das jetzt damit zu tun?“

„Du weißt so gut wie ich, dass die nicht einfach ohne Grund was Verbotenes machen!“ ‚Zumindest nichts, was auch für sie verbote ist und wofür sie dann bestraft werden‘, dachte Laia, und merkte dabei, dass angesichts der Situation dieses Argument von vorne bis hinten Quatsch war, ließ sich davon aber nicht aufhalten. Manchmal ging es einfach nur darum, weiter zu reden und nicht nachzugeben. Jetzt zum Beispiel. „Die bestrafen sie bestimmt nur, weil sie in die Stadt wollte und aussieht, als hätte sie kein Geld! Und außerdem, ja, sie ist die Person, die wir brauchen, um einen Verwandten zu retten, und diese ganze verflixte Situation, und ich hab sie gefunden, um dir zu helfen,

und jetzt tu gefälligst irgendwas, um zu zeigen, dass du das zu schätzen weißt, verdammt noch mal!“

Aki seufzte und stieg zurück in die Kutsche.

Sie hörte sien etwas murmeln, das irgendwie ... gewichtiger klang als normale Sprache, und jedenfalls auch keine ihr bekannten Worte enthielt, was nur einen Schluss zuließ ...

Und auf der anderen Seite stieg Der Baron aus.

„Ui ...“, murmelte Laia.

Und in diesem Moment erklang noch einmal das sogar für Außenstehende unangenehme Klatschen der Geißel, gefolgt von größtenteils eher unzufriedenen Geräuschen aus dem Publikum.

Wahrscheinlich hatten sie sich einfach mehr Schreie, Zappeln und Flehen um Gnade erhofft statt dieses nur gelegentlich durch besonders hart zusammengebissene Zähne veränderten stoischen Gesichts mit seinen noch frischen Brandwunden.

„Jubelt nicht!“, rief die Person mit der Geißel und der Maske, unberührt davon, dass niemand jubelte, „Morgen könntet Ihr es sein!“

Die Stimme der Person war sonderbar, fand Laia. Klar und dunkel, aber nicht unbedingt eine tiefe Stimme, kein bisschen rau. Vielleicht wäre es eine gute Singstimme gewesen. Vielleicht sogar eher eine irritierende.

Di*er Scharfrichter*in wandte sich ab und stapfte zurück in das Rathaus.

„Siehst du!“, zischte Laia Aki über die Hintern der Pferde hinweg zu. „Jetzt haben wir zu lange gewartet, und es ist vorbei. Nichts mehr mit Retten.“

„Sie ist immer noch in dem Joch festgeschraubt!“, gab Aki als sier Vater zu bedenken, sogar mit seiner Stimme. Es war gruselig, sehr.

Obwohl, wenn Laia genau hinschaute, bemerkte sie kleine Fehler. An einer Stelle am Kinn schimmerte Akis Bart durch, und hin und wieder kam es ihr sogar so vor, als wäre da noch die Robe unter ... oder über ... oder in „,,? den samteneenen Gewändern des Barons. Und der Stab ...

„Hör auf, meine Güte! Weißt du, wie anstrengend das ist?“

„Was?“

„Die Illusion! Schau nicht so hin! Du weißt, dass sie nicht echt ist, das macht es noch schwerer.“

„Was?“

Akis Vater – Aki – wie auch immer – blinzelte und schüttelte genervt den Kopf.

„Später, ich hab dafür jetzt nicht Zeit und Konzentration.“

„Naja, wir haben jede Menge Zeit, jetzt, die Bestrafung ist zu Ende.“

Sie schaute trotzdem nicht mehr direkt hin. Es war angenehmer so, das flackernde Bild fühlte sich zu desorientierend an.

„Nicht ganz!“

Er gestikuliert in Richtung eines Kindes, das einen verschimmelten Kanten Brot in Richtung der gefesselte Kriegerin warf. Das Brot verfehlte sie und prallte aber immerhin an dem Joch ab. Die Kriegerin verzog keine Miene.

Laia hingegen verzog die ihre sehr wohl.

„Ja, jetzt können wir sie noch vor altbackenem Brot und welken Wurzeln retten ... Sie wird uns ewig dankbar sein!“

„Du redest es klein. Sieh die Gesamtperspektive: Wir können ihr die Freiheit zurückgeben!“

Laia sah Aki an – und dann doch gleich wieder weg, in ihrer beider Interesse.

„Na dann mach“, sagte sie.

Aki nickte und wandelte als Der Baron in das Rathaus, gewiss einem unterwürfigen Empfang entgegen.

Und Laia schlenderte zu dem auf dem Podest befestigten Joch, langsam und nicht zu zielstrebig, damit es nicht zu deutlich so aussah, als ginge sie zu dem Joch.

„Das hat sicher gemein weh getan“, raunte sie der Kriegerin zu, als sie nah genug war. Sie tat ihr Bestes, mitfühlend zu klingen, in der Hoffnung, dadurch ein bisschen von der Verspätung ausgleichen zu können.

„So? Meint Ihr?“, knurrte die Ordenskriegerin zurück.

„Ist dir schon aufgefallen, hm?“

Das nötigte ihr ein Lachen ab, wenn auch ein bitteres.

„Was ist passiert?“, fragte Laia.

„Ich glaube, si*er hat mich mit irgendwas geschlagen. Peitsche? Fühlte sich an wie mehrere ...“

„Sehr lustig.“

„Fand ich gar nicht.“

„Ich ... du ...“ Laia versuchte, das Grinsen aus ihrem Gesicht und vor allem ihrer Stimme herauszuhalten.

Ein Kind, das Laia auf 7 Jahre schätzte, trat aus der Menge näher an Yanis heran, besorgt beobachtet von einem mutmaßlichen Elter.

„Bist du ein*e Wandler*in?“, fragte das Kind, kein bisschen unfreundlich. „Ich hab mir Wandler*innen immer so vorgestellt.“

Laia schaute betreten zwischen dem Kind und der Kriegerin herum, aber die schien die Frage nicht besonders übel zu nehmen.

„Ich bin einfach nur ein Mensch“, antwortete sie, „der in den letzten Tagen ziemlich viel Pech hatte. Und vielleicht auch ein paar schlechte Entscheidungen getroffen hat, um das Pech abzurunden.“

„Ui!“, sagte das Kind, und schlich dann rat- und wortlos wieder zurück zu der erwachsenen Person, tuschelte ihr etwas ins Ohr und wurde dann umarmt und weggeführt.

Jemand warf einen Klumpen Wurzelmasse mit Erde dran, vielleicht von Karotten, und traf die Kriegerin damit tatsächlich ins Gesicht. Der Klumpen war trocken, deshalb zerpuffte er einfach nur wuchtlos, und hinterließ ein bisschen Staub, aber keinen Schaden.

Die Kriegerin nieste und schüttelte den Kopf, um sich so weit wie möglich zu befreien.

„Und, was macht Ihr hier so, edle Agentin?“

„Wir ... also, wir hatten eigentlich vor, dich zu retten.“

„Ah. Danke. Und? Wie läuft es?“

Eine*r der Erwachsenen trat etwas näher an sie heran und versuchte, sie anzusprechen, verfehlte sie aber. Der Speichelklumpen landete vor dem Podest auf dem Boden.

„Wir hatten keine Zeit, uns einen richtig guten Plan zu überlegen, aber Aki ist dabei.“

„Aki. Ist das di*er adlige Magier*in, di*er dann plötzlich ganz anders aussah?“

„Das hast du mitbekommen?“

„Was denkst du, wie wir in einer Schlacht überleben, wenn wir nicht aufpassen, was um uns herum passiert?“

„Naja.“

Laia zuckte die Schultern. Da wollte sie mal was Nettes machen, und alles, was sie dafür bekam, war eitles Kriegerinnengeprotze.

Na gut. Noch war der Versuch, was Nettes zu machen, zugegebenermaßen ja auch nur ein Vers...

Aha! Da kam Aki als sies Vater aus dem Rathaus, in Begleitung di*er maskierten Scharfrichter*in.

Erleichtert eilte Laia siem entgegen. Aki blieb stehen, während di*er Scharfrichter*in weiterging, um mit einem großen Werkzeug das Joch zu öffnen.

„Alles gut gegangen?“ fragte sie, und fühlte sich sehr sonderbar, Den Baron so anzusprechen, obwohl sie wusste, dass es eigentlich Aki war.

„Naja ...“, murmelte Aki zurück, zu ihrer Erleichterung in sierer eigenen Stimme. Sier schaute nachdenklich auf eine fleckige alte lederne Umhängetasche in sierer Hand – Vielleicht die der Kriegerin, die sie ihm ausgehändigt hatten? „Ich hab so einen Verdacht, dass der Bürgermeister*in mich zumindest teilweise durchschaut hat und nur keine Lust hatte, tiefer in der Problematik rumzustochern, weil die Gefangene sowieso bald freigelassen werden sollte ... Könnte sein, dass mir ein peinliches Gespräch mit Yeto bevorsteht.“

Laia kicherte.

„Gibts noch eine andere Sorte Gespräch mit Yeto?“

„Bluäch“, machte Aki, und streckte ihr die Zunge heraus, was in Yetos Gesicht geradezu surreal aussah.

„Machst du bitte dein Kostüm ab? Mir grauts.“

„Schon gut.“

Aki stapfte in Richtung der noch immer wartenden Kutsche davon.

Laia wandte sich um und sah zu, wie die Kriegerin sich aufrichtete, die Schultern rollte, sich streckte und umsah – und schließlich sichtbar widerwillig zu Laia hinüber stakste, nun doch sichtbar mitgenommen von der Bestrafung, zumindest körperlich.

Sie trug immer noch das alte fleckige Hemd, das Laia zuletzt an ihr gesehen hatte, jetzt natürlich mit restlos zerschundenem und blutigem Rücken.

Sie seufzte und murmelte ein „Danke“, als sie angekommen war.

„Gerne“, murmelte Laia zurück. Ihr kam sehr offensichtlich vor, dass es keinen Grund gab, die Einzelheiten der Verkorkstheit dieser Befreiungsaktion offenzulegen.

„Wenn die Generalprobe schief läuft, ist das ein gutes Zeichen“, dachte sie.

Der Kriegerin schien plötzlich etwas sehr Erschreckendes einzufallen. Sie tastete an sich herum und schaute suchend in Richtung des Podestes und dann zu Laia.

„Wo ist meine Tasche? Habt Ihr meine Tasche?“

Laia lächelte. Immer gut, Leuten erfreuliche Nachrichten bringen zu können, von denen man etwas wollte.

„Haben wir“, antwortete sie. „Ist was Wertvolles drin?“

Die Kriegerin zögerte, auf sonderbare Art. Laia nahm an, dass es etwas Persönliches von emotionalem Wert war, worüber sie nicht gerne sprach.

„Ja, das kann man so sagen“, antwortete die Kriegerin schließlich, als Aki gerade – jetzt wieder als sie selbst – aus der Kutsche stieg.

Sie winkte ihnen zu.

Laia ging zwei Schritte zur Kutsche und drehte sich zu der Kriegerin um.

„Ich schlage vor, wir versorgen jetzt erst einmal deine Wunden, ziehen dir was Ordentliches an, und dann sprechen wir beim Abendessen noch mal über diese Aufgabe, die wir für dich hatten?“

Der maulig abweisende Gesichtsausdruck der Kriegerin veränderte sich beim Wort „Abendessen“ sehr plötzlich. Ihre Augen wurden groß, und sie sog die wunde Unterlippe ein und klemmte sie zwischen die Vorderzähne, während sie da stand und zögerte und überlegte. Sie schaute von Aki zu den Pferden zu Laia zu Aki zu Laia, immer noch auf die Lippe beißend, und presste schließlich hervor:

„In Ordnung, gut. Aber erst die Tasche, dann Essen, dann der Rest.“

Laia schnaubte ein Lachen.

„Mir solls recht sein.“

Yanis war sich noch nicht ganz sicher, ob sie die beiden hassen oder für unfähige Witzfiguren halten sollte, oder vielleicht einfach beides, aber eins ließ sich nicht leugnen: Diese Linsenpfanne war köstlich. Das hatte sicher auch damit zu tun, dass Yanis seit beinahe zwei Tagen nichts gegessen hatte und unfassbar hungrig war, aber sie war sich außerdem ziemlich sicher, dass es außerdem auch wirklich hervorragend schmeckte. Sie tat ihr Bestes, es sich nicht zu sehr anmerken zu lassen, sowohl weil sie den beiden die Genugtuung nicht gönnte, als auch ganz einfach weil sie sich vor ihnen nicht noch weiter erniedrigen wollte, indem sie wie ein wildes Tier das Futter aus dem Napf herunter schlang.

Sie war sich nicht sicher, wie gut es klappte, denn sie hatte wirklich schrecklichen Hunger, und es schmeckte wirklich unglaublich gut. Es war fast genug, um sie die Schmerzen in ihrem Rücken vergessen zu lassen, das permanente Jucken und Ziepen in ihrem Gesicht, das dumpfe Pochen der anderen Narben an ihrem ganzen Körper, und das widerliche Gefühl von klebriger Feuchtigkeit von den offenen Wunden und Brandblasen.

Es war fast genug, sie das nagende Gefühl vergessen zu lassen, das sich daraus speiste, blutend und nässend in stinkender ungewaschener fleckiger zerrissener und von vornherein schäbiger Kleidung in diesem kleinen, aber prunkvoll eingerichteten Speisesaal, in dem sie unter glänzenden Kandelabern auf marmornem Boden sitzend mit silbernem Besteck von kunstvoll verzierten Porzellantellern aß, während von ihrem ausgepeitschten Rücken Blut auf die Polster der sicherlich unbezahlbaren Stühle tropfte.

Sie konnte ihren eigenen Gestank riechen unter dem köstlichen Duft des Essens und dem subtileren Holz-und-Kerzenwachs-und-Blumen-Geruch des Saales.

Es wurde nicht besser durch die Erinnerung an die sehr peinliche und unangenehme Kutschfahrt mit der Agentin und Yanis' absurde Flucht in die Stadt, aber sie hatte jetzt gerade das Gefühl, ein Niveau von Scham erreicht zu haben, an dem wirklich fast alles egal war.

Und zumindest hatten die beiden ihr geholfen und sie befreit und sie nicht ausgeliefert. Das heißt nicht, dass sie ihnen bedingungslos vertrauen konnte, aber ... Sie konnte rückblickend sowieso nicht mehr so richtig fühlen, warum sie in der Kutsche so wütend geworden war. Die Agentin war doch wirklich nett und hatte dieses furchtbar sympathische Lächeln und natürlich heißt das nicht viel, aber was hatte sie denn sonst? Irgendwo musste sie ja anfangen.

„Also ...“, begann sie schließlich, als sie sich allmählich wieder in der Lage fühlte, kurz damit aufzuhören, sich Linsen in den Mund zu schaufeln, „Ich bin nicht sicher, ob ich das alles richtig verstehe, aber im Ergebnis wollt Ihr, dass ich ... für Euch das Turnier von Kelthoven gewinne?“

Dier Magier*in wiegte den Kopf und schaute vage peinlich berührt.

„Naja ... Ihr müsstet nicht unbedingt gewinnen, es würde völlig reichen, wenn Ihr irgendwo in den vorderen Plätzen unterkommt. Glaubt Ihr, da habt Ihr eine Chance?“

„Das ist kein Problem“, antwortete sie. „Ich weiß nicht viel darüber, deshalb will ich auch noch nicht zu viel versprechen, aber ...“

Verflixt, sie hatte keine Ahnung, ob sie gerade einen schrecklichen Fehler machte. Sie hatte noch nie über irgendetwas verhandeln müssen. Verhandelte sie gerade überhaupt über irgendetwas? Musste ja. Die beiden mussten ihr schließlich irgendetwas bieten, und Yanis musste außerdem auch irgendetwas fordern. Sie hatte keine völlig klare Vorstellung, wie die Welt außerhalb ihres Ordens funktionierte, aber sie wusste genug, um sich darüber im Klaren zu sein, dass sie Geld brauchte, um sich Essen zu kaufen.

Und ... Sie musste auch irgendwo wohnen? Wie ging das denn? Gasthäuser kannte sie natürlich, aber da wohnten Leute doch nicht dauerhaft ...?

Jedenfalls brauchte sie Geld, für alles, und deshalb musste hier jetzt wohl irgend eine Verhandlung stattfinden. Also war es wahrscheinlich gar keine gute Idee, Zweifel an ihren eigenen Leistungen zu wecken.

„... Ich bin eben eine Shiu’Hzim“, beendete sie den Satz also. „Sie nennen uns nicht umsonst die Unbesiegbare Legion.“ Dier Magier*in zögerte nachdenklich, bevor sie erwiderte:

„Ich will Euch nicht zu nahe treten, wirklich nicht, aber so unbesiegt saht Ihr vorhin gar nicht aus ... also, nicht, dass ich sagen will, dass Ihr lügt, aber sicherlich versteht ihr, dass ... Also, es ist halt nicht ganz so offensichtlich, wie man erwarten würde. Ihr habt nicht zufällig irgendeine Art von ... Nachweis?“

„Aki, ich hab es gesehen!“, rief sie die Agentin.

Yanis sah zu ihr hinüber und ... versuchte, nicht begeistert zu sein. Irgendetwas war im Gesicht der Agentin, in ihren Augen, in ihrer ... Und dann schaute die Agentin plötzlich zurück und sah ihr direkt in die Augen.

... Yanis versuchte, bis auf Weiteres nicht mehr hinzusehen.

„Du hast eine Rüstung gesehen, und einen Säbel. Ich dachte, vielleicht gibt es ja sowas wie eine ... Urkunde?“

Die Agentin schnaubte.

Yanis wandte sich reflexartig in ihre Richtung und bereute die Bewegung sofort, versuchte aber, sich die Schmerzen nicht anmerken zu lassen.

„Ja, klar, sehr vernünftige Frage“, räumte die Agentin mit sogar für Yanis unmissverständlichem sarkastischem Unterton ein. „Ein Zentner goldene Rüstung ist völlig unproblematisch zu fälschen, und damit direkt neben einem Gasthaus herumzuturnen, in dem ein ganzer Zug echte Ordenskrieger*innen übernachtet, ist einfach eine der naheliegendsten Ideen überhaupt, aber eine Urkunde ...! Ich mein, welche*r Betrügerin wäre schon in der Lage, ein Stück Papier zu beschriften?! DAS wäre ein richtiger Beweis, ne?“

Dier Magier*in saß da und guckte an die Wand.

„Schmeckts?“, fragte sie schließlich nach einer Weile peinlichen Schweigens.

„Mhm“, machte Yanis, und schaute sie ein bisschen misstrauisch an, unsicher, ob das Spott war.

„Schön!“, erwiderte sie, immerhin aufrichtig erfreut.

Wieder eine ganze Menge Schweigen, bevor die Magier*in schließlich stockend hervorpresste: „Tut mir leid, ich weiß einfach nicht, wie ich es anders sagen soll, aber ich wüsste gerne, was passiert ist. Ich würde gerne verstehen, wie ich übereinbringen

soll, dass du angeblich eine Hzim bist, aber auch ...“ Sier gestikuliert hilflos und stammelte, und sagte schließlich: „Tut mir leid, ich weiß nicht wie ich sagen soll, muss ich es wirklich sagen?“

Yanis legte ihre Gabel hin und lachte bitter.

„Nein“, seufzte sie. „Aber andersrum: Muss ich es wirklich sagen? Weil ...?“

Sie gestikuliert selbst in Richtung ihres Gesichts, ihrer Kleidung und überhaupt ihrer ganzen selbst.

Aki öffnete den Mund, schloss ihn wieder, öffnete ihn wieder, schloss ihn wieder.

„Ich weiß, ich stehe jetzt als rücksichtsloser Arsch da, aber es geht hier um sogar noch mehr als nur das eine Menschenleben! Wenn diese Sache schief läuft, riskieren wir tiefe diplomatische Verwerfungen zwischen den Regionen, deshalb muss ich schon wissen, mit wem ich es zu tun habe. Sie haben dich rausgeworfen? Ich wusste bis heute nicht einmal, dass es überhaupt möglich ist, den Orden zu verlassen, wenn man erst einmal konsekriert ist. Oder warst du noch nicht konsekriert und hast irgendeine Prüfung nicht bestanden oder ...?“

Yanis zögerte nun auch kurz. Was tun?

Eigentlich schien es offensichtlich, denn wenn sie mit den beiden arbeiten wollte, würden sie es ohnehin erfahren müssen, und wenn nicht, hätte liegen auch keine großen Vorteile mehr. Außerdem war sie eine furchtbare Lügnerin und würde es sicherlich ohnehin verbocken.

Andererseits fühlte sich falsch an, es Ihnen zu sagen, und das nicht nur aus taktischen Gründen, sondern vor allem, weil sie sich einfach schämte, und es nicht aussprechen wollte. Nicht mal, wenn niemand es hörte, und erst recht nicht vor diesen zwei Fremden.

Aber natürlich auch ein bisschen aus taktischen Gründen. Sie wollte nicht, dass sie sie wieder wegschickten. Nicht mal nur wegen des Geldes oder des Essens. Sie hoffte, dass sie zur Not auch anders zurechtkommen konnte, auch wenn dies hier natürlich eine Chance war, die genau so bestimmt nicht so bald wiederkommen würde. Sie wollte aber auch so gerne diese Person.

Sie hatte keine Ahnung, warum. Es war ja nicht so, dass sie das Gespräch in der Kutsche schon vergessen hatte. Aber trotzdem ...

Sie schaute kurz aus den Augenwinkeln zu der Agentin und dann schnell wieder auf ihren Teller. Sie war ihr wiederbegegnet, nachdem sie sich schon damit abgefunden hatte, dass sie sie niemals kennenlernen würde. Sie wollte sich diese zweite Gelegenheit nicht versauen.

Aber doch ... Eine Shiu'Hzim floh nicht. Sie sah der Gefahr ins Auge und stellte sich ihr. „Also los, Yanis, stell dich!“

„Nicht ... ganz.“ Na gut, das hätte furchtloser und göttingefälliger rauskommen können. Sie fasste sich ein Herz und versuchte es noch einmal: „Ich hatte eine Auseinandersetzung mit ... anderen Hzim und habe die Einheit ... unerlaubt verlassen.“

Aki sah sie mit offenem Mund an, sichtbar nachdenkend.

„Du ... Du hast ... Ich kenne mich mit militärischer Terminologie nicht so gut aus, aber ist es nicht ziemlich genau der Vorgang, der typischerweise... Naja, ‚Desertieren‘ ist im Krieg, oder? Aber jedenfalls ... Große Kish'Kukun ... Suchen sie dich?“

„Das ... kann sehr gut sein. Ich glaube schon. Ja. Ich bin mir ziemlich sicher. Ja. Sie suchen mich.“

„Kalamität“, stöhnte die Magier*in und vergrub das Gesicht in den Händen. Sier schaute zwischen gespreizten Fingern zu Yanis auf.

„Ich schätze, jetzt habe ich immerhin auch keinen Zweifel mehr, dass du echt bist. Niemand würde das erfinden.“

„Guter Anfang, oder?“, fragte die Agentin.

Die Magier*in seufzte.

„Ja... Aber-“

„Aki, du weißt es, ich weiß es, und sie weiß es nur deshalb nicht, weil wir ihr nicht die Details und den Hintergrund des Auftrags erklärt haben: Dies ist es. Dies ist deine Chance, aus deinem Plan was zu machen. Was? Glaubst du, du findest noch eine andere, seriösere Shiu’Hzim bis morgen, die du mieten kannst? Keine Beleidigung, ich hab nur ... War wirklich nicht böse gemeint, ja?“, fügte sie in Yanis’ Richtung hinzu.

Yanis war vor allem deshalb nicht beleidigt, weil die Situation ihr so absurd und die beiden ihr immer noch so lächerlich vorkamen.

Die Magier*in schaute ratlos zwischen ihnen beiden hin und her.

„Na gut“, sagte sie schließlich. „Ich sehe es ein. Wir müssen dann wohl ... Also, ich will gar nicht so defätistisch klingen, tut mir leid.“ Sier nahm sich sichtbar zusammen und lächelte Yanis an. „Also, wir würden dir den Auftrag gerne anbieten. Wir versuchen es miteinander, wenn du auch dabei bist.“

„Ich bin mit solchen Situationen nicht vertraut“, sagt Yanis, „Aber ich glaube, es fehlt immer noch das Detail der Bezahlung. Ich bekomme Geld für das, was ich für euch tun soll, richtig? Ich brauche nämlich welches, leider.“

Die Magier*in lachte.

„Da sind wir jetzt in einer recht amüsant symmetrischen Situation! Ich habe nämlich auch keine Vorstellung davon, was eine adäquate Bezahlung dafür wäre.“

„Aber ...“

„Ich weiß! Meine Pläne sind nicht immer ganz so durchdacht und ausgefeilt, wie sie auf den ersten Blick vielleicht wirken mögen. Was hältst du von ... Zwei Groschen pro Tag?“

„Aki!“, rief die Agentin.

„Fünf Groschen pro Tag?“

Yanis hoffte inständig, dass die beiden ihrem Gesichtsausdruck nicht zu deutlich ansehen konnten, dass das einfach nur Zahlen ohne richtig konkrete Bedeutung für sie waren. Einfach nur, weil sie den Eindruck hatte, dass man das so machte, sagte sie: „Sieben!“

Die Magier*in schaute zu sierer Agentin. Die schaute zurück.

„Einverstanden!“, sagte die Magier*in schließlich.

Und sofort schämte Yanis sich wieder ein bisschen, weil sie gefeilscht hatte. Das war wirklich unter ihrer Würde als Shiu’Hzim. Aber andererseits, galt das nicht für alles, was gerade passierte? Und hieß Würde überhaupt, was sie immer gelernt und gedacht hatte? Es war einfach ein heilloses Elend.

„Einverstanden“, murmelte sie.

Und konnte doch einen Strom von Freude nicht leugnen, der sie bei dem Gedanken erfasste, wieder einen Zweck zu haben, wieder zu etwas zu gehören, wieder zu wissen, wofür sie da war, und ... mit dieser Agentin zusammenzuarbeiten.

Auch für diese Freude schämte sich, und wusste nun gar nicht, ob sie so viel davon unterdrücken oder mitnehmen wollte, wie sie konnte.

Schließlich entschied sie sich fürs Mitnehmen, in dem Wissen, dass vielleicht nicht mehr viele Chancen kommen würden.

Yanis lächelte, schaute den beiden anderen dabei direkt ins Gesicht, und bildete sich dabei sogar ein, einen kleinen Widerschein ihrer Freude darin zu sehen.

Vielleicht war heute doch kein so schlechter Tag.

Eine knappe halbe Stunde später lag Yanis bäuchlings auf einem Bett, während die Magier*in über ihr stand und mit schwarz überlaufenen Augen sie sonderbares, fast mehrstimmig klingendes, gleichzeitig zu weit entferntes und viel zu nahes, gleichzeitig irritierend dissonant falsches und erstaunlich melodisch perfektes Lied sang.

Sie wusste gar nicht so richtig, was sie hoffen sollte.

Sie wusste, dass Hzim Magie abstießen, oder so ähnlich. Sie hatte das in Yeshaga nur sehr ungefähr gelernt, denn arkane Theorie war kein Teil ihrer Ausbildung, und niemand erstand, wie genau der Effekt funktionierte. Die Ausbilder*innen hatten auch immer betont, dass auf ihn kein Verlass war. Hzim waren nicht vollständig immun gegen Magie, sie hatten lediglich eine abweisende Wirkung darauf.

Goma hatte das mal mit einer blinden Glasscheibe verglichen. Man konnte nicht richtig hindurchschauen, aber es schien trotzdem noch Licht hindurch, und manchmal gab es auch noch ein paar Stellen, durch die doch etwas zu erkennen war.

Und dann war natürlich auch Yanis' derzeitiger Status nicht völlig klar. Sie hatte seit ihrer Flucht nicht mehr gewagt, Shius Nähe zu suchen, und sie hielt es keineswegs für unvorstellbar, dass die Göttin sie völlig verstoßen hatte.

Und sie wollte einerseits natürlich gerne geheilt werden, aber wenn Aki nun feststellte, dass sie genau so empfänglich für Magie war wie andere Menschen auch, dann wäre das ... ein Zeichen, über das sie sich nicht vorbehaltlos freuen können würde.

Sie merkte, dass der Gesang aufgehört hatte.

„Alles in Ordnung?“, fragte die Magier*in.

„Ja“, antwortete sie. „Ja, ich war nur gedanklich gerade ... Naja egal. Wie sieht es denn aus?“

„Es tut mir leid“, sagte Aki, und Yanis unterdrückte ein erleichtertes Grinsen. „Es hat nicht viel genützt. An ein paar Stellen ist die Haut geheilt, aber größtenteils ist noch alles wie zuvor. Es wird sich nichts infizieren, da bin ich ziemlich sicher, aber mehr kann ich nicht tun. Tut mir leid. Ich fürchte, das heißt, dass ich dir mit den ... Brandwunden erst recht nicht helfen kann. Hätte ich aber wahrscheinlich sowieso nicht. Dafür bin ich nicht gut genug. Der Magister Curativa an der Universität kann angeblich sogar abgetrennte Gliedmaßen nachwachsen lassen, aber ...“

„Schon gut“, unterbrach sie sie, vor allem, weil es sie auf den Geist ging, wie sie und auch ihre Agentin immer um ihre Brandverletzungen herum stammelten. Sie

schämte sich selbst schon genug für alles, was in den letzten Wochen geschehen war, ohne dass ihr permanent auch von außen vermittelt wurde, wie peinlich und unangenehm das alles war. „Ich weiß gar nicht, ob ich das wollen würde. Sie sind nun einmal da, und sie erinnern mich an vieles, auch wenn es mir nicht gefällt. Ich bin gar nicht sicher, ob es sich richtig anfühlen würde, sie einfach wegzuzaubern.“

Und während sie es sagte, begann sie sich zu fragen, ob da vielleicht entgegen ihrem ersten Empfinden sogar etwas dran war.

„Na gut“, knurrte sie nach einer Weile. „Meine Nase hätte ich vielleicht schon ganz gerne wieder.“

Die Agentin lachte ein nervöses, unsicheres Lachen.

„Ich behalte das im ... Ich merks mir. Vielleicht finden wir ja was“, sagte dier Magier*in.

„Ja“, murmelte Yanis. „Sicher.“ Lauter fügte sie die Frage hinzu: „Und wie geht es nun weiter? Wollt Ihr heute noch aufbrechen?“

„Müssen wir“, antwortete dier Magier*in. „Wir haben nicht viel Zeit, und wir müssen noch die Freifrau von Berleningen besuchen, um ... eine gewisse Formalie mit ihr zu fixieren.“

„Eine gewisse Formalie?“, fragte die Agentin.

„Formalie?“, fragte Yanis gleichzeitig.

„Ja, in der Tat! Du kannst ja schlecht offiziell für die Baronie Orenin antreten.“

„Kann ich nicht?“

„Oh. Ja. Das weißt du ja noch gar nicht. Ähm... Wenn es dir recht ist, würde ich es gerne dabei belassen, bis wir uns ein bisschen besser kennen. Das Geheimnis ist kritisch zur Vermeidung des bereits bezeichneten diplomatischen Eklats, und ... Ich bin sicher, dass du sehr ehrenhaft bist und alles tun wirst, was du uns versprochen hast, aber ich hoffe, du verstehst... Wir wissen noch nichts über dich, deshalb können wir dir jetzt nicht auf Anhieb alle unsere tiefsten Geheimnisse anvertrauen.“

„Ist das in Ordnung?“, fragte sie nach einer Weile in die entstandene peinliche Stille.

„Habe ich denn eine Wahl?“, fragte Yanis zurück.

„Wahrscheinlich nicht so richtig“, gab dier Magier*in zu.

„Ich schätze, dann ist es in Ordnung“, knurrte Yanis.

„Danke“, murmelte dier Magier*in.

„Danke“, murmelte die Agentin noch leiser.

Immerhin hatten die beiden den Anstand, sich zu schämen.

„Ich würde dann jetzt zumindest deinen Rücken noch verbinden“, sagte Aki. „Ist das in Ordnung?“

„Natürlich. Danke.“

Yanis tat ihr Bestes, in einer Haltung zu bleiben, in der sie die kleinen Dinge zu schätzen wusste, statt sich über die größeren zu ärgern.

Sie hatte das Gefühl, dass das eine wichtige Fähigkeit für ihr Überleben und ihre geistige Gesundheit werden könnte.

Einige Stunden später saßen sie wieder in der Kutsche, dem Abgrund, in den peinliche Gespräche sich zurückzogen, um zu sterben.

Dier Magier*in hatte nach der versuchten Heilung ein schlichtes beiges leinenes Hemd und eine schwarze Hose aufgetrieben, die Yanis einigermaßen passten. Schuhe in ihrer Größe hatte sie nicht gefunden, aber die, die sie von der Person an der Stadtmauer ertauscht hatte, sahen auch noch nicht völlig unerträglich aus und passten gut genug.

So schaute sie nun nicht mehr wie eine verwaehrte Bettlerin aus, die durch die Kanalisation gekrochen war, sondern nur noch wie eine verwaehrte Bettlerin, die ein Leinenhemd und eine schwarze Hose aus einer Schneiderei gestohlen hatte, die ihr insbesondere an den Schultern, Oberarmen und Oberschenkeln sichtbar zu klein waren.

Aber trotzdem tat es gut, frische, saubere Kleider zu tragen, und auch selbst sauber zu sein. Sie hatte gegen die Zweifel dier Magier*in durchgesetzt, noch ein Bad zu nehmen. Ein bisschen störte sie der süßlich-blumige Duft, der sie seitdem begleitete, aber er war dem vorherigen deutlich vorzuziehen.

Waren es Rosen? Veilchen? Primeln? Ein Gemisch?

Yanis verstand nichts von Blumen.

Sie hoffte, dass es der Agentin gefiel. Albern. Aber welchen Sinn hatte es, es vor sich selbst zu leugnen?

„Möchtest du eigentlich ...“

Schon wieder eine dieser hilflosen peinlichen Pausen, die zusammen mit dem zugehörigen abwenden des Blickes unpassend hilfloser Geste wie in diesem Fall Verschränken der Arme ankündigten, dass es um Yanis' Brandwunden gehen würde.

„... eine Maske oder eine vergleichbare ... Verhüllung?“

„Nein.“

„Mhm.“

Dier Magier*in nickte hastig.

„Sier hat Angst, dass die Freifrau oder jemand an ihrer Tafel ein Problem mit deinem Gesicht hat“, sagte die Agentin, überraschend und sogar ein bisschen erfrischend sorglos.

Ja, vielleicht hat es auch ein bisschen damit zu tun, dass Yanis sie unbedingt mögen wollte. Und ja, vielleicht war das nicht besonders vernünftig von ihr. Aber sie hatte im Moment nicht so viel und wollte nicht immer nur an die verflixten Pastillen denken, um sich besser zu fühlen.

„Das ist überhaupt nicht wahr!“, rief dier Magier*in.

„Wohl ist das wahr“, antwortete die Agentin ganz entspannt. „Du brauchst irgendein Dokument von ihr, damit dein Plan aufgeht. Was willst du denn machen, wenn sie sagt, dass der Anblick ihr den Appetit verdirbt.“ Zum Schluss hin war sie immer leiser und unsicherer geworden, mit gelegentlichen nervösen Blicken zu Yanis. Leise fügte sie noch hinzu: „Ich mein das nicht böse, ich seh das ja nicht so, aber ... Leute sind so?“

„Ich weiß, wie ich aussehe“, antwortete Yanis, ein bisschen steif, und vielleicht nicht besonders schlagfertig, aber so würdevoll, wie sie es eben jetzt hinbekam. „Und wenn die Freifrau mich nicht an ihrer Tafel will, muss ich nicht an der Tafel der Freifrau sitzen.“

Dier Magier*in und siere Agentin nickten langsam.

„Du ... verstehst sicherlich, dass wir es uns in diesem Fall leider einfach nicht leisten können, auf unseren Prinzipien zu beharren. Aber wir sind uns einig über diese Prinzipien. Ich verspreche es.“

Yanis winkte ab.

„Verstehe ich. Es ist sehr viel einfacher, sich Prinzipien zu leisten, wenn man es auf die Zeiten beschränkt, in denen sie keine Belastung sind.“

„Äh ... Ja. Genau.“

Aki nickte mit zusammengepressten Lippen, wandte sich ab und schaute aus dem Fenster.

„Sagte sie, die sich mit einem heiligen Eid als Dienerin Shius gebunden und dann nach ihrer unehrenhaften Flucht aus dem Orden für ein paar Groschen an eine*n nicht allzu ehrenhafte*n Baronserb*in verkauft hatte.“

Aki wusste selbst nicht so richtig, woher der Wunsch kam, eine so gemeine Antwort zu geben. Oder eigentlich, wenn sier ganz ehrlich war, wusste sier es wahrscheinlich doch, nämlich aus dem Affront und der Beleidigung, die sier empfand, nicht nur wegen dieser einen Erwiderung, sondern weil sier heute auch von Laia schon ein paar Mal daran erinnert worden war, wie ungerecht siere Position in der Welt war und wie wenig sier dafür tat, daran etwas zu verbessern, während sier gleichzeitig vor sich selbst und anderen gerne den Eindruck erweckte, für mehr Gerechtigkeit zu sein, und das war eine Dissonanz, die sien schon lange beschäftigte und einfach nervte und ziepte und manchmal ein bisschen weh tat.

Aber sier war klug genug, zu wissen, dass es keine besonders geschickte Idee war, die einzige Person, die sierem Plan zum Erfolg verhelfen konnte, mit einer besserwisserischen Retourkutsche daran zu erinnern, dass sie eigentlich mal etwas anderes geschworen hatte, und mitfühlend genug, um zu wissen, dass die Kriegerin das jetzt wirklich nicht auch noch brauchte, und selbstkritisch genug, um zu erkennen, dass sier damit nicht mal in irgendeinem Sinne Recht gehabt hätte.

Sier war nicht souverän genug, um die Worte nicht minutenlang ununterbrochen immer wieder still im eigenen Kopf aufzusagen.

Manchmal musste das reichen.

Als die Kutsche vor dem Landhaus der Freifrau hielt und ein*e Bedienstete*r die Tür für sie öffnete, war Aki sehr erleichtert, endlich aussteigen zu können, deshalb nahm sier keine große Rücksicht auf die anderen und sprang einfach direkt als Erste*r auf den Kies vor dem Haus.

Die Freifrau erwartete sie bereits, zu Akis Überraschung.

Sie streckte zur Begrüßung eine Pranke vor und verneigte ihren großen Kopf. Aki kannte sie schon eine Weile, und es fiel siem immer noch schwer, irgendwoanders hinzuschauen als auf den großen Skorpionsschwanz, der vom hinteren Ende ihres Löwinnenkörpers geschätzt vier Meter hoch aufragte, und leicht tänzelnd ständig aufs Unerfreulichste den Eindruck vermittelte, nur auf eine Gelegenheit zum Zustoßen zu warten.

Aber das waren ungerechte Vorurteile, Aki wusste es. Trotzdem machte es sie nervös, so sehr sie auch versuchte, nur die ihm (hoffentlich) freundlich gesonnene Person in der Mantikora zu sehen.

„Willkommen auf Schloss Berleningen“, grollte die Freifrau mit ihrer tiefen, tiefen, Stimme.

„Danke, Freifrau! Ich hoffe, Ihr verzeiht meinen unangekündigten Besuch. Wir sind in Eile.“

Ein tiefes, tiefes, grollendes Lachen.

„Darüber entscheide ich, nachdem Ihr Eure eigentliche Bitte vorgetragen habt. Kommt!“

Sie wandte sich um und ging in Richtung des großen Haupteingangs und Aki folgte ihr, mit einem entschuldigenden Blick zu sieren Begleiterinnen.

„Die beiden können gerne einfach mitkommen“, knurrte die Freifrau verdächtig genüsslich in Akis Gedanken.

Sier zögerte nur kurz, bevor sier widerwillig antwortete:

„Ich würde lieber unter vier Augen mit euch sprechen.“

„Ich weiß. Ich wollte nur, dass du es vor ihnen sagen musst, weil ich gerne ein bisschen Zwietracht sähe.“

Sie lachte ihr tiefes kehliges Lachen, und Aki drehte sich mit einem hilflosen Schulterzucken zu den beiden anderen rum. Laia grinste sien nur mitleidig und ein bisschen schadenfroh an. Die Kriegerin, deren Mimik natürlich ohnehin etwas schwerer zu deuten war, schaute nur stoisch vor sich hin, mit einem möglicherweise irritierten kurzen Seitenblick zu der grinsenden Laia.

„Und warum genau sollte ich Euch bei diesem sonderbaren kleinen Projekt unterstützen, von dem, wenn ich das richtig verstehe, sogar Eure eigenen Väter nicht richtig überzeugt sind?“

Das Arbeitszimmer der Freifrau sah naturgemäß etwas anders aus als die menschlicher Adliger. So gab es zwar Stühle für Gäste, aber hinter dem enorm großen Schreibtisch, über dem ihr besonderer Schreibmechanismus hing, befand sich keiner, sondern stattdessen eine Art riesigen Diwans, auf dem sie liegen konnte.

Und ansonsten ... Aki hätte es ihr nicht in das irritierend menschliche Gesicht gesagt, aber ansonsten sah ihr Arbeitszimmer schon sehr nach Verlies aus. Die Wände aus dunklen, unbehauenen Steinen, bestimmt fünf Meter Deckenhöhe, und nur ein kleines Fenster am hinteren Ende des länglichen Raumes. Weil es draußen schon dunkel war, kam das Licht ausschließlich von einem Leuchter über dem Tisch, der zwar riesig war, aber alles andere als prunkvoll, aus schlichtem Gusseisen, aber immerhin mit Halterungen für ... überschlagsmäßig 25 Kerzen, schätzte Aki. Sier hatte schon Kronleuchter gesehen, für die man wahrscheinlich das ganze Haus der Freifrau hätte kaufen können, und die kaum mehr Licht spendeten als eine einzelne Laterne.

Sie handhabte solche Dinge eher pragmatisch.

„Mit dieser Frage habe ich gerechnet!“

„Dann freue ich mich umso faszinierter auf Eure sicherlich gut vorbereitete und ausgefeilte Antwort!“

„Ich werde mein Bestes tun, Euch nicht zu enttäuschen! Zunächst einmal würdet Ihr durch Eure Unterstützung dazu beitragen, diplomatische Verwerfungen oder vielleicht sogar einen Krieg zu verhindern.“

Sie legte die Vorderpfoten übereinander, leckte sich über die Nase und schaute gelangweilt zur Decke.

„Natürlich wusste ich, dass Euch das nicht überzeugen würde!“, fuhr Aki fort. „Damit bleibt aber immer noch das Argument, dass Ihr den gewonnenen Preis sowie die damit einhergehende Ehre bekommen werdet und dafür nicht mehr aufwenden müsst als

Euer Siegel. Und außerdem natürlich die tiefe und andauernde Dankbarkeit unserer Baronie.“

Sie zog den rechten Mundwinkel nach oben und antwortete: „Mit Dankbarkeit und meinem Fell kann ich mich warmhalten an kalten Wintertagen, und Dankbarkeit und eine Schale mit Wasser sind eine köstliche Erfrischung im Sommer.“

„Deswegen gibt es ja auch noch den Preis und die Ehre des Sieges dazu! Die erfrischen vielleicht nicht so gut wie eine Schale mit Wasser, haben aber auch ihren Wert.“

„Falls Eure Hzim gewinnt.“

„Sie ist eine echte Shiu'Hzim.“

„Ich weiß.“

„Und ich weiß wiederum das. Deshalb bin ich ja auch zu euch gekommen. Ich wusste, dass ihr die Wahrheit erkennen könnt. Na gut, und weil euer Landsitz direkt auf dem Weg liegt. Und wenn Ihr wisst, was sie ist, dann wisst Ihr auch, dass sie gewinnen kann, und Euch auf keinen Fall Schande bereiten wird.“

„Sie war Shiu'Hzim. Jetzt ... ist sie beschädigt. Ich weiß, was sie ist, aber auch ich bin nicht allsehend. Die Erfahrung lehrt mich, Menschen immer auch die Schande zuzutrauen. Außerdem wird sie gejagt.“

„Das Leben ist immer auch ein Würfelrollen, aber mit Verlaub, wie niedrig soll Euer Einsatz sein? Ein Brief, mehr will ich nicht.“

„Eine Lüge. Ein Beitrag zu einer Täuschung. Meine offizielle Patronage für eine gesuchte Kriminelle.“

Aki konnte nicht ganz verhindern, dass sie Gesicht sich schmerzlich verzog. Besonders mit dem letzten Punkt lag die Freifrau nicht völlig daneben

„Ich kann das Risiko nicht leugnen. Aber ich kann darauf hinweisen, dass es auch seinen eigenen delikaten Reiz hat.“

Sie lachte und schob ihren Skorpionsschwanz in die neben ihr auf dem Tisch liegende Schreibmanschette.

Aki empfand jedes Mal eine Mischung aus Ehrfurcht, nackter Angst und Neugier, wenn sie beobachten durfte, wie präzise die Mantikorin diesen tödlichen Stachel kontrollieren konnte. Und sie war sich nie ganz sicher, wann sie es bewusst demonstrierte und wann sie einfach nur selbstverständlich ein Körperteil benutzte.

„Ich werde mein gefälschtes Siegel benutzen“, sagte sie. „Wenn es tatsächlich ernst wird, werde ich von überhaupt nichts wissen, und Ihr werdet zugeben, dass Ihr diese Urkunde selbst hergestellt habt. Und ich erwarte den Siegpriest, unabhängig davon, ob sie tatsächlich gewinnt oder nicht. Das sind die Bedingungen.“

Aki dachte kurz nach, bevor sie nickte.

„Wenn ich auch behaupten darf, dass mir die Urkunde von einer unbekannt Person übergeben wurde ...?“

Die Mantikorin gab ein tiefes, grollendes Seufzen von sich, das verdächtig nach einem Knurren klang, antwortete dann aber zu Akis Erleichterung:

„Meinetwegen.“

„Du hast ihr einen Sieg garantiert?“, fragte Laia.

„Naja...“, antwortete Aki.

„Und kriegst dafür nicht mal ein echtes Siegel?“

„Damit sie abstreiten kann, was damit zu tun zu haben, falls die Shiu'Hzim anklopfen.“

„Und was genau bleibt dir da noch als Vorteil gegenüber Einfachselbstfälschen?“

„Naja, sie steht dahinter.“

„Es sei denn, jemand fragt.“

„Ja gut.“

Laia seufzte.

„Du hättest mich mitnehmen sollen.“

„Ja gut“, knurrte Aki.

Sie zuckte die Schultern.

„Wo schlafe ich?“

„Mhhh das ist ein bisschen, also, das, pass auf, ich konnte das nicht entscheiden und ich durfte ja nun wirklich der Freifrau nicht vor den Kopf stoßen, deshalb ... Bitte sei nicht sauer.“

Aki gestikuliert die*n Dienstbot*in heran, die*er halb gelangweilt und halb peinlich berührt am anderen Ende des Flurs abwartete, ob si*er noch gebraucht würde.

Als Laia das Zimmer betrat, zuckte die Kriegerin auffällig erschrocken zusammen und steckte ein bisschen zu hastig einen Beutel wieder zurück in diese Umhängetasche, die ihr so wichtig gewesen war.

Laia hatte ein Auge für Heimlichtuerei, aus offensichtlichen Gründen.

Aber sie versprach sich nichts davon, die Kriegerin in eine Ecke zu treiben, deshalb tat sie einfach, als hätte sie nichts gesehen.

„Ich ... wusste nicht, dass wir uns das Zimmer teilen“, murmelte die Kriegerin.

Laia zuckte die Schultern. „Ist ein kleines Schloss, und wir sind nur Domestikinnen. Tut mir leid.“

„Nein, nein!“ widersprach die Kriegerin überraschend heftig. „So hab ich das nicht gemeint. Es macht mir nichts aus. ... Ich kenne das natürlich. Kein Problem. Ich war nur überrascht.“

Laia nickte und stellte ihren eigenen Rucksack neben einem der drei freien Betten ab.

„In Ordnung.“

„Ich“, begann die Kriegerin, stockte, leckte eine Hand an den Nacken, massierte sich nachdenklich und setzte noch mal an: „Ich hab irgendwie den ganzen Tag gedacht, ich müsste was sagen, aber es kam keine Gelegenheit, und je länger ich nichts gesagt hab, desto schwieriger wars, und ...“ Laia schluckte und hörte zu und versuchte, nett zu gucken und fand es einerseits irgendwie sehr anständig von der Kriegerin, aber wollte andererseits wirklich nur schlafen und gehen und aus dieser peinlichen Situation raus. „Ich will vor allem danke sagen, aber ich wollte auch sagen, dass es mir leid tut, dass ich in der Kutsche so schroff war und dass ich einfach ... weggegangen bin. Ich weiß, das war komisch. Ich hab, das war ... Ihr wisst ja, dass ich gesucht werde, und ich hatte so einen Gedanken wie dass ich Euch überhaupt nicht kenne und dass das eine Falle sein könnte, und ich dachte ... Lieber kein Risiko eingehen. Ich weiß jetzt, dass ich Euch Unrecht getan habe, und das tut mir leid.“

Laia nickte und lächelte und sagte: „Versteh ich. Ist wirklich nicht schlimm. Gar kein Problem.“

Und dann war da diese kleine Pause, die entsteht, wenn alle irgendwie das Gefühl haben, dass es das noch nicht so richtig war, aber niemand weiß, was es es denn nun wäre.

Laia zog sich aus und legte sich in das Bett.

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Die Kriegerin klang müde. Aber sie hatte auch einen harten Tag hinter sich, wenn Laia darüber nachdachte. Sie war die – wie viele? 20? - Meilen von Schloss Orenin bis Lichternach gelaufen, sie war öffentlich ausgepeitscht worden, und dann von Aki geheilt, dann die Kutschfahrt ... Laia selbst genoss es geradezu unanständig, in dem Bett zu liegen und sich endlich ausruhen zu können, und sie hatte selbst eigentlich kaum etwas get-

„Ich ... Nee.“

„Was?“, fragte Laia.

„Nee, schon ... Egal.“

„Mhm.“

Laia dreht sich um und zog die Decke höher. Es war nicht mal besonders kalt, aber es fühlte sich trotzdem gut an, sich-

„Weißt du ... Kann ich dir was sagen?“

Laia blinzelte verwirrt in die Dunkelheit. Waren sie jetzt beim Du? Offenbar. War Laia nur recht, sie fand dieses höfische Gehabe immer nur irritierend.

„Ja, natürlich. Was denn?“

„Ich mag dich.“

Laia drehte sich wieder um und schaute in den Raum, obwohl da kaum etwas zu sehen war.

„Das ...“ sagte die Kriegerin. „Tut mir leid, das war Quatsch, glaub ich. Vergiss es einfach.“

„Nein, nein ...“ Laia hatte keine Ahnung, wie sie damit jetzt umgehen sollte, aber sie sah keinen Grund, anders als freundlich zu reagieren, wenn ihr jemand sagte, dass sie sie mochte. Insbesondere wenn diese andere Person eine Shiu’Hzim war, mit der sie im selben Raum schlafen und wahrscheinlich auch langfristig zusammen arbeiten würde.

„Nein ... Ich freue mich! Ich ... mag dich auch?“

Das hätte vielleicht weniger verwirrt und zweifelnd klingen sollen.

„Ich ... Danke ... Vergiss es einfach ...“

Yanis war eigentlich ganz zufrieden mit dem Gespräch. Natürlich, die Agentin war ein bisschen überfordert gewesen, aber Yanis hatte gesagt, was sie hatte sagen wollen, und es war in Ordnung gewesen, und jetzt lag sie hier in ihrem Bett, in einem Zimmer mit der sympathischen Agentin, und das war ein bisschen gruselig, aber es war auch ein bisschen schön, und sie hörte sie atmen und sich bewegen und das war irgendwie nett und Yanis fühlte sich selbst ein bisschen komisch dabei, das so wahrzunehmen und sich drüber zu freuen und fragte sich, ob das an der Medizin lag.

Das war natürlich schwierig.

Wenn sie gewusst hätte, dass sie nicht alleine schlafen würde, hätte sie sie nicht so sorglos genommen, aber nun war es halt passiert.

Sie hatte sie gerade runtergeschluckt, als die Agentin reinkam. Sie konnte nichts dafür. Sie hatte nicht nachgedacht und war einfach davon ausgegangen, dass sie das Zimmer für sich allein hatte.

Und jetzt ...

Und jetzt...

Jetzt war sie hier mit ihr im Zimmer, und Yanis wusste nicht, wie viele klare Sekunden sie noch hatte, bevor der Balsam zu wirken anfangen würde.

Es war auch ein bisschen lustig.

Oder kam es ihr nur lustig vor, weil der Balsam schon wirkte?

Das Bett fühlte sich auch verdächtig bequem an und sie fühlte sich so sonderbar ... wohlig. War das nur das Bett oder war das ...?

Sie bekam ein bisschen Angst, als sie daran dachte, dass sie unter dem Einfluss der Medizin vielleicht etwas Unpassendes tun könnte.

Am besten versuchte sie, einfach so schnell wie möglich einzuschlafen. Und gar nicht auf die Agentin zu reagieren. Gar nicht drüber nachzudenken, dass sie jetzt hier war.

Das müsste doch gehen. Einschlafen. Dafür war die Medizin doch da.

Und das Bett war wirklich ...

Sie erinnerte sich an stundenlange nächtliche Gespräche vor dem Einschlafen mit Icara, und wie schön die gewesen waren. Ganz am Anfang.

Aber da war es jedenfalls noch schön gewesen. Die Gespräche.

Yanis' Kopf fing an, sich zu drehen. Also, natürlich nicht nur ihr Kopf. Sie selbst, ganz. Oder ... Es drehte sich jedenfalls irgendwas um sie.

Und sie fragte sich, ob sie nicht doch irgendwas sagen sollte. Und dachte zugleich, dass das wahrscheinlich eine Situation war, in der sie ganz sicher nicht irgendwas sagen sollte.

Sie würde es doch nie hinbekommen, sich jetzt in diesem Zustand nicht ...

Oder?

Wie konnte sie denn ...?

Es war doch offensichtlich. Sie mochte die Agentin. Und das war noch sehr zurückhaltend gesagt.

Natürlich war es gut, es zu sagen. Es war ...

„Ich ... Nee.“

Aber doch nicht so!

Sie hatte ...

„Was?“

Und Yanis konnte nicht mal irgendwie mit der Situation umgehen, weil sie ihre Gedanken nicht zusammenbekam.

„Nee, schon ... Egal.“

„Mhm.“

Aber so ... So konnte Yanis das doch jetzt auch nicht lassen, oder? Was hatte sie zu verlieren? Sie konnte doch einfach die schlichte Wahrheit aussprechen, und dann hatte sie es zumindest hinter sich und wusste, was passierte.

Und vielleicht ... Vielleicht gab es ja sogar eine Chance, dass was Gutes passieren würde.

Vielleicht erwiderte die Agentin ja ihre Gefühle. Und sogar wenn nicht, was hatte sie zu verlieren?

Sie würde es sich doch niemals verzeihen, wenn sie die Situation jetzt nicht nutzte, wie bald würde die wohl wiederkommen?

„Weißt du ... Kann ich dir was sagen?“

Oh. Oh nein. Jetzt hatte sie es wirklich gesagt? Ach nee. Noch nicht ganz. Aber sie hatte angefangen, und ...

„Ja, natürlich. Was denn?“

Mhhng. Und jetzt? Yanis hörte sich selbst schneller atmen und fühlte überall den Schweiß auf ihre Haut treten und dachte hektisch und angestrengt nach, so gut sie es noch konnte.

War das jetzt so unangemessen und peinlich, wie sie befürchtete oder so gut und sinnvoll, wie sie hoffte oder ...

„Los jetzt. Keine Furcht, Shiu’Hzim kennen keine Furcht. Raus damit!“

„Ich mag dich.“

Oh. Oh nein. Das war ... Das war nicht gut. Sie hatte es kaum ausgesprochen, als ihr klar wurde, wie es klang.

Und sie wollte ... irgendetwas Erklärendes dazu sagen, irgendetwas, was sie nicht komplett lächerlich und besorgniserregend wirr wirken ließ, aber ihr war schwindlig, und sie schaffte es einfach nicht mehr ...

„Das ...“ murmelte sie unter Aufbietung all ihrer Konzentrationsfähigkeiten. „Tut mir leid, das war Quatsch, glaub ich. Vergiss es einfach.“

„Nein, nein ...“

Yanis wollte schreien ob des ... Mitleids?, das sie in der Stimme der Agentin hörte. Aber sie schaffte immerhin, nichts zu sagen.

Das war jetzt das beste. Das musste jetzt die Maxime sein. Sie konnte nichts besser machen, wenn sie versuchte, in diesem Zustand weiterzureden. Einfach still sein.

„Nein ... Ich freue mich! Ich ... mag dich auch?“

Sie wollte schreien. Es tat so weh. Es war ... Sie hatte gar nicht gewusst, dass Scham so wehtun konnte.

Aber sie wusste, dass sie sich morgen noch viel mehr schämen würde, wenn sie jetzt schrie. Das Beste, was sie jetzt noch tun konnte, war, es nicht schlimmer zu machen.

„Ich ... Danke ... Vergiss es einfach ...“, nuschelte sie.

Dann fiel ihr ein, dass sie hatte schweigen wollen. Na gut. Von jetzt an aber.

Das einzige, was sie realistischerweise tun konnte, war, sich zusammenzureißen und sich beherrschen, um die Klappe zu halten, damit nicht noch mehr verstörender Unfug herauskam.

„Nein, wirklich. Ich freu mich. Danke, dass du es gesagt hast!“

Hmngghrrrrr.

Vielleicht doch ...?

Neinneinneinneinnein! Halt den Mund, Yanis. Du kannst jetzt nicht. Es geht jetzt nicht. Lass es dabei. Du hast dich lächerlich gemacht, aber anscheinend nichts Schlimmeres. Morgen wird es ein bisschen peinlich, und du wirst daran nie wieder anknüpfen können, und du wirst dir noch wochenlang wünschen, du hättest nichts gesagt, oder sogar eine einzige weitere Minute gewartet, bevor du die göttinverfluchte Pastille nimmst, aber das war auch alles.

Könnte schlimmer sein.

Sie konnte es jetzt nur schlimmer machen.

Sogar zu besten Zeiten war Yanis alles andere als wortgewandt, und jetzt gerade war sie nicht mal sicher, an welchem Ende ihre Zehen waren. Da. Allein dieser völlig absurde Gedanke.

Sie spürte regelrecht die Flut aus Unfug, die aus ihrem Mund sprudeln wollte, und gegen die sie sich mit einer auch körperlich spürbaren Anstrengung stemmen musste.

„Ich hab das gar nicht gesagt, das klang nur so. Ich hab das nur geträumt. Ich hab auch nicht dich gemeint. Ich mag viele Sachen. An die hab ich gerade gedacht. War nur so eine Redewendung. Aber wenn du sagst, dass du mich auch magst, meinst du-“

Neinneinneinneinneinnein.

Gar nichts mehr.

Zum Glück war sie ohnehin viel zu müde und sich jetzt gerade nicht mal sicher, ob sie ihren Mund noch finden würde, sogar wenn sie es versuchte.

Am nächsten Morgen erwachte Yanis mit einer irritierenden Mischung aus Benommenheit und stillem Aufschrecken in Erinnerung an die Ereignisse des vorigen Abends.

Nachdem sie einige Minuten steif im Bett gelegen und kaum gewagt hatte, zu atmen, brachte sie die Kraft auf, vorsichtig den Kopf zu heben. Dem durch das Fenster sichtbaren Licht und dem immer noch sehr eindeutig schlafenden, aufs Kissen sabbernden Gesicht der Agentin nach zu urteilen, schien es noch relativ früh am Morgen zu sein.

Yanis beschloss, die Gelegenheit zu nutzen, die unangenehme Begegnung hinauszuzögern.

Sie war gar nicht sicher, wovor ihr am meisten graute: peinlichem Schweigen und dem Versuch, so zu tun, als hätte sie nichts gesagt? Dem Versuch, daran anzuknüpfen und freundlich darüber zu reden? Mitleid? Ja doch. Sie war sich ganz sicher, dass das die eine Sache war, vor der ihr mit weitem Abstand am meisten graute. Mitleid.

So leise sie konnte – und sie konnte sehr leise sein, wenn sie es darauf anlegte – glitt sie aus dem Bett. Sie hatte sich ohnehin nicht ausgezogen und konnte deshalb direkt aus dem Zimmer schleichen, dann aus dem Haus, in den Garten dahinter, in der Absicht, den Tag mit einigen Übungen zu beginnen, während derer sie garantiert nicht in schamvoller Erinnerung an den Dialog mit der Agentin schwelgen oder sich die früher oder später ja unausweichliche nächste Begegnung mit ihr ausmalen würde.

Immerhin fand sie draußen wirklich einen sehr schönen Morgen vor. Die Luft war kühl und frisch, und Tau glänzte im Gras und auf den Blättern im Licht der Sonne, die sich gerade erst vorsichtig über den Horizont empor tastete.

Zu ihrer Überraschung erblickte Yanis dort im Garten die Magier*in.

Sie lag auf dem Rücken im taufeuchten Gras, und zuerst dachte Yanis deshalb, sie würde schlafen. Dann fiel ihr auf, dass die Augen der Magier*in weit offen waren und ihre Lippen sich kontinuierlich bewegten, wenn auch nicht sehr auffällig, als würde sie flüstern.

Dann fiel ihr ein, was sie über Magier*innen gelernt hatte: Dies musste die Meditation sein, die ihnen half, ihre astrale Kraft zu gewinnen.

In ihrer Ausbildung war es vorrangig darum gegangen, dass Magier*innen in dieser Phase verwundbar waren und deshalb die der eigenen Truppen besonders schutzbedürftig waren, und die der gegnerischen besonders lohnende Ziele.

Auch wenn sie in keiner der beiden Richtungen Pläne hatte, erwies sich das Wissen als nützlich, um die Situation einzuordnen.

Aus der Nähe konnte Yanis erkennen, dass die Augen der Magier*in vollständig schwarz ausgefüllt waren, und ihre Finger fest und tief in den Boden gekrallt.

Der Anblick war ein wenig verstörend, deshalb wandte Yanis sich direkt wieder ab, nahm einen ihr angemessen erscheinenden Abstand ein und begann mit ihren eigenen Übungen.

Aki stieg aus dem meditativen Zustand hinab und begann allmählich wieder die Welt um sich herum wahrzunehmen.

Sier hob den Kopf, um sich umzuschauen. Sier hatte es geschafft, in solchen Situationen den Gedanken an eventuelle Zuschauer*innen das Bewusstsein nicht so sehr dominieren zu lassen, dass es die Meditation verhinderte. Aber es war immer noch der erste Gedanke nach der Rückkehr.

Diesmal fand sier sogar tatsächlich eine andere Person in der Nähe vor, aber auf eine ganz andere Weise, als sier erwartet hatte. Eine ganze Weile saß Aki einfach nur da und beobachtete. Es war gleichzeitig faszinierend und auch verstörend. Die Bewegungen, die sie machte, sollten teilweise gar nicht möglich sein, fand Aki. Zumindest nicht ohne magische Unterstützung.

„**Ostei Lawaan!**“, murmelte sier, um ganz sicher zu gehen.

Und dann war sier ganz sicher: Da war keinerlei Magie im Spiel.

Blieb nur noch göttliches Wirken ... oder einfach unfassbare Kraft und Gewandtheit. In diesem Moment kam Aki beides ungefähr gleich plausibel vor.

Am Ende wandte sier sich wieder ab, nicht nur weil sien zu sehr irritierte, was die Ordenskriegerin an Bewegungen vollführte, sondern auch, weil sier sich unwohl dabei fühlte, sie so anzustarren.

Trotzdem konnte Aki sich nicht ganz dazu aufraffen, einfach zu gehen.

Sier hoffte auf eine Gelegenheit, kurz mit der Kriegerin über siere Pläne zu reden und sie besser kennenzulernen, ohne dass Laia dabei war und ihr Bestes tat, sien lächerlich zu machen.

Deshalb saß Aki dort weiter im Gras und beobachtete die Büsche, den Himmel, und eine Zeitlang eine*n Gerbspinner*in, di*er zwischen den Blättern einer Zwerghesper si*ere Falle baute.

„Was ist das denn?“, fragte die heisere Stimme der Kriegerin hinter siem.

Aki wusste nicht, ob sier es makaber finden sollte, aber etwas an dieser Stimme gefiel siem. Sie klang durch ihre Heiserkeit und Rauheit so ... anders. Besonders. Und wie die ganze Person irgendwie hart und unbeugsam und ... gewalttätig? Das war nicht ganz der richtige Ausdruck, aber etwas an der schieren Andersartigkeit dieser Person faszinierte sien, dier selbst noch nie körperlich die Hand gegen einen anderen Menschen erhoben oder im Ernst eine Waffe geführt hatte.

„Ein*e Gerbspinner*in“, antwortete Aki. „Sie ... bauen diese Netze und ahmen die Rufe von Vögeln nach, um sie hineinzulocken. Sie sind ziemlich selten so weit im Süden, aber diese*r scheint es kühl zu mögen.“

Aki schaute vorsichtig in das verbrannte Gesicht der Ordenskriegerin und bemerkte, dass sier darin etwas sah, was sier noch nie gesehen hatte: Sie lächelte. Sie strahlte regelrecht.

Aki versucht, weder zu deutlich auf die Scharte in ihrer Oberlippe zu starren, die sich dabei auf eine Art öffnete und den Blick auf einen großen Teil ihres vorderen Oberkiefers freigab, der siem ein unangenehmes Kribbeln im Nacken verursachte, noch zu deutlich wegzuschauen.

Sier fixierte sieren Blick auf die Augen der Kriegerin, so gut sier konnte.

„Ist ... alles in Ordnung?“ fragte Aki.

Sie nickte heftig.

„Ohja.“ Und fügte nach einer kurzen Pause auf Akis fragenden Blick hinzu: „Sie hat mich gesehen.“ Nach einem weiteren fragenden Blick ergänzte sie: „Shiu. Sie hat nichts gesagt, aber ich habe sie gespürt. Ich war in ihrer Nähe.“

„Ah. Gut. Äh ... Freut mich.“

Aki hatte direkt vor einer Manifestation Kish'Kukuns gestanden und kein bisschen Nähe gespürt, aber wer war sie, das anzuzweifeln? Yanis freute sich selten genug, soweit Aki das mitbekommen hatte.

„Sollte ja hilfreich sein für das Turnier, wenn Ihr Euch gut mit der Kriegsgöttin versteht“, fügte sie einer spontanen Inspiration folgend hinzu.

Die Kriegerin nickte, und ihre Augen weiteten sich. Ihr war offenbar gerade etwas eingefallen.

„Wo wir gerade von dem Turnier sprechen: Seid Ihr Euch eigentlich darüber im Klaren, dass die Teilnehmenden üblicherweise ihre gesamte Ausrüstung selbst stellen müssen, also Rüstung, Waffen und insbesondere auch ein Pferd, falls dies Teil der Kämpfe ist?“

„Oh.“

Aki schaute nachdenklich auf den Rasen hinab, während sie über die Folgerungen daraus nachdachte.

„Oh. Das war mir in der Tat bisher nicht klar. Ich habe schon verschiedene Turniere besucht, aber die genauen Modalitäten waren mir nicht bekannt. Vielleicht hätte ich darüber mehr nachdenken müssen.“

In diesem Moment war Aki wirklich froh, dass Laia nicht dabei war. Trotzdem hörte sie sie imaginär ganz deutlich ‚Meinst du wirklich?‘ fragen.

Aki schüttelte genervt den Kopf und machte eine babbelnde Geste mit den Lippen.

Die Kriegerin legte fragend den Kopf schief, und Aki winkte ab.

„Schon gut, ich ... habe nur laut gedacht. Nein. Also, ich habe auf jemanden geantwortet, di*er nicht hier ist. Es musste halt alles sehr schnell gehen! Aber ich gebe zu, ich habe nicht hinreichend bedacht, dass Ihr ... sehr prekär ausgestattet seid.“

„Was soll das denn jetzt heißen?“, fragte Yanis.

Aki brauchte ein paar Herzschläge, bevor sie klar wurde, dass sie keinesfalls ob dieser Behauptung empört war, sondern sie wirklich einfach nur nicht verstand.

„Ich meine lediglich, dass Ihr keine Rüstung habt, keine Waffen und insbesondere auch kein Pferd“, antwortete sie.

„Ah“, machte Yanis. „Das kann ich dann nicht bestreiten.“

„Ich ... vermute, das Pferd ist das größte Problem dabei?“, fragte Aki nach kurzer Überlegung.

Sie nickte nach einer ähnlich kurzen Pause.

„Eine Waffe für mich könnt Ihr sicherlich finden. Ich bevorzuge Säbel, aber ich komme mit allem zurecht. Eine Rüstung sollte auch aufzutreiben sein. Sicherlich kein perfekt sitzender Plattenpanzer, je nachdem, wie viel Geld Ihr dafür auszugeben bereit seid, aber ich kämpfe im äußersten Fall auch ohne, mit Kettenrüstung¹ oder Waffenrock.“

„Wir sollten wahrscheinlich herausfinden, ob das Turnier Garderobenvorschriften beinhaltet. Ich stelle mir vor, dass nicht einfach jede*r dahergelaufene Streuner*in mit

einem Brotmesser zugelassen wird. Obwohl, wenn si*er den Obolus aufbringen kann ...“

Aki kratzte sich am Kopf, während sier nachdenklich ins Leere starrte und sich überlegte, welche Regeln für Turniere siem am plausibelsten vorkamen.

„Ich habe mit Turnieren auch nicht viel Erfahrung. Wir nehmen an solchen Veranstaltungen nicht teil.“

Aki nickte nachdenklich, während sier zu dem Ergebnis kam, dass es wahrscheinlich keinen Sinn hatte, sich die Konditionen ausdenken zu wollen. Sier musste sie irgendwie herauskriegen. Aber ein paar Dinge waren doch jetzt schon offensichtlich:

„Du brauchst auch einen Helm, oder etwas anderes, um dein Gesicht zu verbergen.“

„Ich möchte mein Gesicht nicht -“

„Ja, ich weiß, aber denk dran, wer du bist!“, unterbrach Aki sie. „Du musst zugeben, dass du sehr ... leicht zu beschreiben und zu erkennen bist.“

„Oh. Ja. Muss ich.“

Aki nickte.

„Du musst also einen Helm tragen, der-“

„Mein Gesicht verdeckt.“ Sie seufzte und nickte widerwillig. „Einverstanden.“

„Das sollten wir hinbekommen, oder? Helme müssen nicht maßgefertigt werden?“

„Es wäre besser. Aber eine ausreichend große Waffenschmiede sollte einen haben, den ich tragen kann.“

„Gut. Aber das Pferd ...“

„Ja“, sagte Yanis. „Das Pferd ist der schwierigste Teil, denke ich auch. Ein Streitross, das gut genug für ein Turnier ist, wird so schnell schwer zu bekommen sein, und ich hätte keine Chance, sein Vertrauen zu gewinnen. Wir könnten uns nicht aneinander gewöhnen.“

Aki nickte immer noch, auch wenn es immer kleinere kontinuierliche Bewegungen waren. Sier war immer noch damit beschäftigt, darüber nachzudenken, was sier sich selbst erschließen konnte, was sier wirklich herausfinden musste, und was sinnvolle Fragen an die Kriegerin waren, die zwar anscheinend auch nicht viel von Turnieren wusste, aber doch immerhin von Krieg. Und das war nah dran, oder?

„Ich verstehe. Das ... ist ein Problem. Ich bin nicht einmal völlig sicher ... Wofür brauchen wir überhaupt, nein. Wie formuliere ich denn die Frage, ohne dass sie völlig unsinnig klingt? Für welche Disziplinen bei einem Turnier, ja, so, wird denn überhaupt ein Pferd benötigt. Lanzenreiten?“

Aki stellte erleichtert fest, dass sier inzwischen völlig mit Nicken aufgehört hatte.

„Ja, Lanzenreiten natürlich. Aber nicht nur“, erwiderte Yanis. „Wir haben gelernt, vom Pferd mit dem Bogen, der Armbrust, mit dem Wurfspeer und der Schleuder Ziele zu treffen, wir haben zu Pferd den Kampf mit Säbel, Schwert, Streitkolben, Streitaxt – die Übungen mit der Streitaxt habe ich gehasst –, Zw-“

Aki wurde von dem Gefühl beschlichen, dass sie nicht von selbst aufhören würde.

„Schon gut“, sagte sier. „Ich habs verstanden. Es gibt anscheinend nichts, was du nicht auf einem Pferd tun kannst.“

Die Kriegerin hob eine ... was von ihrer rechten Augenbraue übrig war, und machte mit einer Hand eine schwankende Bewegung.

„So ähnlich“, sagte sie, mit einem vorsichtigen Lächeln, unsicher, zu welchem Anteil Aki sich über sie lustig machte.

„Ach, ich hatte mir das alles zu einfach vorgestellt“, murmelte Aki. „Wie bekommen wir denn noch rechtzeitig heraus, was wir alles ... Moment. Es muss doch bei dem Turnier Möglichkeiten geben, so etwas zu kaufen! Wo würden denn sonst reisende Händler*innen und Waffenschmied*innen ihre Ware feilbieten, wenn nicht da, wo Dutzende adlige und reiche Kämpfer*innen zusammenkommen, um einander die Schädel einzuschlagen? Sicher wird doch von denen mal jemand etwas vergessen haben, oder verlieren, oder es wird im Kampf zerstört, oder?“

„Das kann schon sein, wenn das Turnier groß genug ist, denke ich. Aber ich habe auch noch nie an einem teilgenommen.“

Aki atmete auf eine Art tief durch, die fast ein Seufzen war. Sier Hals schnürte sich ein wenig zusammen.

„Manchmal“, sagte sier, „fühlt es sich ein bisschen so an, als wäre mein Plan völlig unrealistisch, hoffnungslos unterkomplex und beschämend hoffärtig.“ Sier atmete noch ein bisschen schwerer und schluckte. „Und dann erinnere ich mich dran, dass alle Pläne sich zeitweise so anfühlen, zumindest denke ich das, und dass mit der richtigen Einstellung und Kreativität, Klugheit und Leistungsfähigkeit, für jedes Problem eine Lösung gefunden werden kann oder dass ich zumindest jetzt gerade auf keinen Fall etwas anderes denken darf.“

Yanis grinste. Und Aki freute sich ein bisschen darüber, dass diesmal sogar sier selbst die Freude ausgelöst hatte und dass dies sien von sierer Verunsicherung, Selbstzweifeln und beginnenden Panik vor dem Versagen ablenkte.

„Ich glaube, ich weiß ganz gut, was Ihr meint“, sagte die Kriegerin.

Aki schluckte noch einmal, überrascht davon, wie warm das Gefühl war, das sich ob dieses einen kurzen Satzes in siem ausbreitete.

„Danke. Ich ... weiß das zu schätzen, und ich finde diesen Ausdruck in Eurem Gesicht sehr erfreulich und hoffe, ihn in Zukunft noch öfter sehen zu dürfen, aber jetzt gerade würde es mir noch mehr helfen, wenn Ihr außerdem noch kurz so etwas sagen könntet wie, dass Ihr wirklich so gut seid, wie ich hoffe.“

Jetzt lachte sie sogar, ein echtes, hörbares Lachen.

Und sagte, zu Akis maßloser, wenn auch leider nicht vollständiger, Erleichterung, nicht nur, weil Aki zur guten Hälfte eine Maulschelle für die missverständliche Anspielung auf die Mimik der Shiu'Hzim befürchtet hatte:

„Ich bin wirklich so gut.“

„Mhm. Mhmm...“

Aki seufzte.

Und dachte: ‚Hoffentlich ist sie wirklich so gut. Kish’Kukun, und meinetwegen auch Shiu, und wer immer gerade zuhört, lasst sie bitte bitte wirklich so gut sein.‘

Laia erwachte, als die Kriegerin sich aus ihrem Bett schlich. Sie war dabei ziemlich leise, aber Laia entging nicht das leise Rascheln des Bettzeugs und ihrer Kleider, und Tappen ihrer nackten Füße auf dem Boden, das gedämpfte Klacken ihrer Schuhe, als sie sie aufhob.

Die Kriegerin, die sich an Laia vorbeischleichen konnte, musste erst noch geboren werden.

Trotzdem entschied Laia sich, liegen zu bleiben und so zu tun, als schliefe sie noch. Sie hatte keine Ahnung, wie sie nach dem sonderbaren Gespräch vor dem Einschlafen mit der Ordenskriegerin umgehen sollte. Auch wenn ihr klar war, dass sie früher oder später nicht mehr drum herum kommen würde, war sie froh um jede Minute, es hinauszuzögern. Um darüber nachzudenken, wie sie reagieren sollte, natürlich. Und vielleicht auch ein ganz kleines Bisschen einfach nur, um die unangenehmen Situationen hinauszuzögern.

Sonderbar, wie sie sich nun in die Zeit zurückwünschte, in der sie einfach nur das Gefühl gehabt hatte, die Kriegerin würde sie nicht leiden können.

Eine Zeitlang blieb Laia noch liegen und genoss das Bett, das so viel weicher und gemütlicher war als ihr eigenes, und verbrachte vielleicht eine halbe Stunde in diesem Zwischenzustand, in dem sie über die peinliche Situation nachdachte, aber ohne wirklich etwas Konkretes zu denken, und stattdessen einfach nur immer dieselben paar Erinnerungen und Ideen mental wiederkäute.

Irgendwann wurde ihr das trotz der bequemen Matratze und der warmen Decke zu anstrengend, und sie zwang sich, sich erst aufzusetzen, dann aufzustehen und sich schließlich anzuziehen.

Und dann fragte sie sich, ob es eine Möglichkeit für sie gab, ohne Akis Hilfe und ohne Peinlichkeiten an ein Frühstück zu kommen.

Und am besten auch, ohne der Ordenskriegerin, die sie so sehr mochte, noch mal über den Weg zu laufen.

Laia hatte nicht viel Erfahrung mit dem Leben in Schlössern – auch wenn für dieses hier die Bezeichnung „Herr*innenhaus“ passender wäre, denn es war noch weniger schlosshaft als das von Akis Vätern –, aber ihr Vater hatte sie teilhaben lassen an seinen Erfahrungen im Eindringen in sie. Dazu gehörte natürlich auch eine ungefähre Vorstellung von den Abläufen in Schlössern.

Essen gab es ihres Wissens im Wesentlichen an zwei Orten: im Speisesaal für die Adligen und ihre Gäste, und in der Küche für das Gesinde. Falls noch Zweifel bestanden haben sollten, zu welcher Kategorie Laia gehörte, hatte die Einordnung in ein gemeinsames Zimmer mit der Kriegerin diese beseitigt.

Und so war die Sache zwar vielleicht immer noch nicht einfach, besonders im Hinblick auf die Peinlichkeiten, aber doch zumindest klar: Küche, oder kein Frühstück.

Dann musste sie jetzt nur noch den Weg zur Küche finden. Gestern Abend hatte sie nämlich nichts mehr gegessen, und ...

Laia blieb stehen, wandte sich um und lugte um die Ecke, die sie eben passiert hatte. Noch war nichts zu sehen, aber die Geräusche waren schon eindeutig.

Trotzdem wartete Laia noch kurz, bis sie die erste goldglänzende Rüstung hinter einer Wand hervor marschieren sah, die zu den Stiefelgeräuschen gehörte. In ihrer

Position lernte man entweder schnell, aufmerksam auf die Geräusche genagelter Stiefel und Rüstungen zu lauschen, oder man blieb nicht lange in ihrer Position, und landete stattdessen in einer weniger bequemen, auf erheblich engerem Raum.

Sie zog ihren Kopf sofort wieder ganz zurück. Auch wenn sie davon ausgehen konnte, dass die Träger*innen der Rüstungen sie nicht erkennen würden, mochte das bei den Bediensteten der Freifrau durchaus anders sein, und außerdem war eine Person, die unauffällig um eine Ecke zu spähen versuchte, immer verdächtig.

Vier Personen, schätzte sie, plus ein*e Zivilist*in mit weichen Sohlen.

„Hier drinnen, das ist das Zimmer!“, raunte eine helle Stimme.

„Bitte tretet zur Seite“, sagte eine andere, lautere, viel rauere Stimme. Zwar sprach di*er Inhaber*in der Stimme auch leise, schien aber doch erheblich weniger daran gewöhnt. „Sie ist zwar keine Shiu’Hzim mehr, aber sie hat unsere Ausbildung durchlaufen und ist sehr gefährlich.“

„Oh, nichts lieber als das.“

Länger musste Laia nicht zuhören, und sie war sich auch ziemlich sicher, dass sie es sich ohnehin nicht leisten konnte.

„Und meint Ihr denn, es hat überhaupt einen Sinn, ein Pferd zu kaufen? Könnt Ihr in den einschlägigen Disziplinen auch mit einem Tier eine Chance haben, das Euch noch nicht kennt? Oder geben wir die auf und konzentrieren uns besser auf die anderen?“

Yanis zögerte kurz. Sie hatte keine Ahnung, was ein Schlachtross kostete, aber sie nahm an, dass es viel war. Sie hatte andererseits keine Ahnung, was eine Baronie ausgeben würde, um ... was auch immer hier das Ziel war, zu erreichen, nahm aber an, dass es auch viel war.

„Es hat einen Sinn, wenn Ihr das Geld für ein gutes Schlachtross habt, und eines so schnell aufreiben könnt. Dann schaffe ich es vielleicht – vielleicht! – trotzdem. Aber auf irgendeinem Ackergaul mache ich mich nur lächerlich, die Ausgabe könnt Ihr Euch dann ganz sparen, wenn der Spaß es Euch nicht wert ist.“

Dier Magier*in grinste ein wenig verlegen.

„Ich kanns mir tatsächlich ganz lustig vorstellen“, murmelte sie, „Aber ...“

„Aki!“

Sie drehten sich um und sahen die Agentin aus dem Schloss durch den Garten auf sich zu laufen.

„Aki! Wir müssen los!“

„Was?“

„Sie ist nicht da!“

„Ach was.“

„Ich hab gesagt, wir hätten früher-“

„Und es war mir egal. Ist es immer noch. Nicht egal ist mir Insubordination. Möchtest du mit mir über Insubordination reden, Icara? Es wäre ein sehr kurzes Gespräch, aber ich führe es gern, wenn es nötig ist.“

Icara schaute wütend zu Goma auf, schwieg aber.

„Antworte, Hzim!“

„Nein, Waffenmeisterin“, knurrte Icara.

„Was nein?“

Goma sah aus den Augenwinkeln, wie Hojira angestrengt aus dem Fenster schaute, als würde er da draußen die Flüchtige suchen ... oder vielleicht auch sein Lächeln vor den anderen verstecken.

Zery schaute konzentriert im Zimmer umher, als hätte sel die Hoffnung, darin Hinweise zu entdecken.

„Nein, du musst mit mir nicht über Insubordination reden.“

„Warum nicht?“

Icaras Augen weiteten sich in einem Ausmaß, das beinahe Goma selbst zum Lachen gebracht hatte, und sie schnaufte, als wäre sie gerade 20 Meilen gerannt.

„Weil ich meinen Platz in der Hierarchie kenne, meine Befehle befolge, und meine Kamerad*innen respektiere.“

„Sehr gut, Hzim.“ Goma nickte ihr huldvoll zu. „Weitermachen.“

Icara warf ihr noch einen ‚Ich werde meiner Mutter davon erzählen‘-Blick vor, und Goma fand das ein bisschen merkwürdig, weil beide genau wussten, dass sie das nicht tun würde, weil sie wusste, was dann passieren würde. Aber sie entschied, den Blick vorerst zu ignorieren, weil sie wusste, dass es dabei bleiben würde.

„Da!“, rief Hojira. „Ich sehe sie, das muss sie sein!“

Goma war sich immer noch nicht sicher, ob sie besonders darauf aus war, Yanis zu fangen, aber sie wusste zumindest, dass sie ihre Pflicht tun würde.

Zu schade, dass Heshija ihren Sturz mit nur sehr leichten Verletzungen überstanden hatte. Es hätte vielleicht ein paar knifflige Probleme gelöst, wenn ein*e andere*r Hzim das Kommando übernommen hätte, womöglich ja sogar Goma selbst.

Deshalb eilte sie zu dem Fenster, wo Hojira bereits zur Seite getreten war, weil er wusste, wie weh es tat, von Goma gestoßen zu werden, und schaute hinaus.

Tatsächlich.

Die Person da unten im Garten hatte genau Yanis' Statur, und auch wenn sie ihnen den Rücken zuwandte, während sie mit den zwei anderen Personen sprach, die bei ihr waren, war ihr kahler vernarbter Schädel unverkennbar.

Goma lief in den Flur, und gab dabei der bediensteten Person, die sie zu diesem Zimmer geführt hatte, die Gelegenheit, zu Hojiras Kenntnisstand aufzuschließen, wie es sich anfühlte, von Goma aus dem Weg geschubst zu werden. Mit einem empörten Schrei stützte sie sich an der Wand ab und ruderte mit einem Arm. Vielleicht hätte sie sich halten können, wenn nicht als nächstes Icara durch die Tür gerannt wäre und sie endgültig zu Boden gestoßen hätte.

Goma nahm an, dass sie sich nicht ernsthaft verletzt haben konnte.

Als sie den Garten erreichten, stand zu ihrer Erleichterung Yanis immer noch da und sprach mit den zwei anderen. Goma hatte für möglich gehalten, durchs Fenster entdeckt worden zu sein.

Zu ihrer Überraschung war Yanis' erste Reaktion, als sie die Hzim aus dem Schloss der Freifrau kommen sah, Flucht.

Goma hatte ernsthaft damit gerechnet, dass sie sich zum Kampf stellen würde.

Sie hätte Yanis ungern getötet. Goma hatte lange keine so vielversprechende Rekrutin mehr erlebt, und sie mochte sie sogar, aber ihre Vorstellungen von Ehre waren sogar für eine Shiu'Hzim übertrieben eng, und sie hatte wirklich keinerlei Sinn für Taktik und Selbstschutz.

„Hol die Pferde, Hojira“, sagte Goma. „Wir folgen ihr, du holst uns ein.“

Sie wusste, dass niemand von ihnen Yanis zu Fuß einholen würde, aber zumindest konnten sie ihr hoffentlich nah genug folgen, um zu wissen, wohin sie reiten mussten, wenn die Pferde ankamen.

„Jawohl, Waffenmeisterin!“

Hojira sprintete in Richtung Stall davon, während seine drei Kamerad*innen Yanis zu Fuß hinterherrannten.

Shiu'Hzim-Rüstungen waren schwer, aber sie ließen mehr Bewegungsspielraum als die Plattenpanzer anderer Ritter*innen, denn Hzim kämpften nicht nur zu Pferd, und ihr Kampfstil war schnell, dynamisch, und kunstvoll.

Und manchmal mussten sie rennen. Waffenmeister*innen wie Goma legten deshalb viel Wert darauf, sie so zu schmieden, dass ihre Träger*innen mobil blieben, solange sie die Kraft hatten, das Gewicht zu bewegen.

Trotzdem waren die Rüstungen natürlich auch ein erheblicher Nachteil gegen Yanis in ihrer leichten Zivilkleidung, aber Goma kannte ihre Schülerin gut genug, um nicht einen Trupp Hzim ohne Rüstungen gegen sie zu führen.

Sie verließ sich auf die Pferde, ihre eigene Disziplin, und Icaras absurd heiß brennenden Hass, der sie wahrscheinlich noch angetrieben hätte, ihre ehemalige Geliebte zu verfolgen, so schnell sie konnte, wenn sie in einem Sarkophag eingemauert in einer Pyramide läge.

Und wenn Zery ein bisschen zurückfiel, war das nicht das Ende der Welt.

„Heda!“, rief eine der beiden Personen, die mit Yanis im Garten gestanden hatte, ein*e junge*r Magier*in, der roten Robe nach Combattiva. „Was treibt Ihr hier, erklärt Euch?“

Goma ignorierte sie*ihn und lief mit den anderen einfach vorbei. Sie hoffte, dass si*er nicht genug an Yanis hing, um einen Kampf mit drei Hzim zu beginnen. Sie hasste Kampf magie und die Unberechenbarkeit, die durch die astralen Künste in einen Kampf kam, aber sie war sicher, dass si*er alleine sie nicht aufhalten konnte.

Aber es kam gar nicht zur Probe, denn di*er Magier*in fand sich wohl damit ab, dass der Hzim-Trupp sich nicht für sie*ihn interessierte.

Der Garten der Freifrau war nicht besonders groß und zum Glück nach hinten hin nur durch eine Hecke abgegrenzt. Die Hecke war menschenhoch, aber zum Glück nicht undurchdringlich, und Yanis' Durchquerung hatte bereits eine Schneise für ihre drei Verfolger*innen hinterlassen.

Hinter der Hecke folgte ein Feld, das zum Glück brachlag, aber, wie Goma mit Sorge bemerkte, nach vielleicht 800 Schritten an einem kleinen Fluss oder einem großen Bach endete.

Sie hatte den Wasserlauf beim Planen der Mission auf der Karte gesehen, sich aber den Namen nicht gemerkt. Geografie hatte die Waffenmeisterin nie besonders interessiert.

Icara verlagerte ihr Gewicht noch etwas weiter nach vorne und beschleunigte noch weiter. Sie begann, einen Vorsprung vor Goma aufzubauen. Anscheinend hatte sie auch das Risiko erkannt, dass Yanis durch den Fluss entkommen konnte, weil er zu breit und zu tief war, um ihn mit den Pferden zu durchqueren.

Die Shiu'Hzim selbst würden zum Schwimmen ihre Rüstungen ablegen müssen, dadurch weitere Zeit verlieren, und stünden dann auf der anderen Seite ungerüstet und mit großem Abstand hinter der fliehenden Yanis. Oder sie behielten die Rüstungen an und würden dadurch riskieren, von der Strömung davon gerissen zu werden und schlimmstenfalls zu ertrinken.

Sie würden sie verlieren. Das durfte nicht passieren. Oder zumindest durfte es nicht so aussehen, als hätte Goma nicht alles getan, um es zu verhindern.

Zery hielt gut Schritt. Goma nahm sich vor, serl später dafür ihre Anerkennung auszusprechen. Sie war angenehm überrascht.

Weder überraschend, noch angenehm fand Goma den Umstand, dass Yanis natürlich wie erwartet wirklich schneller lief als sogar Icara, und deshalb unweigerlich vor ihnen das Ufer erreichen würde, wenn nicht ...

Immerhin hörte sie hinter sich schon den Hufschlag und einen unverständlichen Ruf von Hojira. Gut. Aber wahrscheinlich nicht genug, schätzte sie.

„Fliegender Aufstieg?“, hörte sie Hojira hinter sich rufen, jetzt nah genug, dass sie ihn verstehen konnte.

„Nein, ich wollte meinen Sattelgurt sowieso noch mal richten, und ein Schluck aus dem Wasserschlauch wäre auch ganz gut“, verknipte sie sich als Antwort. Hinterher war noch genug Zeit, um ihn für die sinnlose Frage zu schelten.

„Ja“, bellte sie knapp.

Zery stieß einen Fluch aus, und Goma sah sel aus dem Augenwinkel fallen. Wahrscheinlich über einen Erdhügel gestolpert, oder an einem Kraut hängengeblieben.

Sie hoffte, dass die Pferde serl ausweichen konnten. ‚Ein verletztes Pferd ist ein trauriger Anblick‘, dachte sie mit einem kleinen säuerlichen Lächeln.

Vor ihr schwang sich Icara, zugegenermaßen fast formvollendet, auf ihre Cerviry. Das hintere Bein hätte höher sein können, aber in dieser Situation hatte sogar Goma Verständnis für kleine Makel in der Ausführung.

Sie selbst hatte auch nicht ganz den perfekten Schwung, auch weil sie den Zeitpunkt etwas fehlerhaft eingeschätzt hatte, zu dem sie in Kasokus Mähne und nach dem Sattelhorn griff, aber sie fand zu einer guten Position im Sattel, damit wollte sie vorerst zufrieden sein.

Icaras Vorsprung wurde noch etwas größer, denn Cerviry war jünger als Kasoku, und feuriger. Goma bevorzugte Schlachtrösser, auf die sie sich verlassen konnte, und die in einer Schlacht auch dann nicht den Kopf verloren, wenn um sie herum Trebuchet-Geschosse einschlugen und Feuerbälle explodierten.

Icaras Prioritäten lagen – natürlich – anderswo, und natürlich hatte ihre Mutter ihr den Wunsch nicht abschlagen wollen.

Dennoch holte sie Yanis tatsächlich erst kurz vor dem Ufer der Gräne ein. Mit einem Schrei warf Icara sich auf die Flüchtige, und natürlich war Yanis vorbereitet, und schneller, und geschickter, und stärker, weil Yanis einfach besser war, auch wenn die

eitle Stute es wahrscheinlich nicht lernen würde, bis Yanis ihr endlich einen Säbel in den Bauch schob. Und sogar dann wären ihre letzten Worte sicherlich so etwas wie ‚Ich ... hab ... dich gewinnen lassen, und ... außerdem ... hatte ich .. die Sonne ... im...‘

Yanis sprang zur Seite, schob Icaras Schulter mit der Linken ab, um ihren Sprung abzulenken, und versetzte ihr gleichzeitig mit der Rechten einen Hieb ins Gesicht, der Icaras Nase gebrochen hatte, da war Goma sich völlig sicher.

Hach. Goma vermisste ihre beste Schülerin, und sah mit leuchtenden Augen zu, wie sie der nun am Boden liegenden Icara noch einen Tritt ins Gesicht versetzte – nicht edel im formalen Duell, aber wenn ein*e echte*r Gegner*in am Boden lag, war es die vornehmste Pflicht einer Hzim, dafür zu sorgen, dass es dabei blieb.

Kurz zögerte sie mit einem Blick auf Icaras Säbel - ein Fehler, aber ein verständlicher -, und dann sprang sie die Böschung hinab ins Wasser.

Verdammt.

„Und da haben wir’s“, murmelte Goma, halb zufrieden, halb frustriert.

Sie musste Kasoku nicht zügeln, er hielt von selbst an der Böschung, Goma sprang hinab und zog ihren Bogen aus der Halterung am Sattel.

Neben ihr glitt Hojira von Asoglu, und Goma gönnte sich sogar noch einen kurzen Blick über die Schulter, um sicherzugehen, dass mit Zery alles in Ordnung war. Sel war nur knapp hinter ihnen, auf Xutalay, und anscheinend nicht ernsthaft verletzt. Gut.

Sie legte einen Pfeil ein, spannte die Sehne, und zielte auf die schwimmende flüchtige Hzim im Wasser, auch wenn ihr Herz dabei blutete.

„Warte!“, murmelte Icara benommen vom Boden. Sie war hartnäckig, das musste Goma ihr lassen. Sie hatte nicht erwartet, dass Icara so schnell wieder zu sich kommen würde. „Wir müssen sie ... lebend fangen!“

„Prioritäten“, antwortete Goma, und fügte hinzu: „Und widersprich mir noch einmal, Hzim, noch ein einziges Mal, dann findest du heraus, wie wichtig es mir ist, Fliehende lebend zu fangen.“

Es kam jetzt auf diese Sekunden nicht an. Yanis schwamm schneller als jede*r von ihnen, aber Schwimmen war immer noch eine langsame Bewegung, und die Strömung war auch nicht gerade reißend. Goma konnte sie auf diese Entfernung nicht verfehlen, wenn sie sich die Zeit nahm, ordentlich zu zielen.

Wenn.

„Jawohl, Waffenmeisterin“, knurrte Icara vom Boden aus.

Wenn.

‚Schieß, meine Tochter‘, sagte eine vertraute, nicht immer willkommene Stimme in ihr.

Goma musste sich zwingen, ihre Pflicht zu tun. Aber sie tat sie. Was blieb ihr denn?

„Ja“, murmelte sie, während etwas in ihr schrie und jammerte.

Das Geschoss flog einen perfekten Bogen über das Wasser, und traf genau die richtige Stelle in Yanis‘ Rücken, als diese gerade hinter einer Welle wieder auftauchte.

So hatte sie eine Chance, zu überleben, wenn sie schnell genug versorgt wurde. Der Pfeil hatte keine lebenswichtigen Organe getroffen. Hoffentlich.

Goma nickte, steckte den Bogen zufrieden zurück in seine Halterung, schaute zu ihren drei Kamerad*innen und nickte in Richtung der Gräne.

„Ihr könnt sie dann jederzeit rausholen, wenn euch das Wetter passt, das Wasser nicht zu kühl ist und ihr euch generell irgendwie danach fühlt, eure Mission zu erfüllen und Befehle zu befolgen, ja?“

„Aki! Wir müssen los!“

„Was?“

„Wir müssen los! Die ... Shiu'Hzim!“, sagte Laia mit einem unsicheren Seitenblick zu der Ordenskriegerin. „Sie sind hier!“

„Verdammt“, murmelte die Kriegerin.

„Wir müssen sofort aufbrechen! Bestimmt finden sie uns bald.“

Aki strich mit einer Hand über den fadenscheinigen Bart an sierem Kinn.

„Nein!“, sagte sier.

„Wie nein?“, fragte Laia.

„Nein. Ich habe darüber nachgedacht, also, über eine Situation wie diese. Ich wusste ja nicht, wann und wie sie uns finden, falls überhaupt. Aber wenn wir jetzt fliehen, dann folgen sie uns, und wenn sie jetzt hier sind, wissen sie wahrscheinlich auch, wohin wir wollen, oder sie finden es heraus.“

„Wie-“ begann Yanis, aber Aki kam ihr zuvor.

„Die Freifrau hat uns verraten, denke ich. Ich kanns mir nicht anders erklären. Das heißt, wir müssen sie dazu kriegen, uns nicht weiter zu folgen.“

„Ach so“, sagte Laia sarkastisch. „Stimmt, wenn du es so erklärst-“

„Nein, im Ernst“, unterbrach Aki sie. „Ich weiß auch, wie.“

Die Kriegerin sah sien sehr aufmerksam an.

„Erzählt“, sagte sie.

Aki nickte.

„Traut Ihr Euch zu, schneller zu laufen als sie?“

„Sie tragen Rüstungen“, warf Laia ein.

Die Kriegerin nickte.

„Ja, so erst recht. Ich bin schneller, sogar wenn wir unter gleichen Bedingungen laufen.“

„Gut“, sagte Aki. „Es ist von hier aus ... Vielleicht eine Meile, vielleicht ein bisschen weiter, bis zur Gräne. Könnt Ihr so weit laufen, schneller als die anderen?“

Die Kriegerin nickte, ohne zu zögern.

„Ja, eigentlich kein Problem. Aber sie werden die Pferde holen. Ich kann nicht schneller laufen als die Pferde.“

„Woher weißt du, was sie machen werden?“, fragte Laia.

„Ich wurde mit ihnen ausgebildet.“

„Ach ja. Sehe ich ein.“

„Aber“, fügte die Kriegerin hinzu, „Vielleicht kann ich genug Vorsprung gewinnen, bevor die Pferde ankommen ...“

„In Ordnung“, sagte Aki. „Versuchen wir. Nächste Frage: Könnt Ihr schwimmen?“

„Ja natürlich.“

„Sicherlich auch besser und schneller als alle anderen?“

Laia konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Das der Kriegerin nicht entging. Aber zu Laias Überraschung schien sie gar nicht beleidigt, sondern lächelte sogar mit.

„So lächerlich es vielleicht klingt, ja. Allein schon wegen der Rüstungen.“

Aki nickte weiter.

„Gut. Gut. Dann habe ich einen Plan.“

„Ich weiß nicht, ob Euch das klar ist“, sagte die Kriegerin, „Aber wenn eine von uns gejagt wird, ist das eine große Sache. Der Orden ist stolz, und hat einen Ruf zu verteidigen. Sie werden nicht einfach aufgeben, nur weil ich einen Fluss durchquere.“

„Ich weiß“, sagte Aki mit einem breiten Grinsen. „Das ist nicht alles, was ich geplant habe. Sicher könnt Ihr auch ein bisschen tauchen? Lange die Luft anhalten?“

Laia konnte geradezu hören, wie sie sich das ‚Länger als alle anderen‘ verkniff.

„Noch nicht.“

Yanis' Lunge brannte, und sie musste fast ihre ganze Willenskraft und Konzentration dafür aufbringen, nicht zu atmen. Es war ein irritierendes Gefühl, gegen ihren eigenen Körper, ihre eigenen Reflexe kämpfen zu müssen.

„Bleibt noch unten, noch ein bisschen weiter.“

Dier Magier*in klang ganz ruhig und gelassen. Kein Wunder. War für sie ja auch kein Problem, der blöde Arsch stand ja irgendwo im Freien, an der Luft.

„Noch weiter, weiter, solange Ihr könnt. Jeder Schritt weiter reduziert das Risiko.“

Yanis wollte schreien, oder zumindest stöhnen, aber sogar sie dachte noch zu klar mit, um die kostbare Luft in ihren Lungen, wenn auch weitgehend verbraucht, zu opfern, um diesem Drang nachzugeben.

Sie hatte vorhin versäumt, zu fragen, ob sie sie hören konnte, oder ihre Gedanken lesen, oder so, oder ob sie nur ihre Stimme in Yanis' Kopf (oder Ohren?) projizierte. Es hatte alles sehr schnell gehen müssen.

Aber sie befürchtete, dass es wegen ihrer magieabweisenden Eigenschaften wohl reichen musste, wenn sie die Magier*in später sagte, was sie von ihm hielt.

„Bleibt unten, möglichst tief unten!“

Das musste ihr nicht zweimal gesagt werden. Sie wusste sehr gut, wie scharf Gomas Augen, Gomas Verstand und Gomas Säbel waren.

Aber sie wusste auch, dass sie wirklich nicht mehr lange konnte. Es fühlte sich an, als würde sie seit einer Stunde am Grund des Flusses entlang tauchen, auch wenn es tatsächlich nur ein paar Minuten sein konnten.

Bald musste sie auftauchen, wenn sie nicht doch noch die Täuschung wahr machen wollte.

Es fühlte sich einerseits immer noch sonderbar an, vor den Shiu'Hzim zu fliehen und mit der Magier*in und ihrer Agentin zu kooperieren, und vielleicht sollte sie mehr darüber nachdenken, was es hieß, dass sie so schnell und selbstverständlich in eine neue Loyalität und eine neue Gruppenzugehörigkeit gerutscht war, aber andererseits fand sie zurzeit einfach nicht genug Gutes und Hoffnungsvolles in ihrem Leben, um diese eine Sache zurückzuweisen oder auch nur genau genug zu untersuchen. Sie mochte die Agentin. Sie mochte sogar die Magier*in, irgendwie. Die beiden schienen gute Menschen zu sein. Und ihre Flucht aus Yeshaga war nicht der Feigheit geschuldet, sondern war eine ehrenhafte Flucht vor ungerechter Verfolgung. Es war ihre einzige Chance gewesen.

Sie würde später weiter darüber nachdenken, aber jetzt galt es, den Moment zu ergreifen und das Beste aus der Situation zu machen, auch wenn sie ihrem instinktiven Gefühl von Pflicht und Ehre ... manchmal zu widersprechen schien.

Yanis begann, sich nach rechts zu orientieren, fühlte das allmähliche Ansteigen des Grunds, sehnte sich danach, wieder atmen zu dürfen, und brauchte alle diese Disziplin, die sie in der Ausbildung als Shiu'Hzim gelernt hatte, um nicht jetzt den Mund aufzumachen und das trübe Wasser in ihre Lungen zu ziehen, oder zumindest sofort an die Oberfläche zu schnellen.

Mit ganzer Kraft zwang sie sich, sich langsam zum Ufer zu tasten, behutsam den Kopf zu heben, und ...

Endlich! Es tat unfassbar gut. Es war so schön. Es war so ein herrliches Gefühl. Yanis lachte und weinte zugleich vor Freude, als sie japsend am Ufer lag und sich hektisch umschaute.

Noch niemand zu sehen, gut. So schnell sie konnte, bewegte sie sich in tiefster Gangart die Böschung empor durch das hohe Gras.

Sie schaute hinter sich zurück und sah zufrieden, dass der Fluss an dieser Stelle kein sandiges Ufer hatte, auf dem sie Spuren hinterlassen konnte, und dass das Gras und die anderen Pflanzen saftig und gesund genug waren, dass sie auch in ihnen zumindest keine von Weitem klar sichtbare Fährte hinterließ.

„Seid Ihr noch im Wasser? Wenn Ihr könnt, bleibt unten, so lange wie möglich“, hörte sie die Stimme der Magier*in.

Yanis stieß ein hustendes schwaches Lachen aus.

„Vergiss es“, murmelte sie und kroch tiefer in das Gras, um nicht gesehen zu werden.

„Wir sind auf dem Weg“, sagte die Magier*in „Aber wir müssen Euch erst finden. Könnt Ihr Euch irgendwie bemerkbar machen? AU, Laia! Ja gut. Das war ein Scherz, bitte macht Euch nicht bemerkbar. Wir finden Euch.“

Und tatsächlich hörte sie wenig später Schritte.

„Da drüben!“, murmelte die Magier*in.

Sie murmelte etwas Unverständliches in dieser verstörenden Stimme, die die Magie in die Welt sprach, und fügte hinzu: „Ihr könnt aufstehen! Ich habe die Unsichtbarkeit erneuert. Niemand wird Euch sehen.“

Aki hatte erklärt, dass die Unsichtbarkeit – wie wohl auch die Projektion der Stimme – funktionierte, weil sie keine unmittelbare Wirkung auf Yanis erforderte, sondern nur ihre Umgebung beeinflusste.

„Ich bin auch gleich soweit“, sagte die Agentin.

Ihre Stimme kam von hinter Yanis, vom Ufer. Es raschelte und rauschte ein wenig, während sie sich durch die Pflanzen bewegte.

„Wir haben Glück, sie hat nicht viele Spuren hinterlassen. Das kriege ich schnell hin.“

Yanis erhob sich keuchend, obwohl sie eigentlich nichts dagegen gehabt hätte, noch ein bisschen liegen zu bleiben. Aber so sehr hatte sie sich doch noch nicht von ihren Ideen von Disziplin und Pflicht verabschiedet, dass sie das über sich gebracht hätte.

Nachdenklich schaute sie an sich herab und betrachtete die sonderbar irritierenden Schlieren in der klaren, scheinbar leeren Luft, die unter der Verzauberung durch die Magier*in jetzt ihr Körper und ihre Hände waren, während die Agentin, ebenfalls nur ein kaum wahrnehmbares schmieriges Schimmern im Licht, eilig Spuren verwischte, und es dabei irgendwie schaffte, die Pflanzen am Ufer des Flusses kaum zu berühren.

„Und Ihr seid ...“

„Akkadio von Orenin, ganz recht. Und Ihr könnt Euch sicher sein, dass Eure Kommandantin von Eurem Betragen hören wird! Einfach großlos an einem*r Baron*in von Orenin vorbeizulaufen! Das Zimmer meiner Bediensteten zu durchwühlen! Eine Unverschämtheit ist das, eine blanke Frechheit! Ich werde mir das nicht bieten lassen! Die Familie von Orenin lässt sich nicht verhöhnen!“

Goma verzog einen Mundwinkel zu einer Andeutung eines Lächelns, und hob eine Augenbraue auf derselben Seite um ungefähr eine Fingernagelbreite.

„Soso“, sagte sie. „Lässt sie nicht.“ Sie hob den Kopf ein Stück und öffnete die Augen weiter, um auch durch Mimik zu zeigen, dass sie jetzt wieder zum offizielleren Teil des Gesprächs übergang. „Die ehemalige Hzim, mit der Ihr Euch im Garten unterhalten habt ... Was war Eure Verbindung zu ihr?“

Dier Magier*in schaute sie an, als wäre sie gerade aus ihrem Essen gekrochen.

„Ihr ... seid anscheinend auf mir verborgenen Pfaden zu der Einschätzung gelangt, dass es Euch zusteht, mich zu verhören?“

Sier stieß ein amüsiert-angewidertes „Tsf“ aus.

„Seht es vielleicht eher als ein klärendes Gespräch“, sagte Goma, „Das uns, wenn es gut läuft, die Frage erspart, was mir zusteht.“

„Droht Ihr mir?“

Goma seufzte.

„Das hier muss doch nicht schwierig sein“, sagte sie. „Ihr wisst, wer ich bin. Ich weiß, wer Ihr seid. Und ich wette, wir beide wissen ungefähr, welche Informationen über Eure Beziehung zu meiner verstorbenen ehemaligen Kameradin ich ohnehin schon habe, und dass ich einen Bericht schreiben muss, aus dem meine Kommandantin erkennt, dass ich alle Fragen gestellt habe und allen Fährten gefolgt bin. Ihr hingegen wollt möglichst bald eine Ruhe und eine andere Lösung für Euer Problem finden, nachdem Y-“ Goma hielt kurz inne, und schwenkte noch um: „Die verstorbene Flüchtlinge dies nicht mehr für Euch sein kann. Wir erreichen beide unsere Ziele am bequemsten und schnellsten, wenn Ihr meine Fragen einfach beantwortet.“

Zu ihrer Überraschung lachte dier Magier*in, als wäre sie eine Hündin, die gerade einen vage überraschenden, aber irgendwie putzigen Trick gezeigt hätte.

„So gesehen habt Ihr natürlich Recht“, sagte sier. „Wir müssen uns das Leben ja nun nicht unnötig erschweren, nur wegen dieser ... ärgerlichen Geschichte. Dann aber schnell, was müsst Ihr wissen?“

„Was war Eure Beziehung zu der verstorbenen Flüchtigen?“

Dier Magier*in machte eine unbestimmte Handbewegung.

„Meine Agentin hier hat sie auf der Straße aufgelesen, weil sie behauptete, eine gute Kämpferin zu sein. Wir wiederum suchten noch eine*n kompetente*n Repräsentant*in für ein Turnier, weil uns unser*e eigentlich vorgesehene*r abhanden gekommen ist. Und so kam dann eins zum anderen.“

„Ihr habt wirklich kein Glück mit Euren Handlanger*innen, was?“

„Es scheint so.“

„Und jetzt ... fahrt Ihr einfach wieder nach Hause?“

Wieder dieses Lachen.

„Ach was. Es ist interessanter, eine*n eigene*n Hünd*in im Rennen zu haben, aber der Wettbewerb ist auch so ein Spaß. Außerdem werde ich erwartet.“ Mit einem kleinen Seufzen fügte sie hinzu: „Ich werde wohl auf die Scherg*innen anderer wetten müssen. Man hats nicht leicht.“

„Hm.“ Goma entschied, nicht noch mehr Zeit zu verschwenden. Dier Magier*in log entweder, oder sie wusste wirklich nichts. In beiden Fällen war hier nicht viel zu holen, und sie hatte ihre Mission erfüllt.

Oder zumindest konnte niemand sagen, dass sie nicht alles versucht hatte.

„Sie ist nicht tot.“

Goma schaute auf Icara herab und presste die Lippen zusammen.

Ein einziges Mal wünschte sie sich, dass die überhebliche Person Recht haben möge. Und es konnte ja sogar sein. Sie hatte gesehen, wie der Pfeil Yanis getroffen hatte, sie hatte den Körper auf dem Wasser davontreiben und langsam untergehen sehen. Aber sie hatte nicht aufs Herz gezielt. Yanis konnte das überlebt haben. Es war möglich.

Goma war sich nicht völlig sicher, aber sie hatte diese unbestimmte Erinnerung, dass die Robe des*r Magier*in doch dunkelblau gewesen war, als sie sie durch das Fenster von dem Schlafraum aus gesehen hatte. Und sie hatte insgesamt dieses nagende Gefühl, dass das alles zu einfach gewesen war.

Wiederum andererseits wusste sie, dass sie dieses Gefühl immer hatte, und dass es in ihrer Situation auch eher besorgniserregend gewesen wäre, wenn sie mit diesem Ausgang der Jagd einfach zufrieden hätte sein können.

Goma fand, dass es reichte. Wenn Yanis es doch irgendwie geschafft hatte, gut. Dann hatte sie es verdient. Goma mochte Yanis. Sie war nicht bereit, mehr zu tun als ihre Pflicht.

Es gefiel ihr nicht, so hin und her gerissen zu sein. Sie hasste es, sich zwischen ihrem Dienst am Orden und ihrem eigenen Gewissen und Willen entscheiden zu müssen. Es war unangenehm.

Sie wollte es hinter sich haben.

Manchmal wünschte sie sich, die Realität wäre so einfach und klar, wie der Orden es seinen Rekrut*innen einzureden versuchte.

„Sie ist tot. Wir haben es alle gesehen“, sagte sie, vielleicht nicht ganz wahrheitsgemäß, aber so nachdrücklich sie konnte.

„Niemals. Hast du das Gesicht von diesem*r Baron*in gesehen? Und seiner Agentin? Irgendwas stimmt hier nicht.“

„Yanis ist tot. Die Mission ist abgeschlossen. Wir kehren zurück nach Yeshaga.“

Icara zögerte. Dachte nach. Wägte ab, was sie jetzt noch wagen würde, nachdem sie Goma den Tag über schon so oft provoziert und Grenzen gefunden hatte.

Natürlich überwogen ihr Hass und ihre Selbstgerechtigkeit.

„Und wenn ich nicht mit zurückkehre? Ich könnte ihnen weiter folgen, und wenn sie wirklich tot ist, was verlieren wir? Aber wenn sie noch lebt ...“

Goma gestattete sich ein lautes Lachen.

„Wenn sie noch lebt“, sagte sie, nachdem sie fertig war, „Wird sie dir wieder den Arsch versohlen, wie immer, wenn du dich mit ihr angelegt hast.“

Für einen kurzen Moment hoffte Goma, dass Icara eine Hand gegen sie erheben würde, aber die jüngere Hzim konnte sich im letzten Moment noch zusammenreißen.

„Ich könnte melden, dass sie überlebt hat. Und vielleicht könnte ich sie auch gefangen nehmen.“

„Ja, sicher. Und dann klemmst du sie unter deinen Arm, breitest deine Schwingen aus und fliegst mit ihr nach Yeshaga. Icara, als die Person, die euch beiden alles beigebracht hat, lass mich dir sagen: Yanis könnte dich besiegen, wenn sie einen Arm verloren hätte, der andere hinter ihrem Rücken festgebunden wäre, während sie auf einem Bein hüpf und mit dem Mund eine Blume malt.“

Der Ausdruck in Icaras Gesicht war alles, was Goma sich erhofft hatte.

„Aber wenns dir eine Freude macht“, fuhr die Waffenmeisterin fort, „Bitte. Wir werden dich auf der Rückreise nicht vermissen, du hast Recht, und falls du doch etwas rausfindest ... Wer weiß?“

Es bestand immer die Hoffnung, dass das verdammte Miststück wirklich den Weg in Kararos' Umarmung finden würde, und dass dann dann dieses ganze Elend hier endlich einen tiefen, tiefen Sinn fände.

„Danke.“

Goma hatte dieses Wort schon oft in den verschiedensten Tonfällen gehört, aber sie glaubte, dass es noch nie so gepresst wütend und hasserfüllt geklungen hatte wie diesmal.

Laia fühlte sich, als wäre buchstäblich ein Gewicht von ihr abgefallen, als Aki schließlich die Tür der Kabine schloss und die Kutsche die Straße hinab zu holpern begann. Nicht mal die Stöße der Unebenheiten konnten ihr die Erleichterung verleiden.

„War doch gut, oder?“ fragte die Magier*in.

„Diese ältere Shiu'Hzim hat dir kein Wort geglaubt“, erwiderte Laia.

Aki schob die Unterlippe vor und neigte den Kopf zur Seite.

„Soll mir egal sein, solange sie trotzdem aufgibt.“

„Wenn sie tatsächlich aufgibt“, sagte Laia.

„Ach“, meinte Aki, „Wir bekommen das schon hin.“

„Du willst wirklich einfach weitermachen?“

„Selbstverständlich! Was denn sonst?“

„Du hast nicht mal mit der Freifrau gesprochen, ob sie noch hinter uns steht!“

Aki grinste.

„Was für eine Rolle spielt es? Wir haben ihren Brief, mit ihrem Siegel. Und wie ich sie kenne, wird das Gold der Shiu'Hzim sie nicht davon abhalten, das Gold von mir auch noch zu nehmen, wenn unsere Hzim das Turnier gewonnen hat!“

Yanis schwieg und schaute sehr nachdenklich auf ihre Schuhe, den Kopf etwas umständlich-behutsam auf die Hände gestützt, um die wunden Stellen in ihrem Gesicht zu schonen.

Die Schänke „Brückenstein“, in der Icara abgestiegen war, überraschte sie angenehm. Sie hatte eigentlich einfach nur die erstbeste genommen, aber anscheinend dabei Glück gehabt. Es war ruhig, die Gastwirtin freundlich und zurückhaltend, im Kamin flackerte ein freundliches Feuer, das aber die Luft im Raum nicht zu sehr erhitzte, und der Wein war ... schon wieder alle.

Icara grinste.

„Kannich noch ein haben?“, fragte sie die Gastwirtin, ja, ein bisschen zu laut.

Die Gruppe von (mutmaßlichen) Söldner*innen neben dem Kamin drehte sich zu Icara um, eine*r von ihnen lachte, und sie raunten einander irgendwas zu.

Icara schnaubte geringschätzig in ihre Richtung, und wieder lachte eine*r.

Die fünf waren für Besucher*innen einer Gaststätte auffällig bewaffnet und gerüstet, auch im Gegensatz zu Icara, die ihren Säbel in ihrem Zimmer mit dem Gepäck gelassen und ihre viel zu auffällige Rüstung ihren Kamerad*innen mitgegeben hatte.

Zwei von ihnen trugen Teile einer Lederrüstung, eine*r hatte Wurfdolche an Gurten um den Oberkörper, und eine*r hatte so gar einen Nasalhelm auf. Am Tisch. In der Schänke

Sollten sie lachen.

Es lachten ja zurzeit ohnehin alle über sie. Weil ihre Geliebte jetzt ein Monster war, ein Feigling, ein Flüchtling, eine Verliererin. Weil Icara trotzdem immer verloren hatte, schon wieder. Weil ihre Mutter die Kommandantin war. Als könnte sie etwas dafür! Als hätte sie sich das ausgesucht!

Weil Goma ihr immer, immer, immer, immer wieder vor anderen sagte, wie schlecht sie war, und dass sie niemals, niemals, niemals, niemals, so gut werden würde wie ... *Yanis*.

Niemals so schnell wie sie. Niemals so stark wie sie. Niemals so ausdauernd wie sie. Niemals so ehrenhaft und so Shiu-gefällig wie sie. Niemals wie sie.

Als wollte sie das überhaupt! Als wollte sie so sein wie ... *Yanis*.

Icara war klüger als sie. Icara war geschickter als sie. Icara lernte schneller, hatte eine bessere Erinnerung, dachte strategischer als sie.

Icara *war* schon besser als sie.

Und Icara war nicht so achtlos gewesen, ihr ganzes Leben, ihre ganze Zukunft, ihre ganze *Schönheit* zu verlieren, die Liebe, die sie geteilt hatten, einfach aufs Spiel zu setzen, für was? Für ihre alberne Ehre, für das Gefühl, eine Heldin zu sein, für irgendeinen Bauernjungen, der wahrscheinlich zwei Tage später von einem Pferd zu Tode getreten worden war, oder von einem Baum gefallen, oder ...

Und die Situation war nicht ausgewogen gewesen, vorhin, an dem verdammten „Hier, bittesehr!“, singsangte die Wirtin, und fügte leise hinzu: „Aber denk dran, es ist kein Wettbewerb, lass dir Zeit beim Trinken.“

„S schongut ...“, antwortete Icara. Sie lachte auf und sagte: „Ich weis, wasich tu.“

„Dann viel Spaß!“

Immerhin schaffte die ältere Frau es, aufrichtig fröhlich zu klingen, als sie das sagte. Als hätte sie wirklich nur kurz Sorgen gehabt, die Icara jetzt restlos beseitigt hatte.

Icara nickte.

„Du kannst sonst auch noch was von uns haben!“, rief eine*r der Söldner*innen. Di*er mit dem Helm.

„Danke“, erwiderte die Wirtin in noch immer makelloser Freundlichkeit, „Nicht nötig. Ich serviere hier, und das genügt auch.“

Die fünf Söldner*innen lachten laut, und nicht besonders freundlich.

Icara ließ ihren Kopf wieder sinken und starrte auf die Tischplatte des Tresens. Wo war sie gewesen?

Richtig.

Der Shiu-verfluchte Fluss. Ihr Versuch ... *Yanis* einzufangen, festzunehmen, festzuhalten, was auch immer.

Das war nicht ausgewogen gewesen.

Sie war nicht ... *besser* gewesen als Icara.

„Du kannst auch zu uns rüberkommen, dann sitzt du da nicht so allein!“, rief Wurfmesser-Söldner*in.

Vielleicht hatte Icara sich doch zu früh gefreut, eine Schänke mit angenehm hohem Niveau gefunden zu haben.

„Haltie Frese!“

„Oooohhh!“

Gelächter vom Tisch der Söldner*innen. Aber sie gaben immerhin tatsächlich auf, zumindest vorerst.

„Hördihr ma auf zu lachn...?“, murmelte Icara, war aber nicht wütend genug, um es laut zu sagen.

Die Wirtin eilte trotzdem zu ihnen, um ein paar diskrete Worte zu ihnen zu sprechen.

Immerhin gab sie sich Mühe.

Und der Wein war wirklich ...

Schon wieder alle.

Es war keine ausgewogene Situation gewesen, an diesem verflixten Flussufer. Sie hatte sich hastig von dem Pferd stürzen müssen, um ... die Flüchtige noch rechtzeitig zu erwischen. Sie hatte sichergehen wollen, dass sie es nicht bis ins Wasser schaffte. Es war ein kalkuliertes Risiko gewesen. Ein kalkuliertes Risiko, das sich leider verwirklicht hatte. Sie hatte den Sprung nicht genug kontrollieren können, war außerdem durch eine ungeschickte Bewegung Cervirys im Steigbügel abgerutscht und hatte ... die Flüchtige dadurch nicht im richtigen Winkel getroffen.

Und *Yanis*, die Shiu-verlassene, ehrlose, niederträchtige, dreckige, von sinnlosem ungerechtem Glück verwöhnte ... Flüchtige, war natürlich durch schiereres, unverdientes Glück, das ihr immer und immer und immer hold war, in der Situation gewesen, es perfekt auszunutzen, verdammte, monströs hässliche, desertierende, feige, ehrlose ...

„Kaich noch ein habn?“

„Bist du sicher, dass du nicht genug hattest?“, fragte Nasalhelm.

„Kscht!“, zischte die Wirtin. „Gerne!“, antwortete sie strahlend, und brachte Icara noch einen Becher von dem wirklich außerordentlich köstlichen Espertaler.

„Wenn sie in deinen Schankraum kotzt, musst du's aufwischen“, sagte ein*e andere*r der Söldner*innen, di*er eine absurd verschlungene, dichte Tätowierung über die

gesamte linke Hälfte si*eres Gesichts trug. „Aber wir riechen das garantiert bis hier, und dann ist unser Abend auch versaut.“

„Deshalb machen wir uns Sorgen, ist doch klar“, sagte Wurfmesser.

„Chab gesagt, ihr solldie fer... fer... ferese haltn!“, rief Icara.

Die Söldner*innen lachten.

„Un euer *Scheiß*gegacker könn dirch auch sonswohin schiebn!“

„Entschuldigung“, raunte die Wirtin ihr zu und entblößte vier erstaunlich große Hauer in einem entschuldigenden Grinsen, „Aber könnt Ihr bitte etwas leiser sein? Ich möchte nicht, dass die anderen Gäste sich unwohl fühlen.“

„Schongut“, antwortete Icara abwinkend.

„Nicht kotzen!“, zischte Nasalhelm.

„Jessis genug...“, murmelte Icara, und stand auf.

Oder versuchte es.

Ja gut. Es war doch eine ganze Menge Wein gewesen. Sie stützte sich an dem Tisch ab und balancierte sich so behutsam auf den Tisch der Söldner*innen zu.

Sie spürte mehr, als dass sie sah, wie die Wirtin nervös um sie herum scharwenzelte, sich durch das Fell in ihrem Gesicht fuhr und irgendetwas Beruhigendes zu murmeln versuchte.

Icara fand, dass es ihr in Anbetracht der Umstände sehr gut gelang, zu dem Tisch zu navigieren, aber sie freute sich sehr, als sie ihn erreicht hatte, und sich unauffällig – hoffte sie – auf die Tischplatte stützen konnte.

Sie tat ihr Bestes, es nicht zu offensichtlich so aussehen zu lassen, als würde sie sich daran festhalten.

Die fünf kicherten und lachten und stießen einander mit den Ellenbogen an.

„Soo ...“, machte Icara. „Ihr seid aso ... ßäheHunne, hm?“

„Was?“ fragte di*er mit der Tätowierung lachend.

Icara machte eine unbestimmte Handbewegung.

„Na ... Ihr seid harde leude? Ihr habd angs vor nix, ihr verdien eue Geld mit Gefah, un ...“ Sie wedelte mit der Hand. „Un so?“

„Ungefähr“, antwortete Nasalhelm.

„Ihr mögs gefährlich un hart un ... abnteuich? Nee. Tschuldi... A-ben-teu-er-ich“, artikulierte sie angestrengt konzentriert.

Die fünf lachten.

„Wir sind Abenteurer*innen“, sagte Wurfmesser. „Also ja. Und du? Du säufst einf-“

„Gut“, sagte Icara, packte si*en, zog si*en von si*erem Stuhl, schlug mit dem linken Handballen si*ere Nase ein und trat si*em mit der Stiefelspitze gegen die Schläfe, als si*er auf dem Boden aufschlug, damit si*er nicht so bald wieder aufstand.

„Scheiße!“, zischte Nasalhelm.

Sie sprangen alle auf, zwei der Stühle fielen hinter ihnen zu Boden, die meisten stießen irgendwelche unartikulierten oder zumindest für Icara nicht verständlichen Laute der Überraschung, Wut und des Erschreckens aus.

Tätowierung hob eine kleine Armbrust von si*erem Gürtel und versuchte, sie auf Icara zu zielen.

Icara war mit einem Schritt neben si*em, drehte die Armbrust aus si*erer Hand, riss sie in derselben Bewegung von der Gürtelhalterung

- *einmal* war das Glück auch mit ihr, sie hatte schon befürchtet, dass das vermaledeite Ding hängenbleiben würde –

holte damit aus und schlug die Armbrust dabei einem*r si*erer Freund*innen ins Gesicht, und dann si*em gegen den Kopf, in einem sehr befriedigenden und wunderbar passenden Winkel.

Si*er ging mit glasigen Augen zu Boden.

„Noch rei“, nusichelte Icara zu sich.

Di*er hinter ihr schwankte schon, weil si*er die Armbrust ins Gesicht bekommen hatte, deshalb wandte sie sich si*em zu. Mit einem beiläufigen Tritt in si*ere Kniekehlen zwang sie di*en Söldner*in zu Boden und schaltete si*en mit einem zweiten höheren Tritt gegen die Schläfe aus.

Die Bewegung endete ein wenig unsauber, und sie musste selber auf ein Knie zu Boden gehen und sich mit einer Hand an der Tischplatte festhalten.

Der Wein war wirklich sehr gut gewesen.

Blieben noch Nasalhelm und Lederrüstung.

„Swei“, nusichelte sie.

Die beiden übrigen hatten die Zeit genutzt, um (Lederrüstung) ein Kurzschwert und (Nasalhelm) ein Beil zu ziehen. Icara prustete ein Lachen. Wer kämpfte denn mit einem *Beil*?

Naja. Wer trug einen Nasalhelm bei Tisch?

Dann fielen ihr die anderen Menschen im Schankraum ein, und dass sie gelernt hatte, dass eine Hzim niemals jemanden vernachlässigen durfte.

Alle Menschen konnten gefährlich sein, auch wenn sie nicht auf Anhieb wie Kontrahent*innen wirkten.

Aber in diesem Fall nicht. Die meisten waren aufgesprungen, einige hatten den Schankraum verlassen, andere standen neben der Tür. Die Wirtin schaute hilflos zu, mit großen Augen und gehobenen, ausgebreiteten Händen, als würde sie versuchen, eine Lösung aus der Luft zu ziehen. Ihr Fell war gestäubt, und das Licht der Kerzen fiel auf eine faszinierende Art hindurch, von der Icara sich nicht ablenken zu lassen versuchte, so gut sie konnte.

„Es gibt doch keinen Grund, sich zu prügeln!“, rief die Wirtin.

„Wohl“, murmelte Icara, und schaute wieder zu den beiden verbleibenden Abenteurer*innen. „Na? Wasjess??“

Die beiden standen auf der anderen Seite des Tisches und schauten abwechselnd einander und ihre Gegnerin an.

„Wissih“, erklärte Icara, „Mehrere gehng ein haben immer dsselbe Po... Pro...blem: Ihr könn euch nich entscheidn, wer angreif.“ Sie grinste. „Deshalb ßögerdihr, un ... ich kann ds ausnutzn.“

Lederrüstung sprang auf sie zu. Schnell. Aber nicht schnell genug.

Icara drehte sich an der Waffe vorbei, griff mit der Linken in den Nerv unter si*erem Ellenbogen, stieß si*em den ihren ins Gesicht und zog mit der Rechten das Schwert aus si*erer Hand.

Während Lederrüstung einen Schritt zurücktaumelte, rammte Icara si*em mit einem außerordentlich befriedigenden Knirschen, gefolgt von einem sehr erfreulichen Heulen, den Knauf in den Mund. Lederrüstung fiel auf die Knie und verbarg si*er Gesicht in den Händen. Icara trat si*em mit Gusto gegen die Stirn, drehte sich um zu Nasalhelm, und konnte sich gerade noch an einem Stuhl abfangen, um zu verhindern, dass sie zu weit herumwirbelte und dann umfiel. Wäre ihr peinlich gewesen.

„Na?“, fragte sie grinsend. „Zäher Hund? Oder ... Hassu doch'n bischn Angs jess?“

Nasalhelm wich mit si*erem albernen Beilchen einen Schritt zurück und schaute mit weit aufgerissenen Augen um sich, nach einem Ausweg suchend.

Icara ging langsam auf si*en zu.

„Na? Was? Hassu Angs? Willsu nich mehr? Zu abeneu ... eb... abet... Aaachvegisses.“

Icara winkte mit einer weit ausholenden Geste ab.

Die Person stieß mit dem Rücken gegen eine Wand.

„Du lachs ja ganich mehr?? Nichmehr lustich? Doch keiso harte Hund, hm??“

Di*er Söldner*in hob das Beil – und warf es.

Icara wich aus und lachte, während hinter ihr jemand schrie.

Sie verlor das Gleichgewicht, versuchte, sich abzufangen, schaffte es knapp nicht, fiel seitlich hin, konnte sich aber immerhin noch mit einem Arm abstützen, immer noch lachend.

Mist. Peinlich.

Nasalhelm sah si*ere Chance gekommen und nutzte mit dem Mut der Verzweiflung die Situation. Laut brüllend warf si*er sich auf Icara, mit einem Jagddolch in der Hand, woher auch immer der jetzt gekommen war.

Icara empfing si*en mit einem kräftigen Tritt in den Solar Plexus – jetzt wäre si*er wahrscheinlich gerne die Person mit der Lederrüstung gewesen, was? – und fing das Handgelenk di*er Angreifer*in mit der Linken ab. Nasalhelm jaulte auf und sackte neben ihr zusammen.

Icara entwand si*er das Messer, schob den Helm vom Kopf ihres Opfers, betrachtete nachdenklich die Klinge, stieß aber schließlich nur den Knauf gegen die Schläfe di*er nun unbehelmten Söldner*in und rammte es dann in den Boden der Schänke.

Umständlich rappelte sie sich auf und wankte in Richtung der Treppe.

„Chgeh jess schlafn“, sagte sie zu der ungläubig starrenden Wirtin. „Wenndu die Wache rufn wills – chbin Hzim. Solln selbs enscheidn, obse mich weckn.“

Shiu, sie war müde. Aber sie konnte sich nicht erinnern, wann sie sich zuletzt so gut gefühlt hatte.

„Name?“

„Yani- ich meine, nein, das war ... Ich wollte eigentlich sagen: Styri von Niederangen, für das Lehen derer von Berleningen. Ich ... Entschuldigung, ich ... kenne eine Person namens Yanisugo, der Ihr ähnlich seht, und ich dachte für einen Moment ... Hier ist jedenfalls die Urkunde der Freifrau von Berleningen, die mich als ihre Deputierte ausweist, und hier ist der Obolus für die Teilnahme.“

Die Person hinter dem Tisch schaute zu ihr auf, als würde sie befürchten, dass Yanis gleich darauf springen, ihr ins Gesicht spucken und dann mit si*erer Filzkappe abhauen würde.

Wunderbar. Es fing schon sehr gut an. Yanis hatte den ganzen Weg hierher ihre falschen Namen geübt, den ganzen Weg über immer wieder ihren Spruch aufgesagt, sich immer wieder daran erinnert, nicht zu zögern, und dass sie auch daran denken musste, sofort zu reagieren, wenn jemand den falschen Namen sagte, zum Beispiel um ihr hinterherzurufen, falls sie etwas vergessen hatte, oder so.

Und dann hatte sie es doch auf Anhieb komplett versaut.

Und sie hatte so ein Gefühl, dass sie es mit ihrer spontan nachgeschobenen Erklärung für den Lapsus nicht besser gemacht hatte.

Und die Kleider, die sie trug, mit der tief ins Gesicht gezogenen Gugel, die nach vielem, aber nicht nach einer adligen Turnierteilnehmerin aussahen, halfen sicher auch nicht.

Als die Person entschieden hatte, dass Yanis eventuell doch keine unmittelbare Gefahr für si*ere Kappe darstellte, nickte sie*er schließlich zögerlich und griff nach dem Geldbeutel und dem Brief. Als si*er beides geprüft und für zufriedenstellend befunden hatte, entspannte si*er sich merklich und schaute zum ersten Mal direkt zu Yanis auf, und lächelte sogar dabei.

„Knapp noch geschafft, was? Schwierige Anreise?“, fragte die Person mit einem mitfühlenden Blick an Yanis entlang, der wahrscheinlich auch ihrer Kleidung galt.

War das jetzt eine bessere Gelegenheit für eine spontan erfundene Erklärung? Yanis war sich nicht sicher, aber weil es beim letzten Mal so schief gegangen war und sie generell einfach nicht gut lügen konnte, entschied sie sich für Vorsicht und Zurückhaltung.

„Ja“, sagte sie kurz, aber so wenig schroff, wie sie konnte, „Gab ein paar Komplikationen.“

Di*er Sekretär*in nickte, trug etwas in einen dicken Folianten ein, stempelte etwas darauf und reichte Yanis dann eine etwas angerostete eiserne Münze.

„Hier ist Euer Zeichen. Morgen pünktlich zur Mittagszeit beginnt da Turnier. Seid zwei Stunden zuvor hier für die Einteilung.“

„Sicher, werde ich. Habt Ihr ... vielleicht eine Idee, wo ich noch passende Turnierwaffen erwerben könnte?“

Die Person hinter dem Tisch lachte auf.

„Wirklich schlimme Anreise?“

Yanis lachte mit, so gut sie konnte.

„Ihr habt keine Ahnung.“

Di*er Sekretär*in lachte noch einmal.

„Dann bis morgen“, sagte Yanis, und hätte fast salutiert, bevor sie sich abwandte.

Soweit war es jetzt schon, dass sie so eine Figur als Autorität akzeptierte. Es war alles so konfus. Alles fühlte sich immer noch völlig unreal an, sie stand neben sich, und dann kam solcher Unfug heraus. Immerhin hatte si*er nicht darauf bestanden, ihr Gesicht zu sehen. Das hätte die Situation sehr unangenehm gemacht, und Yanis wollte gar nicht darüber nachdenken, was ihr dann für bizarre und völlig untaugliche Lügen eingefallen wären, um aus der Situation herauszukommen.

Sie hätte das Angebot der Agentin annehmen sollen, die Anmeldung für sie zu übernehmen, aber sie hatte vor ihr und der Magierin nicht schwach dastehen sollen. Vor allem vor der Agentin natürlich.

Es war ja am Ende gut gegangen, darauf kam es a-

Die Tür stieß gegen ein Hindernis, als Yanis versuchte, sie zu öffnen, und eine empörte und auffällig nasale Stimme fluchte.

Wunderbar. Das hatte ja noch gefehlt.

Die Tür wurde ganz aufgerissen, und vor Yanis stand eine breitschultrige Figur mit enorm überentwickelten Oberarmen, Bürstenhaarschnitt und blutender Nase.

„Pass doch auf, du Bäuer*in, und geh mir aus dem Weg!“, nuschelte die große Person.

Yanis schaffte es sogar, kurz darüber nachzudenken, sich einfach zu entschuldigen und sich an ihm vorbei zu wieseln, aber so ganz hatte sie es noch nicht geschafft, ihren Stolz in einem Fach ihrer Persönlichkeit zu verstauen, in dem er nicht mehr störte.

Sie blieb vor der Person stehen und stellte die Füße etwas breiter auseinander, um unmissverständlich zu verdeutlichen, dass sie nicht aus dem Weg gehen würde. Sie widerstand der Versuchung, zu si*em aufzuschauen und si*en anzugrinsen, weil ihr noch rechtzeitig einfiel, dass sie inkognito hier war und es besser war, wenn die Person nicht zu viel von Yanis' Gesicht unter der Gugel sah.

„Ich hab gesagt“, knurrte die Person, „Geh mir aus dem Weg.“

„Und ich habs nicht gemacht“, antwortete Yanis. „Du kannst aus meinem Weg gehen. Dann haben wir das Problem genau so gut gelöst.“

„Weißt du, wer ich bin?“

Yanis schnaubte ein Lachen.

„Di*er Lakai*in von irgendeiner Person, die an diesem Turnier teilnimmt? Oder die Person selbst?“

„Ich bin der Junker von Sessgereit!“

Yanis blieb vor ihm stehen und verschränkte die Arme.

Der Junker stöhnte und schüttelte den Kopf.

Er zog ein Kurzschwert, und Yanis trat einen Schritt zurück und lachte vor Überraschung laut auf.

„Was? Ist das dein Ernst?“

„Du hast es nicht anders gewollt“, sagte er, und folgte ihr in den Raum.

Yanis trat noch mal einen Schritt zurück, ohne groß darüber nachzudenken. Wenn ein Mensch eine Waffe hielt, dann hielt Yanis den Abstand ein, wie sie von Goma gelernt hatte. Das passierte ganz von selbst.

Aber es schien dem wütenden Junker das Gefühl zu geben, sie hätte Angst von ihm.

„Entschuldigung?!“, rief di*er Sekretär*in hinter Yanis, si*erem Tonfall nach unentschlossen, ob si*er empört und streng oder besorgt und vorsichtig sein wollte. „Steckt sofort das Schwert wieder ein!“

„Mach den Mund zu, Faktotum!“, bellte der Junker.

„Si*er hat Recht“, sagte Yanis. „Steck das Ding wieder weg, dann gehen wir aneinander vorbei wie erwachsene Menschen und können die ganze peinliche Situation hier vergessen, in Ordnung?“

„Erst entschuldigst du dich!“

Yanis verdrehte die Augen, in dem entspannenden Bewusstsein, dass er es ohnehin nicht sehen konnte.

„Du ...“ begann sie eine Frage wie: ‚... würdest mich jetzt wirklich hier vor einem*r Zeug*in erstechen, weil ich dir nicht aus dem Weg gegangen bin?‘ oder ‚... willst wirklich, dass ich dir dein Spielzeug wegnehme und deinen eigenen Fuß in deinem Arsch platziere, oder?‘

Aber im letzten Moment entschied sie, dass das jetzt einer dieser Momente war, die sich auf merkwürdige Weise so anfühlten, als müsste sie ihren Stolz herunterschlucken, um ohne Gewalt durchzukommen, aber tatsächlich nicht so waren. Sie fand diese Situation so peinlich und diese Witzfigur von einem Junker so albern, dass sie eigentlich nichts weiter dabei fühlte, seine Füße zu küssen. Darüber nachzudenken, erinnerte sie wieder an ihre letzte Begegnung mit Ikrezia, und das tat so weh, dass ihr Verstand jaulend davor zurückschreckte und sie für einen Moment nur reglos blinzelnd dastand, was ihrer Absicht, sich einfach zu entschuldigen und die Sache hier hinter sich zu bringen, kurz im Weg stand.

„Drei“, fing der Junker an, und machte es damit wieder ein bisschen schwerer. „Zwei ...“

„In Jenachs Namen“, sagte Yanis kopfschüttelnd. „Es tut mir leid. Es tut mir sogar wirklich leid, dass ich deine Nase gebrochen habe, und irgendwie tut mir alles andere auch leid, und jetzt gehe ich, und du steckst das Ding da besser wieder ein, bevor du dir damit wehtust.“

Ja, doch. So fühlte es sich wirklich ganz erträglich an. Nicht so wie diese Sache dama- ach verdammt. Irgendwann musste Yanis ihre Beziehung zu Ikrezia verarbeiten, damit sie sich nicht immer wieder in ungünstigen Momenten an solchen Erinnerungsblitzen weh tat. Andererseits hatte sie da eine ganze Menge vor sich, und das war nur ein einziges Element von vielen.

Und schon hatte Yanis den albernen Junker von der breiten Gestalt vergessen, der sich immerhin nicht entschieden hatte, ihr nachzulaufen und sie in den Rücken zu stechen.

Dafür wurde ihr klar, dass sie gar keine Antwort mehr auf ihre Frage nach Turnierwaffen bekommen hatte, als sie die Tür hinter sich schloss und sich entscheiden musste, in welche Richtung sie nun weiterlaufen würde.

Yanis zog kurz in Erwägung, umzukehren und noch einmal zu fragen, verwarf diese, um nicht wieder dem Junker zu begegnen, stellte diese Entscheidung gleich wieder infrage, weil sie natürlich keine Angst vor dem Junker hatte und auch nicht wollte, dass es für irgendjemanden aussah, obwohl es ja überhaupt niemand mitbekommen würde,

und entschied dann aber doch, nicht umzukehren, weil sie ohnehin keinen Grund für die Annahme hatte, dass di*er Sekretär*in überhaupt Waffenhändler*innen kannte, die si*er Yanis empfehlen könnte.

Sie konnte genauso gut einfach irgendeine*n Passant*in fragen, und das tat sie dann auch.

Yanis suchte sich Personen heraus, die zumindest irgendwie so aussahen, als könnten sie wissen, wo Waffenschmied*innen zu finden waren, und hatte damit auch beim dritten Versuch schon Erfolg.

Sie folgte der Beschreibung ohne Probleme - Kelthofen war nicht besonders groß – fand tatsächlich eine Schmiede – und schalt sich innerlich sogleich die erbärmlichste Närrin, die jemals eine Ausbildung in Yeshaga absolviert hatte.

Jetzt stand sie da, auf der Straße, vor der offenen zweiflügeligen Tür, und sah drinnen di*en Schmied*in einer jungen Person mit Haaren in einer bemerkenswerten Dissonanz aus langweiligem Topfschnitt und auffällig blauer Farbe gegenüberstehen, die mit eindringlichem, beinahe verzweifelterm Gesichtsausdruck einen Kettenpanzer hielt und auf si*en einredete, während di*er Schmied*in bedauernd und kopfschüttelnd versuchte, ein Wort dazwischen zu bekommen.

Aber vor allem sah sie natürlich das Feuer, direkt hinter di*er Schmied*in, die lodernde Glut, weiß, rot, blau, die graue Asche an den Rändern, aber vor allem die Flammen, und ...

Yanis wandte den Blick ab, schluckte, rollte die Schultern und sah sich ratlos um.

Was nun?

Sie würde ganz sicher nicht zu diem Magier*in und sierer Agentin zurückkriechen und sie bitten, die Arbeit zu erledigen, für die Yanis selbst die Verantwortung übernommen hatte.

Und was blieb ihr damit schon noch? Sie würde es tun. Sie würde mit dem Geldbeutel der Magier*in in die Schmiede gehen und Turnierwaffen und ein Kettenhemd oder eine ähnliche Rüstung kaufen, und vor allem einen Helm oder eine Kettenhaube oder irgendetwas, das ihr Gesicht verbarg, und dabei nicht zu sehr auf die verfluchte Esse achten, und dann würde sie die Schmiede wieder verlassen und sehr stolz auf sich sein, weil sie ihre sonderbare ... Fast war es ein inneres geistiges Räuspern, vor dem Konzept ... Angst überwunden hatte.

So würde sie es machen.

Wie schwer konnte es sein?

Es war nur Feuer, und es war kein gefährliches. Es war eine Esse in einer Schmiede, und di*er Schmied*in verstand ihr Handwerk und hatte die Lohe gut abgesichert, es bestand keinerlei tatsächliche Gefahr.

Es war alles nur in Yanis' Kopf. Nur in ihren Gedanken und Gefühlen.

Das Feuer war keine Bedrohung. Die Bedrohung war nur Yanis' eigene Schwäche. Und Yanis hatte ihr ganzes Leben lang gelernt, eigene Schwäche zu überwinden.

Wie schwer konnte es also sein?

Yanis atmete tief durch, hob den Kopf (aber nicht zu weit, damit ihr Gesicht noch möglichst gut unter der Gugel verborgen blieb, nahm die Schultern zurück und

marschierte in Richtung der Schmiede, den Blick so gut es ging von der Lohe abgewandt.

Es ging nicht besonders gut.

Yanis versuchte, di*en Schmied*in anzusehen, die Person, die immer noch auf si*er einredete, die Waffen, die auf Böcken lagen oder an Wänden hingen, einfach den Boden aus gestampftem Lehm.

Aber die Glut, das Feuer, die Lohe waren so dermaßen ... da. Sie waren so präsent. Sogar wenn Yanis sie nicht ansah, konnte sie die Hitze spüren, obwohl sie eigentlich ... zu weit weg war, um sie zu spüren, oder? Sie war doch noch zu weit weg, oder? Das Feuer konnte unmöglich Hitze so weit abstrahlen.

Nicht das Feuer ansehen, nicht ansehen, nicht hinsehen.

Aber doch.

Sie fühlte es.

Sie fühlte die Hitze des Feuers in ihrem Gesicht. In ihrem Gesicht. Wie ...

Yanis hörte sich selbst schnaufen, und ihr wurde bewusst, dass Schweißtropfen auf ihrer Stirn standen.

Sie blinzelte.

Sie fühlte die Tropfen an ihren Lidern, die nun über ihre Augen liefen.

„Ist alles in Ordnung?“, fragte ein*e andere Kund*in der Schmiede, di*er noch darauf wartete, dass die Person mit dem zu flickenden Kettenpanzer endlich aufgab.

„Ja... Ja, alles in Ordnung“, murmelte Yanis. „Ich ... hab nur ...“ Sie schluckte. Ihr Mund war so trocken. Ihr Hals war so trocken. Das Schlucken tat weh. „Etwas vergessen“, stieß sie hervor, und schaffte es gerade noch, nicht aus der Schmiede zu rennen, sondern einigermaßen gemessenen Schrittes auf die Straße hinaus zu gehen.

Keuchend lehnte sie sich an eine Mauer auf der anderen Straßenseite.

In Ordnung, dachte sie, und tat ihr Bestes, die ruhigste und vernünftigste denkbare Stimme in ihrem Kopf heraufzubeschwören. Gomas Stimme vielleicht. Mh. Naja. So vielleicht doch nicht.

Oder ...

Vielleicht doch so ähnlich?

Nur weil es beim ersten Versuch nicht gut gegangen war, durfte sie nicht aufgeben.

Yanis hatte ihr ganzes Leben lang gelernt, nicht aufzugeben. Eine Shiu'Hzim gab nicht auf. Niemals. Es war undenkbar.

Wenn sie sich ein wenig beruhigt hatte. Einfach nur ein wenig Zeit, um sich wieder zu sammeln, an etwas anderes zu denken als an der verfluchte Feuer, die Angst im eisernen Griff ihrer Disziplin zu zerquetschen ...

Der Gedanke fühlte sich gut an.

Das war vielleicht etwas, woran sie sich festhalten konnte.

Wenn sie sich vorstellte, wie die Angst, diese erbärmliche, hündische, widerliche, verachtenswerte Angst, sich in Yanis' Griff wandt, wie sie zwischen ihren Fingern langsam zerdrückt wurde ...

Yanis war sich nicht sicher, ob sie lächelte, weil sie sich so über den Gedanken freute, oder darüber, eine Technik gefunden zu haben, mit der Angst umzugehen, oder

weil sie so lächerlich fand, dass diese alberne Vorstellung ihr tatsächlich so viel Genugtuung bescherte.

Aber sie lächelte jedenfalls.

Gut.

Gut.

So würde sie es schaffen. Sie hatte das im Griff. Sie würde sich nicht von Angst beherrschen lassen.

Shiu'Hzim konnten mit Angst umgehen. Sie hatte gelernt, mit Angst umzugehen. Sie war die, vor der die Angst Angst haben mu... Das war albern.

Aber es tat trotzdem gut.

Yanis atmete noch einmal tief durch und ging mit gehobenem Kopf und stolz aufgerichteten Schultern in die ...

Und eine halbe Minute später taumelte sie wieder hinaus, auf die Straße, irgendetwas murmelnd von „Schon wieder vergessen, tut mir leid, wie peinlich ...“ in dem Wissen, wie völlig unglaublich das war und dass di*er Schmied*in und si*ere Kund*innen sich jetzt wahrscheinlich ernsthafte Sorgen um sie machten.

Yanis lehnte wieder an der Wand, mit geschlossenen Augen und geballten Fäusten und brauchte ihre ganze Willenskraft, um nicht zu heulen. Sie schnaufte und kämpfte und rang mit sich, damit das Schnaufen nicht zu einem Schluchzen wurde.

Es ging einfach nicht.

Es ging nicht.

Sie konnte es nicht.

Was für eine erbärmliche feige Person war sie?

Wie konnte das sein?

Und dann wurde ihr bewusst, dass ihre linke Hand in dem Beutel mit den Pastillen war, und eine davon zwischen Daumen und Zeigefinger rollte.

War das vielleicht ...?

Vielleicht so?

Sie hatte die Pastillen bisher nur zum Schlafen genommen. Und ihr war klar, dass die Wirkung ihr erleichtern würde, mit dem Feuer zurechtzukommen, aber alles andere deutlich erschweren würde, und dass die Gefahr, als Witzfigur dazustehen, damit insgesamt vielleicht nicht geringer wurde, aber ...

Da war doch eh nichts mehr zu retten.

Und sie würde ganz sicher nicht zu dier Magier*in und sierer Agentin zurückkriechen und sie bitten, die Arbeit zu erledigen, für die Yanis selbst die Verantwortung übernommen hatte.

Und was blieb ihr damit schon noch?

„Oh, tut mir leid, falsche Tür.“

„Yanis? Gehts dir gut?“

Die Kriegerin stand da, als wäre sie nicht ganz sicher, wie man richtig steht, ihr Blick war sonderbar glasig, und ihre Haltung insgesamt sehr viel weniger aufgerichtet und gerade als sonst.

„Ja. Alles in Ordnung. Ich hab ... die Sachen gekauft.“

„Schön! Aber ... sonst? Du siehst ziemlich mitgenommen aus? War irgendwas?“

Die Kriegerin blinzelte nachdenklich und ein bisschen verwirrt in ihre Richtung.

„Ja. Ich mein, nein. Alles in Ordnung.“

Aber sie wankte noch zwei Schritte in den Raum und schloss unbeholfen die Tür hinter sich. Was zum ...?

„Kann ich dir irgendwie helfen?“, fragte Laia.

Sie hatte sich eigentlich auf einen ruhigen Abend gefreut, um sich in ihrem Zimmer auszuruhen, bevor sie mit Aki reden musste, das würde schon schwierig genug werden, sie konnte das jetzt wirklich nicht gebrauchen, was auch immer ‚das‘ werden sollte.

Die Kriegerin stand mit geschlossenen Augen da, atmete etwas schwer, straffte schließlich ihre Schultern, sah auf und fragte, zu Laias völliger, sprachloser Verblüffung:

„Kannst du mich in den Arm nehmen?“

Jetzt war es an Laia, verwirrt zu blinzeln.

Sie fragte sich für ein paar Herzschräge ganz aufrichtig, ob sie irgendwie falsch gehört hatte, aber auch wenn Yanis‘ Aussprache ein bisschen träge und unscharf war, hatte es da eigentlich nichts misszuverstehen gegeben.

„Ist in Ordnung, wenn du nicht willst. Ich wollte nur fragen. War kein so guter Tag.“

Laia dachte kurz nach. Ja gut. Na gut. Wenn das alles war. Die Vorstellung war schon ein bisschen gruselig, aber auch wenn die Kriegerin nicht unbedingt Laias Vorstellung von einer komplett vertrauenswürdigen, sicheren Freundin war, empfand sie doch genug ... Sympathie, um es nicht als inakzeptable Zumutung zu empfinden, und ...

Sie stand auf und legte sehr, sehr vorsichtig die Arme um die Kriegerin, die zuerst nur reglos und spürbar ebenso überfordert von der Situation wie Laia selbst da stand, dann aber die Umarmung erstaunlich enthusiastisch und fest erwiderte.

„In Ordnung, in Ordnung“, sagte Laia. „Gut so. Ist gut so, oder?“

Sie fühlte die Kriegerin ein Stück über ihrem eigenen Kopf nicken.

„Danke.“

„Kein Problem. Aber ... Gehts dir wirklich gut? Was war denn? Sind die ...“ Wie konnte sie es am sichersten formulieren? Laia versuchte, den Namen des Ordens gegenüber Yanis zu vermeiden. „... Leute, die dich suchen, wieder aufgetaucht?“

Sie fühlte die Kriegerin den Kopf schütteln.

„Nein, nein, nichts in der Richtung. Nichts ... Ernstes. Nichts. Es war ... Entschuldigung, ich ... weiß jetzt nicht mehr, was deine Frage war?“

Laia lachte. „Schon gut. Wir haben alle mal einen schlechten Tag.“

„Ja. Anscheinend. Ich ... danke. Und ... Tut mir leid.“

„Nein, ist schon gut. Ist wirklich in Ordnung, grundsätzlich, aber ... Nicht dass ich jetzt Streit anfangen will, und ich bin sicher, dass das eine völlig unnötige Bemerkung ist, aber diese Umarmung ist schon viel enger und fester geworden, als ich sie mir vorgestellt hatte, und ich hab das Gefühl, dass sie immer noch enger und fester wird und ich weiß nicht, wie ich das“

Die Kriegerin schreckte zurück, als hätte Laia sie gehohlet. Sie taumelte rückwärts mit einem schweren Schlag gegen die Tür – Autsch, das musste der Kopf gewesen sein, aber sie schien es nicht mal zu bemerken – und starrte Laia aus weit aufgerissenen Augen an.

„Es tut mir ... ich wollte ... Entschuldigung, ich wollte nicht, das tut mir so leid“, stammelte sie. „Ich wollte nicht ... Das war nicht ... Tut mir leid. War wirklich keine Absicht. Ich bin ... so müde. Ich denke, ich gehe schlafen.“

Laia glaubte ihr sogar. Also, den ersten Teil. Dass sie einfach nur müde war, war natürlich Unfug. Laia wusste nicht, was die Kriegerin genommen hatte. Sie roch nicht nach Alkohol, aber sonst konnte es alles Mögliche gewesen sein, Laia kannte sich da nicht aus.

„Ja“, sagte sie, und nickte dabei mit einem freundlichen Lächeln, das sie zu ihrer beinahe-Überraschung auch wirklich fühlte. „Das ist wahrscheinlich das Beste. Gute Nacht. Schlaf gut, und erhol dich gut.“

„Danke. Und ... Ich hab das wirklich nicht so gemeint, ehrlich, wirklich, kein bisschen.“

„Ich weiß.“

„Danke. Vielen Dank. Danke“.

Weiter vor sich hin murmelnd öffnete die Kriegerin schon beim zweiten Versuch erfolgreich die Tür und fand dann hoffentlich ihre eigene.

„Ich habe so einen Verdacht, dass Yanis' Orden die Verfolgung trotz deines grandiosen Täuschungsmanövers noch nicht ganz aufgegeben hat.“

„Tatsächlich? Woher rührt er?“

„In einer Schänke namens Zum Brückenstein hat eine Person unbekanntes Namens, die sich aber durch lange blonde Haare und sehr athletischen Körperbau ausgezeichnet haben soll, alleine mit bloßen Händen fünf bewaffnete Söldner*innen verprügelt, weil sie sie schief angeschaut haben, und die Wache ... hat wohl angenommen, dass das schon irgendwie in Ordnung sein wird. Klingt nach Orden, oder?“

„Einerseits. Aber andererseits auch nicht? Wirkte diese Shiu'Hzim-Waffenmeisterin, die mich befragt hat, auf dich wie die Art Kriegerin, die sich abends im Gasthaus mit Mietlingen prügelt?“

Laia dachte kurz nach.

„Erstens warum nicht? Und zweitens muss es ja nicht genau die gewesen sein. Ich bin sicher, die haben mehr als nur eine Kriegerin übrig, auch nachdem Yanis abgehauen ist.“

Aki verdrehte die Augen.

„Und du meinst, die suchen jetzt alle gleichzeitig nach einer einzigen Flüchtigen?“

„Naja, natürlich nicht alle, aber ein paar schon, und warum sollte da nicht eine*r dabei sein, di*er sich abends im Gasthaus mit ... ‚Mietlingen‘ prügelt, ernsthaft, Aki, manchmal klingst du wie dein Vater.“

„Welcher?“

„Suchs dir aus! Aber was denkst du denn jedenfalls, wie das sonst zu erklären sein könnte?“

Aki schaute mit zur Seite verzogenem Mund zu Boden.

„Es kann auch Zufall sein.“

„Klar kann das Zufall sein, und bestimmt ist es auch kein Problem, dass die flüchtige kriminelle Kriegerin, die von einem ganzen Trupp Shiu'Hzim gesucht wird, an der dein ganzer raffinierter und völlig sicherer und bestimmt extrem risikoarmer Plan hängt,

anscheinend regelmäßig irgendein Rauschgift nimmt, ist sicher auch überhaupt kein Problem – oder hab ich das mit dem kein Problem am Anfang schon gesagt? Mist, ich weiß nicht mehr, wie der Satz ging! Aber jedenfalls: Ich kann mir absolut gar nicht vorstellen, wie das ihre Leistung bei dem Turnier beeinflussen könnte, oder ihre Verschwiegenheit, auf die wir angewiesen sind, oder ihre generelle Zuverlässigkeit, oder wie es sonst noch deinen Plan und uns irgendwie in Gefahr bringen könnte, deshalb mache ich mir auch kein bisschen Sorgen und bin ganz sicher nicht mal ein kleines Stück der Meinung, dass dein Plan, der von Anfang an nicht so besonders solide war, jetzt wirklich überarbeitet gehört!“

Aki schaute sie an.

„Welche Teile davon genau waren jetzt wie sarkastisch?“

„ORRRRFSSCHTXXXX!“

„Schon gut! Hast du denn eine bessere Idee?“

„Dass wir alle wieder nach Hause gehen und uns damit abfinden, dass eure Geisel nun mal gestorben ist, wäre eine bessere Idee! Wir machen hier alles nur noch schlimmer.“

„Das wäre eine furchtbare Idee! Die Gräfin würde Narubolan hinrichten, ganz sicher. Und dann müssten meine Väter wieder ...“

„Ich weiß! Du hast mir das alles schon erklärt, ich habs nicht vergessen! Aber wir machen es doch nicht besser, indem wir jetzt unser Leben riskieren, und das von dieser ... besorgniserregend instabilen Ordenskriegerin, und das von vielen anderen Leuten wahrscheinlich auch!“

„Hast du denn eine bessere Idee?“

„Aki!“

„Ja was?“

„Ich könnte da zum Beispiel einsteigen und Narubolan suchen“, hörte Laia sich sagen. Moment. Aber es war zu spät. „Vielleicht geht es ja ganz einfach. Und zumindest wissen wir dann mehr über ihn und seine Situation.“

Aki nickte nachdenklich.

„Und das klingt nicht riskant für dich?“, fragte sie.

„Doch, natürlich! Aber ich kann das Risiko einschätzen und entscheide mich selbst dafür! Yanis versteht nicht mal richtig, was du mit ihr vorhast, und ... Du weißt genau, was ich meine, du bist doch schließlich hier von uns mit der Akademieausbildung und dem tiefen Verständnis von allem!“

Aki schmunzelte. Und wurde dann wieder ernster.

„Du kennst die Gerüchte von den Fallen und ... insbesondere die Kommentare.“

Laia zuckte die Schultern.

„Muss ich halt umso vorsichtiger sein. Und du kannst mir ja helfen, was den magischen Teil der Bedrohung umgeht. Es ist immer irgendwie möglich, egal wie aufwändig die Sicherheitsvorkehrungen sind.“

„Traust du dir das wirklich zu?“

Sie nickte.

„Es ist gefährlich“, sagte Aki.

„Es ist einfach meine Arbeit. Vielleicht ein bisschen gefährlicher als sonst, aber das wird schon, wenn du mir beistehst.“

Aki zögerte. Schaute zu Boden. Schaute zu ihr auf. Nickte.

„Wenn du es wirklich machen willst, in Ordnung. Aber sei bloß vorsichtig!“

Trotzdem wünschte sie sich, sie könnte Yanis mitnehmen, einfach sicherheitshalber. Was sie über die Komentur gehört hatte, machte ihr schon Angst. Aber das war angesichts des Zustands der Kriegerin ... wohl eher keine gute Idee.

„Ja. Natürlich. Bin ich immer. Ich hab mein ganzes Leben lang nichts anderes gelernt.“

„... aber ist doch eigentlich ein extremer Unterschied in der Fürsorge, wenn man mal überlegt, wie Menscheneltern immer einfach meinen: ‚Dreck reinigt den Magen, ist doch egal, lang zu!‘, während Austern ihren Kindern beibringen: ‚Oh Höllen ein Sandkorn, da musst du jetzt erstmal zwei Jahre lang gründlich Schicht um Schicht Perlmutter drum bauen, damit du dich nicht dran verletzt am Ende!‘“

„Ja“, antwortete Aki. „Ja ... Gut beobachtet. Aber können wir auch noch mal darüber reden, was du über unsere Shiu’Hzim und Rauschgift gesagt hast? Ich hab darüber noch mal nachgedacht, und ich glaub, du hast Recht. Das ist wichtig. Wie genau meinstest du das?“

Aki und Laia schlichen in der Dämmerung durch die Gassen Kelthofens. Naja. Es fühlte sich an wie Schleichen, aber eigentlich gingen sie einfach nur über die Hauptstraße zum Schloss, das ausgesprochen malerisch auf einem Hügel über der Stadt thronte. Und auch wenn sie nicht im eigentlichen Sinne schlichen, so sprachen sie doch zumindest leise miteinander, nur knapp über einem flüstern, und fühlten sich überhaupt sehr verwegen. Sogar Laia, denn in ein Schloss war sie auch noch nicht oft eingebrochen, und noch nie, um eine*n Gefangene*n zu befreien.

„Ich würde eigentlich lieber weiter über Austern reden“, antwortete sie. „Weißt du, wie lange die wirklich brauchen, um eine Perle zu erzeugen? Ich hätte gedacht, lange, aber sind es Jahre, oder Monate, oder sogar Jahrzehnte? Nee, Jahrzehnte kann nicht sein, oder?“

„Laia!“

„Ich komm mir sowieso schon wie eine Petze vor, zwing mich nicht noch -“

„Doch, mach ich! Du kannst sowas nicht einfach andeuten und dann nicht mehr drüber reden. Nicht, wenn so viel dran hängt. Außerdem wäre es ja nur Petzen, wenn es zu ihrem Nachteil wäre. Aber ich könnte sie nicht mal bestrafen, wenn ich wollte, und -“

„Naja, du könntest ihr halt kein Geld geben. Ich glaub schon, dass das als Strafe für sie durchgehen könnte.“

„Ja, gut, mach ich aber jedenfalls auch nicht. Ich würd sie weiter bezahlen, und vor allem würde ich ihr helfen, damit besser umzugehen? Wenn ich das kann“, fügte sie nachdenklicher hinzu. „Weil ich deine Bemerkung so deute, dass sie das aktuell nicht tut, weil es ja sonst kein Problem wäre?“

„Hmmja. Ja.“

Eigentlich bestand Laia nicht *unbedingt* darauf, weiter mit der Ordenskriegerin zu arbeiten. Sie wollte nicht, dass es ihr schlecht ging, aber ... es wäre für Laia völlig in Ordnung, wenn es ihr irgendwo anders nicht schlecht ginge.

„Aber verflucht noch mal, jetzt sag mir endlich, was los ist, bevor wir angekommen sind und du eine neue Ausrede hast, mir nichts mehr zu erzählen!“

„Ich habs halt selbst gesehen. Gehört. Erlebt. Gerade jetzt vorhin ist sie nach Hause gekommen von der Schmiede in einem ... eindeutig nicht ganz zurechnungsfähigen Zustand.“

Aki nickte nachdenklich.

Sie hatten jetzt den Punkt erreicht, an dem der Pfad zum Schloss spürbar bergauf ging, und sie schnaufte ein bisschen, als sie nachfragte:

„Du bist dir sicher?“

Laia war besser an körperliche Anstrengung gewöhnt als Aki, deshalb konnte sie recht entspannt antworten: „Nein, Quatsch, ich erzähl dir manchmal einfach nur Sachen, weil ich die Vorstellung lustig finde.“

„Ja meine Güte, es könnte doch sein, dass sie sich nur ein bisschen merkwürdig verhalten hat und du aber nicht genau weißt, woran es lag!“

„Ist es aber nicht. Sie hat sich nicht nur ein bisschen merkwürdig verhalten. Sie war völlig neben sich.“

„Gut. Ich glaub dir ja. Aber ... Was machen wir mit ihr? Sie kann doch vielleicht trotzdem noch tun, wofür wir sie angeheuert haben?“

„Klar, wenn wir Glück haben“, antwortete Laia. „Aber wollen wir uns auf unser Glück verlassen, wenn es um das Leben eines Menschen geht? Und ihr eigenes ja sogar irgendwie auch, vielleicht.“

Aki wurde langsamer, während sie nachdachte.

„Du willst mir doch jetzt nicht sagen, dass alles umsonst war, nur wegen dieses kleinen Problems? Sie ist immer noch eine Shiu’Hzim!“

„Aber eine unzuverlässige. Können wir das Risiko eingehen?“

„Dann meinst du, wir sollten sie einfach fallenlassen?“, fragte Aki.

„Jetzt gerade wäre sie vielleicht nützlich, aber ... Vielleicht können wir ihr ja auch irgendwie helfen, ohne dass sie für uns nützlich ist. Insbesondere du könntest. Hast du daran gedacht?“

Aki machte teils nachdenkliche, teils vage entrüstete Geräusche über sein schweres Atmen hinweg.

„Naja, was heißt schon ... Vielleicht will sie gar keine Hilfe? Sie ist sehr stolz, und ...“

„Sie hat nichts, Aki! Und niemanden mehr. Aber insbesondere hat sie nichts, also kein Geld, und alles, was sie am Körper trägt, gehört eigentlich dir. Ich glaub schon, dass es angemessen wäre, ihr zu helfen!“

Laia verfluchte sich währenddessen innerlich selbst. Warum machte sie denn das jetzt, sie wäre doch froh, wenn sie und Aki wieder einfach zu zweit sein könnten!

„Ich habe doch schon gesagt, dass ich sie nicht einfach fallenlassen will, darum geht es doch gar nicht! Sie hat sich ja auch ganz gut bei uns eingefügt, oder? Ein bisschen speziell ist sie natürlich, aber nicht unangenehm.“

„Mmmhh... Ich find sie manchmal schon ein bisschen ...“

„Es fühlt sich fast an, als wäre sie die perfekte Ergänzung für uns als Duo, oder? Als wären wir jetzt komplett, mit Fähigkeiten für alle Abenteuer, die wir uns vornehmen? Man möchte fast an Vorsehung glauben.“

Laia lachte. Es war nicht nur ein fröhlicher Laut.

Sie bereute ein bisschen, den Vorschlag gemacht zu haben. Die Vorstellung, noch mehr stunden- oder gar tagelange Kutschfahrten mit der übellaunigen und bedrohlichen Ordenskriegerin zu verbringen, wenn dieses Abenteuer hier vorbei war, behagte ihr nicht.

Oder war das unfair?

Zuletzt war die Kriegerin ja meistens nett zu ihr gewesen. Aber das halt auch auf eine zu merkwürdige Art, um angenehm zu sein, und so empfand Laia vielleicht Mitgefühl, aber nicht unbedingt Vorfreude auf eine langfristige Zusammenarbeit.

„Ja. Fast. Aber ... Vielleicht klären wir jetzt doch zuerst mal, wie wir in dieses Schloss kommen?“

Die beiden blieben in den Schatten einer Gruppe von Bäumen und Büschen stehen, weit genug vom Tor zum Schlosshof entfernt, um von dort aus nicht sichtbar zu sein, und betrachteten nachdenklich die Mauern und die dahinter aufragenden Gebäude.

Wirklich hübsch, fand Laia. Sie war nicht besonders interessiert an der äußeren Schönheit von Bauwerken und interessierte sich mehr für die inneren Werte, aber sogar sie musste zugeben, dass hier jemand ein sehr beeindruckendes Schloss gebaut hatte.

„Zauberhaft, oder?“, fragte Aki.

„Ja“, antwortete sie. „Wenn man versucht, nicht dran zu denken, wie viele Leute da drin wohnen können, und wie viele es tatsächlich tun. Und wofür sie es benutzen. Und dass ein paar von denen nicht mal da drinnen wohnen wollen. Es ergibt alles keinen Sinn, oder?“

Aki lachte.

„Es ist jedenfalls kompliziert ... Aber du hattest da vorhin eine gute Idee, ich glaube, du wolltest über was reden, was wir gerade vorhatten?“

Laia nickte.

Eine Gruppe von drei plaudernden Personen kam den Weg vom Schloss in Richtung Stadt auf sie zu, und sie zogen sich etwas weiter in das Gebüsch zurück und flüsterten noch ein bisschen leiser weiter.

„Ja. Wie komme ich da rein? Ich stelle mir das gar nicht so schwer vor, vor allem mit deiner Hilfe. Wie lange ungefähr kannst du mich unsichtbar machen?“

„Komme ich mit rein, oder nicht?“

„Nicht, denke ich? Scheint mir sicherer. Das Gute an Schlössern ist, dass sie groß sind. Einbrechen ist da viel leichter als in kleine Häuser oder Mietwohnungen, und man findet drinnen eigentlich auch immer irgendwo ein Versteck, wenn Wachen vorbeikommen. Aber das wird schwerer, wenn man zu zweit ist, sogar wenn die zweite Person nicht ein*e völlig unerfahrenene*r adlige*r Akademiker*in ist.“

„Was heißt hier unerfahren? Ich ...“

„Wie oft bist du schon in die Häuser anderer Leute eingebrochen? Hm? Ja. Dachte ich mir.“

„Wir sind damals in diese Mühle -“

„Ich meine erfolgreich!“

„Schon gut.“

„Also wie lange?“

Aki verzog den Mund, verdrehte die Augen, wiegte den Kopf von links nach rechts, gestikulierte mit den Händen und antwortete schließlich zögerlich:

„Es kommt auf so vieles an. Wie weit du dich entfernst, was sich zwischen uns befindet, wer sich zwischen uns befindet, ob ich hier konzentriert stehen bleiben kann oder irgendwas passiert, wie das Wetter ist, ... Aber ich schätze, eine Viertelstunde schaffe ich sicher, wenn es gut läuft, vielleicht eine halbe. Wenn alles perfekt zusammen

kommt, sogar eine ganze. Wenn ich mitkäme, wäre es einfacher, deshalb ginge es dann für längere Zeiträume.“

„Ich glaub, das hilft schon enorm weiter, und es ist wirklich sicherer, wenn du draußen bleibst. Merke ich, wenn ich wieder sichtbar werde?“

„Das ist tatsächlich schwierig. Ich kann einen Zauber wirken, der mich mit dir sprechen lässt. Aber den muss ich parallel aufrecht erhalten, deshalb reduziert das die Resilienz der Invisibilität.“

„Kann ich nicht einfach auf meine Hände oder Füße gucken und sehen, ob ich mich noch sehe?“

Aki schüttelte mit bedauerndem Lächeln den Kopf.

„Tut mir leid, so funktioniert der Cantus nicht. Unsichtbarkeit ist ... komplizierter, als die meisten Leute es sich vorstellen. Ich muss Licht um dich herum oder durch dich hindurch leiten, aber nicht irgendwie, sondern so, dass es genau so ankommt, als wärest du überhaupt nicht da. Die Magister*innen können oft sogar Geräusche und andere Effekte mit verdecken. So weit bin ich aber übrigens nicht, nur dass du weißt. Leute können dich hören, wenn du nicht leise bist.“

„Ich bin immer leise“, erwiderte Laia. „Aber was ist denn jetzt, warum merke ich selbst nicht, ob ich unsichtbar bin?“

„Ich hab doch gesagt, dass es kompliziert ist. Also ... Stell es dir vereinfacht so vor, dass die Technik, die ich in diesem Fall anwenden würde, deinen Körper so modifiziert, dass das Licht sich größtenteils hindurchbewegt, aber nicht völlig.“

„Und warum ...“

Aki lachte leise.

„Weißt du, wie deine Augen funktionieren?“

Laia öffnete den Mund und begann zu sagen: „Ja natür ...“ und unterbrach sich dann selbst. „Oh. Jetzt weiß ich glaubich, worauf du hinauswillst.“

„Genau. Und weil das aber wiederum bedeutet, dass Leute in deiner Nähe trotzdem erahnen könnten, dass da was ist, erfordert der vollständige Cantus noch einige zusätzliche Effekte, die zum Teil sogar den Controllaria-Zweigen entstammen – was übrigens dazu führt, dass diese gegenüber Shiu’Hzim oder anderen resistenten Lebewesen ...“

„Ich glaube, ich kanns mir vorstellen.“

„Ich glaube, nicht.“

„Aki!“

„Schon gut! Also, rechnen wir mit einer Viertel- bis einer halben Stunde.“

„Gut. Ich schaue, was ich tun kann.“

Aki schloss die Augen, hob die Hände und sprach: „**Ossi Fessahwn Ha’shj dr-Nof!**“

„Siehst du mich jetzt noch?“, fragte Laia.

„Natürlich, was denkst du denn?“

„War nur neugierig. Danke! Dann mal los!“

Laia trat aus den Schatten und ging auf die Fackeln zu, die das Tor zum Hof des Schlosses einrahmten.

Das große Tor in der hohen, teilweise bewucherten Mauer aus großen, unregelmäßigen Steinen war schon geschlossen, aber es war noch nicht spät, und

noch nicht einmal ganz dunkel, deshalb traten durch eine kleinere Tür daneben noch Leute aus dem Schloss heraus, wahrscheinlich solche, die dort arbeiteten, aber in der Stadt wohnten, und ein paar einzelne auch noch hinein, und just in diesem Moment klapperte sogar noch ein kleiner Wagen heran, gezogen von einem Esel.

Laia nahm das als glücklichen Zufall gerne an und wartete kurz, während sich das Fallgatter vor dem Wagen öffnete, um mit ihm hineinzuschlüpfen. Natürlich hätte sie auch durch den Nebeneingang gehen können, aber da hätte die Gefahr bestanden, mit einer der anderen Personen zu kollidieren.

Für einen Moment fragte sie sich, wie peinlich und albern das jetzt wäre, wenn sie in Wahrheit gar nicht unsichtbar war, aber die zwei Wachpersonen am Tor schienen sie tatsächlich überhaupt nicht wahrzunehmen, obwohl Laia sich kein bisschen anders fühlte als sonst und ...

Ah.

Ihr fiel auf, dass sie aber immerhin keinen Schatten warf. Warum hatte Aki ihr das nicht gesagt? Das war doch eine prima Methode, um die Unsichtbarkeit zu prüfen!

Kurz erlaubte sie sich, etwas abseits des Eingangs stehen zu bleiben und den Anblick des Schlosses von hier zu bewundern. Es war nicht riesig, aber doch groß genug, dass sie den Kopf zurücklegen musste, um den höchsten Turm im Mondlicht vor dem dämmerungsdüsteren Himmel zu sehen. Anders als die Mauer außen war der Großteil der Gebäude hier nicht aus Naturstein, sondern glatt hellbeige verputzt. Das hätte Laia wahrscheinlich anders gemacht, zumal der Putz natürlich an einigen Stellen abzuplatzen begann, weil niemand so einen riesigen Kasten permanent in Stand halten konnte. Aber die beleuchteten Fenster und einzelne Laternen und Fackeln verliehen den Gebäuden gerade jetzt am Abend ein sehr gemütliches, fast märchenhaftes Aussehen, und da passten die kleinen Schönheitsfehler dann sogar wieder ins Bild.

Schade, dass sie nur für ein paar adlige reiche Armeleuchter*innen ein Zuhause waren, dachte sie noch einmal mit einem leisen Seufzen – hatte Aki jetzt eigentlich gesagt, dass der Zauber auch keine Geräusche überdeckte, oder waren das nur die besseren von den Meister*innen gewesen? Letzteres, dachte sie ziemlich, aber nicht ganz sicher. – und ging weiter auf der Suche nach dem Eingang zum Hauptgebäude. Das war immerhin leicht zu erkennen, es war das große mit den Türmen, und der Eingang stand noch offen, eine große zweiflügelige Tür, mit je einer Wachperson an jeder Seite.

Gut.

Laia schlich an ihnen vorbei mit einem sehr deutlichen lauen Gefühl im Magen, aber wieder bemerkte sie niemand. Der Zauber hielt. Gut.

Sie bereute trotzdem, Aki nicht um den anderen Zauber gebeten zu haben, damit sie mit ihr sprechen konnte. Es war erstens emotional sehr belastend, nicht zu wissen, wann der Spruch aufhören würde zu wirken, und zweitens wäre es ja auch wirklich sehr gefährlich, wenn sie sich auf die Unsichtbarkeit verließ, ohne zu wissen, wie lange sie noch konnte.

Also besser, sich nicht darauf zu verlassen, und regelmäßig vor Lichtquellen stehen zu bleiben und den Schatten zu überprüfen, so gut das halt ging, ohne unnötige Risiken einzugehen für den Fall, dass sie doch plötzlich wieder sichtbar wurde.

Manchmal hatte sie das Gefühl, dass Magie eigentlich gar keine Hilfe war, sondern einfach nur alles schwieriger und unübersichtlicher machte. Dann fiel ihr ein, wie Aki der Kriegerin ermöglicht hatte, ihren Kamerad*innen zu entkommen. Das wäre ohne Zauberei bestimmt viel schwieriger gewesen ...

Aber sie hatte jetzt keine Zeit für Philosophie! Jetzt kam nämlich der schwierige Teil ihres Vorhabens: Sie musste Narubolan finden in diesem riesigen Kasten von einem Gebäude.

Sie nahm an, dass er nicht im Erdgeschoss zu finden war. Erstens waren Schlafgemächer in Schlössern meistens eher weiter oben, und zweitens wollte man doch Gefangene sicher in einem Teil des Gebäudes aufbewahren, in dem sie nicht einfach aus dem Fenster steigen konnten?

Also die große Treppe hinauf, und ... rechts herum, irgendwo musste sie ja anfangen, hoppla, di*em Dienstbot*in ausweichen, und dann weiter.

Laia fragte sich, ob es nicht doch geschickter gewesen wäre, sich selbst als eine Dienstbotin auszugeben, dann hätte sie einfach mehr oder weniger unauffällig nach Narubolan fragen können.

Tatsächlich konnte sie das ja immer noch, sobald die Unsichtbarkeit aufhörte. Es fühlte sich albern an, so etwas Kostbares wie Magie so zu verschwenden, aber andererseits hatte der Spruch ihr immerhin geholfen, an den Wachleuten draußen vorbeizukommen, und so ...

„Erwischt!“

Laia schrie auf, als eine Hand sich fest um ihren Oberarm legte und die Stimme in ihr Ohr raunte. Sie schalt sich gleichzeitig die schlechteste Einbrecherin aller Zeiten, aber sie konnte nicht anders.

Etwas an dieser Hand war falsch, der Griff war zu fest und zu unnachgiebig, als sie zuckte und sich zu entwinden versuchte. und auch an dieser Stimme war etwas falsch. Sie klang zugleich erfreut und ein bisschen hämisch, dabei aber auch ... ein bisschen müde? Wie eine Person, die weiß, was das angemessene Gefühl für eine gemeine Person in so einem Moment wäre, es aber gerade nicht aufbringt und deshalb vorspielen muss, aber nicht mehr so richtig weiß, wie das Gefühl sich anfühlt, und deshalb ...?

Laia fielen die Gerüchte ein, die Aki darüber zitiert hatte, warum das Schloss der Gräfin so schwer zu infiltrieren war.

Anscheinend waren sie bei Weitem nicht so übertrieben gewesen, wie sie gehofft hatten.

Sie zerrte und zappelte, aber es war, als hinge ihr Arm in einer stählernen Fassung, die ihrerseits wiederum in die Wand eingemauert war.

Sie schrie nicht noch einmal, weil sie sich beim besten Willen nicht vorstellen konnte, dass dadurch etwas besser würde.

Sie wandte sich herum und schaute in ein aschfahles Gesicht und war sich nicht ganz sicher, ob das rötliche Leuchten ganz hinten in den dunklen Augen eine Reflexion einer Laterne war, oder ...

„Komm mit“, raunte die verstörend leere Stimme, „Lass uns deine*n Freund*in holen, di*er da draußen wartet.“

Yanis erwachte mit einem so trockenen Mund, dass sie buchstäblich in den ersten Minuten, in denen sie noch benommen im Bett lag, nicht sicher war, ob sie ohne Hilfe die Zunge vom Gaumen lösen konnte.

Hatte sie gestern Abend nach ... hatte sie da noch eine zweite Pastille genommen?

Ja, hatte sie wohl. Sie hatte eine Weile versucht, einzuschlafen, aber die Situation mit ... mit der Agentin ... hatte sie nicht losgelassen, und am Ende hatte sie entschieden, dass sie es sich nicht leisten konnte, die Nacht vor dem Turnier wach zu liegen.

Rückblickend kam ihr diese Entscheidung gar nicht mehr so zwingend vor, aber ...

NEIN!

Yanis saß senkrecht im Bett, und stand einen Augenblick später schon daneben, die Benommenheit wie weggeblasen, während sie den scheppernden Beutel mit den Einkäufen von der Schmiede durchsuchte. Da war das Turnierschwert, da war ein Kettenpanzer, da war ...

alles, außer einem Helm, oder sonst irgendeinem Rüstungsteil, das ihr Gesicht verdeckte.

Sie hatte es vergessen.

Yanis wollte auf und ab springen und schreien und Möbel zerschlagen und sich auf den Boden werfen vor Wut und Frustration, Enttäuschung über sich selbst, aus Scham und aus Panik heraus, diese eine Sache, die sie gefunden hatte, die eine gute Sache, die sie in ihrem Leben noch hatte, durch eigene Unfähigkeit und Schwäche und Verantwortungslosigkeit und Feigheit ruiniert zu haben, und dann auch noch durch ein so triviales Versäumnis, durch eine einzige Sache, die sie ihr ganzes Leben selbstverständlich immer gehabt hatte, und die jetzt fehlte, um ihre Pflicht zu tun und den einzigen Menschen zu helfen, denen sie sich noch zugehörig fühlte: einen Shiu-verfluchten lächerlichen *Helm!*

Hastig wühlte sie in ihren Sachen, bis sie den Geldbeutel fand, den Aki ihr mitgegeben hatte. Leer. Natürlich. Sie hatte halt keine Ahnung, was Dinge kosten! Sie hatte dem*r Schmied*in gesagt, was sie brauchte, und dann hatte sie si*em das Geld gegeben, und si*er hatte sich nicht beklagt.

Kein Geld. Kein Helm. Und noch ... Sie schaute zum Fenster, um den Stand der Sonne grob einzuschätzen ... Wenige Stunden bis Mittag, vielleicht zwei, vielleicht drei, wenn sie Glück hatte. Immerhin war sie gestern recht früh eingeschlafen.

Sie keuchte, als hätte sie gerade noch mal die Flucht am Grund des Flusses durchlebt, und setzte sich auf ihr Bett.

Würde sie jetzt wirklich zu dem*r Magier*in kriechen müssen und ihn um mehr Geld anbetteln, weil sie es beim ersten Versuch nicht geschafft hatte, zu kaufen, womit sie beauftragt worden war?

Yanis hatte mal davon geträumt, eine Heldin zu sein. Seit Shiferiade hatte sich ihre Vorstellung davon, wie genau das aussehen würde, ein bisschen verändert, und war von der Hoffnung, eine Schlacht zu wenden und die erste durch die Bresche zu sein, in andere Richtungen umgeschlagen, aber sie hatte diesen lächerlichen Traum nie ganz aufgegeben, seit sie damals von den Agent*innen der Hzim vor Yeshaga abgesetzt worden war, sie hatte ... und jetzt scheiterte sie daran, mit geschenktem Geld einen Helm für sich selbst zu kaufen.

Es war ...

Es war ...

Yanis wollte das Gesicht in den Händen vergraben, bekam aber die Fäuste nicht auseinander und schlug deshalb nur ein paar Mal hilflos den Kopf gegen die Innenseiten ihrer Fäuste, jedes Mal leise stöhnend, weil es durch die noch nicht ganz verheilten Wunden in ihrem Gesicht wirklich weh tat.

Sie warf sich auf ihr Bett und trommelte darauf herum, was sich sehr albern anfühlte, aber trotzdem irgendwie guttat, und immerhin bekam es außer ihr selbst auch niemand mit. Irgendwann rollte sie auf den Boden und lag keuchend da, und irgendwann glitt ihre Hand wieder in ihre Tasche und fand da den Beutel mit den Pastillen, aber ...

„Nein!“, sagte sie.

„Nein“, dachte sie. „Neinneinneinnein!“

Sie war vielleicht jetzt so weit, einzusehen, dass sie diese Sache nicht unter Kontrolle hatte. Aber sie war ganz sicher noch nicht so weit, einzusehen, dass sie so weit außer Kontrolle war, dass sie jetzt in dieser Situation eine von den Pastillen nehmen würde. Würde sie nicht.

„Nein!“, keuchte sie. „Neinneinneinnein.“

Sie schloss die Augen, atmete ein paar Mal tief durch. erinnerte sich daran, dass das alles sehr beschämend und furchtbar war, aber eigentlich nicht weiter schlimm. Sie würde jetzt zu dem Magier*in gehen, die Sache erklären, dabei HOFFENTLICH nicht sierer Agentin begegnen, der Magier*in würde sie kurz auslachen, dann würde sie Yanis mehr Geld geben, sie würde gehen und einen Helm kaufen.

Ganz einfach eigentlich.

Nichts, was eine Shiu'Hzim an den Rand der Verzweiflung bringen sollte.

Sie atmete ein letztes Mal durch, öffnete die Augen, stand auf, verließ ihr Zimmer, und klopfte an ihre Tür.

Keine Reaktion.

Keine Zeit.

Sie versuchte, die Tür einfach zu öffnen, aber sie war verschlossen.

Yanis klopfte noch einmal, ohne Hoffnung.

Sie stieg hinab ins Erdge-

Nein, halt. Sie ging zurück in ihr eigenes Zimmer, zog sich die Gugel so tief ins Gesicht, wie konnte, und stieg hinab ins Erdgeschoss, aber auch da war keine Spur von einem*r Magier*in zu sehen.

Yanis mied den Schankraum, weil da eine große offene Feuerstelle war. Zwar war es draußen noch nicht kalt genug, dass sie dringend benötigt wurde, aber meistens brannten ein paar kleine Scheite darin, der Atmosphäre halber.

Yanis fühlte sich nicht wohl im Schankraum.

Sie fing eine Schankperson im Flur ab, die ihr sagte, dass der Magier*in gestern Abend noch das Gasthaus verlassen hatte, und seitdem nicht mehr gesehen worden war.

Nein. Nein. Neinneinnein. Nein. Nein.

Yanis war kurz vor einem Stoßgebet an Shiu, aber sie wusste, was die Göttin von weinerlichen Versager*innen hielt, die sie um einen Helm anbettelten, weil sie es nicht

geschafft hatten, selbst einen zu kaufen, obwohl jemand ihnen das Geld dafür mitgegeben hatte, weil sie ...

Yanis verzichtete darauf, ihre Göttin anzusprechen und entschied stattdessen, sich selbst zu helfen, so gut sie eben konnte, auch wenn das aktuell wirklich nicht besonders gut zu sein schien.

Sie blieb eine Weile im Flur stehen und fragte sich, was sie nun tun konnte. Warten, bis die Magier*in und die Agentin wieder hier waren, kam nicht infrage. Die Zeit reichte nicht, und sie hatte ja keine Ahnung, wo die beiden waren und wann sie zurückkehren würden.

Tatsächlich hatte Yanis sogar ein bisschen Angst, dass die beiden einfach gar nicht wiederkommen würden.

Vielleicht hatte Laia die Magier*in von Yanis' Auftritt gestern Abend erzählt, und die beiden hatten einfach entschieden, dass es keinen Sinn hatte, mit so einer Person eine schwierige Mission erfüllen zu wollen.

Vielleicht trauten sie es Yanis nicht zu, scheuten die Konfrontation und hatten sich deshalb einfach heimlich aus dem Staub gemacht.

Oder es war der Agentin zu unangenehm, noch mal in Yanis' Nähe zu kommen. Wäre ja auch verständlich gewesen.

In dem Fall wäre natürlich jedes Bemühen, doch noch an dem Turnier teilzunehmen, völlig umsonst, und sie könnte einfach in ihr Zimmer zurückkehren, noch zwei Pastillen nehmen und irgendwann morgen vielleicht wieder aufwachen und sich dann überlegen, was sie jetzt machen sollte, mit ihrem gebrauchten Kettenpanzer, ihrem stumpfen Turnierschwert, und ihrer ganzen Armseligkeit.

Yanis beschloss, zu der Schmiede von gestern zurückzugehen. Ja, da war immer noch die vermaledeite Esse, aber vielleicht würde sie ja die Schmied*in dazu kriegen, draußen mit ihr zu reden, und an jeder anderen Stelle rechnete sie sich noch weniger Chancen aus, denn, und das ließ sich gar nicht genug betonen, sie hatte wirklich überhaupt gar kein Geld mehr, und nicht mal irgendetwas, was sie plausibler Weise zum Tauschen hätte anbieten können, gegen eine Maske, einen Helm, oder eine Kettenhaube.

Und die Schmied*in würde sich vielleicht noch erweichen lassen, nachdem sie gestern gut an ihr verdient hatte. Und wenn nicht ... Nun, sie würde erst einmal hoffen, dass sie zu dieser Entscheidung gar nicht erst kommen würde.

Sie stapfte also durch den Hinterausgang aus der Gaststätte und versuchte, den Weg wiederzufinden, der zu der Schmiede führte. Es klappte nicht völlig mühelos, aber doch recht gut, und so stand sie einige Zeit später in der richtigen Gasse. Drei Häuser vor der Schmiede, die sie gerade suchte, blieb sie stehen, und horchte überrascht und ein bisschen ungläubig.

Neben dem Schmied*in standen zwei bewaffnete Personen, von denen eine anscheinend gerade im Begriff war, eine gesuchte Person zu beschreiben.

„... ungefähr so groß, kaum noch Haare, ein entstelltes Gesicht voller Brandnarben, war hier so jemand? Hat vielleicht nach Turnierwaffen gefragt, oder Rüstungen, oder so?“

Yanis zog sich unwillkürlich ein Stück seitlich von dem Eingang zurück, um nicht gesehen zu werden, lauschte aber noch weiter.

„Ich glaub, das wär mir aufgefallen“, antwortete di*er Schmied*in lachend. „So jemand war hier nicht. Warum, was wollt ihr denn von der Person?“

„Hm... Wir dachten, sie kann uns helfen. Sagen wir, wir haben eine gemeinsame Feindin. Unser Freund wird die nächste Woche im Bett verbringen müssen ihretwegen.“

„Unsportlich“, murmelte di*er andere. „Das war kein gerechter Kampf. Wenn sie uns nicht so ...“

„Ist gut, Jatom, si*er will nicht unsere ganze Lebensgeschichte hören. Danke für die Antwort, und alles Gute noch!“

Yanis stand da und fragte sich, ob das jetzt so eine Gelegenheit zum Ergreifen war, oder eher eine zum Weglaufen.

Ja, Icara hatte einen Kater. Aber er war nicht so schlimm, wie man hätte befürchten können. Sie hatte ja gewusst, dass der Wein gut war.

Und diesen armseligen Söldner*innen ihren Platz zu zeigen, hatte gut getan. Das war es komplett wert gewesen. Sie hätte das natürlich auch ohne den Wein machen können. Aber sie hatte den Verdacht, dass es weniger Spaß gemacht hätte.

„Ich will die Gräfin sprechen.“

Die Wachperson lachte sie aus.

„Und ich will gerne eine Shiu’Hzim sein, aber ich steh hier und bewache den Eingang zum Schloss.“

Icara grinste.

„Ulziger Zufall, dass du ausgerechnet das Beispiel wählst. Und jetzt geh mir aus dem Weg.“

Die Wachperson lachte noch einmal.

Icara sah die Person an.

Die Wachperson schaute zurück.

„Sag mal“, sagte Icara, „Würdest du dich, zumindest verglichen mit der großen Mehrheit der Bevölkerung, für sowas wie einen zähen Hund halten? Hart, stark, furchtlos? Hast du vor nichts Angst und magst es gefährlich?“

Die Wachperson zog verwirrt und ein bisschen verärgert die Augenbrauen zusammen.

Narubolan fühlte sich heute beim Essen noch unwohler als sonst. Die Atmosphäre war immer angespannt, unangenehm und vage bedrohlich, sobald die Gräfin sich in einem Raum aufhielt, aber heute war sie es noch mehr, weil ein Gast mit am Tisch saß, di*er ansonsten nicht an den Mahlzeiten teilnahm: Der Gräfin Komentur, Erste Klinge der Grafschaft, di*er Dämon*in von Kelthofen, Maschall*in der gräflichen Truppen, Erusim Jachme.

Jachme sah aus wie ein Mensch von vielleicht 55 Jahren, mit knapp schulterlangen, stets streng zurückgekämmten schwarzen Haaren, die von einigen unregelmäßigen weißgrauen Strähnen durchzogen waren, gekleidet in einen schwarzen Schwalbenschwanz über schwarzer Hose, sogar mit Kummerbund, und einem sehr

rüschtigen weißen Hemd, und natürlich auffällig blasser Haut, denn Erusim Jachme war schon seit sehr, sehr langer Zeit tot.

Und si*er schien sehr darauf zu achten, möglichst alle Klischees zu erfüllen, zumindest in si*erem Äußeren.

Erusim Jachme grinste die Gräfin an und lachte leise über irgendetwas, was sie gesagt hatte. Narubolan hatte nicht zugehört.

„Ja“, sagte di*er Vampir*in. „In meinem Alter ist alles mit Erinnerungen verbunden, da kann ich kaum noch eine Erbse anschauen, ohne dass mir die Tränen kämen – wenn ich noch welche hätte.“

Si*er lachte.

Narubolan bildete sich ein, sogar im Gesicht der Gräfin eine Mischung aus Ekel, Mitgefühl, Verstörung und vielfältiger Sorge beim Betrachten der toten Kreatur zu sehen, aber er kannte sie inzwischen gut genug, um zu wissen, dass man ihr vieles nachsagen konnte, aber jedenfalls nicht, dass sie sich ohne Not mit Leuten entzweite, die ihr noch nützlich sein konnten.

„Ich kann es nur ahnen, Komentur“, antwortete sie deshalb mit einem angestrengten Lächeln, „Aber ich muss gestehen, dass sich sogar in meinem Alter gewisse Tendenzen dieser Art zeigen ...“

Sie schaute nachdenklich auf die Tischdecke vor sich, hob wieder den Kopf und fragte Erusim Jachme:

„Habe ich richtig gehört, dass Ihr gestern zwei Eindringlinge gefangen habt?“

Jachme grinste und nickte.

„Zwei sehr interessante.“

„Erusim!“, tadelte die Gräfin über einen Löffel Gänseleberpastete hinweg. „Und warum muss ich dann erst danach fragen?“

„Ich will doch nicht zu durchschaubar werden, oder übereifrig wirken!“

Es machte Narubolan ganz kribbelig, wie die tote Person die Bewegungen und Worte eines Menschen nachahmte, der ein bisschen scherzen wollte und augenzwinkernd etwas sagte, aber ... ohne es wirklich zu tun. So richtig.

Es war fast echt. Da war fast ein Augenzwinkern in Jachmes Stimme. Das Lächeln war fast wie ein richtiges Lächeln. Und sier verhielt sich fast wie eine Person, die stolz auf einen kleinen Erfolg war.

Es war alles so nah dran, dass Narubolan keine Ahnung hatte, was fehlte, was all diese Dinge so offensichtlich nicht echt machte.

Aber gerade diese kleine Differenz, gerade diese Unklarheit darüber, worin sie bestand, gerade das machte ihn so unangenehm gereizt, sobald die Komentur mit ihm im selben Raum war.

„Was ist denn interessant an ihnen?“, fragte die Gräfin mit der Geduld einer Person, die wusste, dass sie gerade an einem kleinen Machtspiel teilnahm und es aber einerseits nicht nötig hatte, daran teilzunehmen, andererseits aber so klar schon von Anfang an gewonnen hatte, dass sie es nicht mal für nötig hielt, das Spiel zurückzuweisen, und stattdessen einfach nur gleichgültig mitspielte, um nicht unnötig Zeit zu verlieren.

„Das Interessante ist, dass eine*r von ihnen Akkado von Orenin ist.“

Aki!

Narubolan sog Luft durch die Nase ein und tat sein Bestes, sich die Erschütterung nicht anmerken zu lassen, sicherlich mit lachhaft wenig Erfolg.

Die Gräfin legte ihren Löffel zur Seite, richtete sich in ihrem Stuhl auf und hob eine perfekt gezupfte Augenbraue, die Stirn darüber so dick gepudert und geschminkt, dass kein einziges Fältchen sichtbar wurde. Narubolan konnte mit Fantasie ein paar kleine Risse in der Fassade aus Fett und Puder erkennen, war aber nicht sicher, ob er sich die sogar nur einbildete.

„Seid Ihr sicher?“, fragte sie. „Was würde Akkado von Ore- was ist denn?“

Dier Komentur war zusammengezuckt, während die Gräfin sprach, und schaute nun mit zuckenden Lippen in Richtung Tür.

„Es ist ... noch jemand in das Schloss eingedrungen, Erlaucht.“

„Was meinst du? Wann? Wer?“

„Jetzt gerade. Si*er ist auf dem Weg hierher, denke ich.“

„Hierher? In den Speisesaal? Unverschämtheit. Mich beim Frühstück stören?“ Sie stieß ein bitteres Lachen aus. „Geht und bringt si*en her!“

„Es tut mir Leid, Erlaucht“, sagte die Leiche. „Hier seid Ihr auf Euch und Euregleichen gestellt. Von Geistlichen lasse ich die Finger, auf dass sie mir nicht zu Staub zerfallen.“ Nach einer kurzen Pause fügte Jachme sicherheitshalber hinzu: „Die Finger natürlich; auch wenn es andersherum schöner wäre.“

„Geistliche? Das wird ja immer toller! Ein*e Priester*in ist gerade im Begriff, in mein Schloss einzudringen?“

Die Leiche nickte.

„In der Tat, Erlaucht.“

„Welche Gottheit?“, fragte die Fürstin, immer noch eher belustigt als besorgt.

„Ich bin nicht sicher, aber wenn ich raten soll ...“ Dier Tote schloss die Augen und streckte eine aschgraue Hand in Richtung der Tür aus. „... würde ich sagen ... vielleicht die Kriegsgöttin?“

„Shiu?“, fragte Hamelio.

Dier Komentur zog sich ein wenig in sich zusammen, als würde sie frösteln. Das wirkte jetzt überzeugender als die Gesten und Mienen vorhin.

„Ja“, antwortete die Gräfin ihrer Tochter. „Genau die Kriegsgöttin, aber nimm bitte Rücksicht und sprichs nicht noch einmal aus.“

„Natürlich, Mutter.“

„Na dann!“ Die Gräfin setzte ein gespanntes Lächeln auf und klatschte in die Hände. „Wachen! Eure Führung ist heute einmal ganz auf euch angewiesen! Sammelt Euch, und ...“

Jemand klopfte dröhnend laut gegen das Portal, das vom Flur in den Speiseraum führt.

„Meiner Treu“, lachte die Gräfin. „Jemand liebt große Auftritte.“

Ein kleiner Trupp von Wachleuten versammelte sich, sichtbar verunsichert mit Händen an den Schwertern, zwischen Tisch und Portal, und di*er Weibel*in schaute fragend zu si*erer Komentur, die Waffe halb aus der Scheide gezogen. Die Leiche nickte, und sofort flogen die Klingen hervor.

„Na los, dann kommt schon herein! Ich speise nicht mit abgeschlossener Tür!“, rief die Gräfin.

Das Portal wurde aufgestoßen und gab den Blick frei auf eine auf Anhieb nicht einmal besonders imposante Person in einem gepflegten Lederwams mit einem großen Kavalleriesäbel im Gehänge und einer wallenden goldblonden Mähne, die im Licht der Morgensonne, das sie sehr vorteilhaft von hinten anstrahlte, im Eingang des Speisesaals stand, die linke Hand am Ohr einer uniformierten Wachperson, die sie offenbar bis hierher auf diese Weise hinter sich her gezogen hatte, und die rechte wie zum Salut an der Schläfe.

„Was hat das zu bedeuten?“, fragte die Gräfin in die allseits ratlose Stille hinein.

„Verzeiht meinen Auftritt, Erlaucht“, sagte die Person in der Tür, „Aber ich habe ein gemeinsames Interesse mit Euch, und zurzeit einfach sehr, sehr wenig Geduld.“

Aki konnte ohne Übertreibung sagen, dass sie noch nie in ihrem Leben so gelitten hatte. Es hatte in Aki's Leben zugegebenermaßen bisher generell nicht so viel Leid gegeben, das war also kein allzu strenger Maßstab, aber es ging sie dessen ungeachtet sehr schlecht nach einer Nacht in engen, dicken eisernen Hand- und Fußfesseln, einem eisernen Kragen und einem eisernen Helm, der mit einem engen Kinnriemen verschlossen war.

Immerhin waren die Ketten lang genug, dass Aki liegen konnte, aber tiefer Schlaf war in dieser Montur trotzdem nicht möglich.

Das Eisen war dafür gedacht, ihre Verbindung zu den astralen Strömungen zu unterbinden. Geschmiedetes Eisen erschwerte Zauberei ungemein, insbesondere in direktem Körperkontakt, insbesondere am Kopf. Und der Kinnriemen, zusammen mit dem Knebel, den sie sie außerdem noch angelegt hatten, verhinderte, dass Aki sprach.

Für eine*n erfahrenere*n Magier*in hätte es vielleicht nicht gereicht, aber für Aki war es genug, ganz davon abgesehen, dass hier mit Illusionsmagie ohnehin nicht viel zu machen war. Die fingerdicken Metallteile hätte sie nicht einmal Meisterin Perala selbst mit dem raffiniertesten aller Trugbilder losbekommen.

Aki's Stimmung war also schlecht, sie war müde und verspannt, hatte Schmerzen überall und wund Stellen, wo die Fesseln zu eng waren, was sich eigentlich auch wie überall anfühlte, und außerdem hatte sie ganz ordentliche Kopfschmerzen von dem verflixten eisernen Helm, und dass das Visier keinen Sichtschlitz hatte, machte nicht nur noch einmal schwerer, einen Zauber angemessen zu zielen, sondern desorientierte einfach auch allgemein und trug damit zu ihrem Unwohlsein bei.

Sie konnte sich deshalb nicht recht entscheiden, ob Erleichterung und Hoffnung die angemessene Reaktion auf das Geräusch von Schlüsseln, von einem Riegel und dann von einer sich öffnenden schweren Tür war, die ein bisschen schief hing und deshalb über den steinernen Boden schabte, oder ob empörte Wut, genervte Resignation oder vielleicht auch verzweifelt Flehen um Gnade besser gepasst hätten.

Aki entschied sich für eine Mischung, mit den Schwerpunkten auf Hoffnung, Genervtheit und ein bisschen Empörung. Für Verzweiflung und Betteln war die Lage nun doch noch nicht hart genug, dafür hatte ein*e Baron*in von Orenin doch zu viel Stolz.

„Willkommen in meinem bescheidenen Heim, tut mir leid, dass es ein bisschen unordentlich -“

„Die Gräfin von Kelthofen!“, verkündete die gruselig leere Stimme der untoten Person, die Aki und Laia gestern gefangen genommen und hier eingesperrt hatte.

„Ah, das ist gut, das ist - endlich! Was hat das hier zu bedeuten, Erlaucht? Wie behandelt Ihr Eure Gäste? Wir haben einen Friedensvertrag! Ich bin ein*e Baron*in! Ich erwarte, dass Ihr umgehend -“

„Ihr seid in mein Schloss eingebrochen“, wurde Aki schon wieder unterbrochen, diesmal von Gräfin Lyrida selbst.

„Keineswegs!“

Jemand – wahrscheinlich die*er Untote – flüsterte etwas.

„Ihr habt Eure gedungene Diebin in mein Schloss einbrechen lassen.“

Aki hörte richtig, wie sie genervt mit der Hand wedelte, während sie das sagte.

„Auch das ist nicht wahr! Laia ist überhaupt nicht eingebrochen, sie hat lediglich -“

„Verschwendet meine Zeit nicht mit Euren Lügen und Sophistereien!“, herrschte sie sie an.

Aki hätte sich schon gefreut, mal einen Satz zu Ende sprechen zu können, befürchtete aber, nicht in der Situation zu sein, sich solche Forderungen leisten zu können.

„Ihr seid zu mir hinabgestiegen“, sagte sie stattdessen, nachdem sie sich zu einem neuen Ansatz entschieden hatte. „Wahrscheinlich habt Ihr einen Grund. Darf ich ihn erfahren? Ich bin sicher, dass wir diese Sache hier -“

„Ich bin mir auch völlig sicher“, unterbrach sie die Baronin. ... natürlich ... „Ich weiß auch schon, wie!“

„Ich bin ganz Ohr. Ihr seht es nicht, aber unter diesem Haufen Eisen ist nichts als Ohr, ich schwöre.“

„Ich habe Besuch bekommen von einer Shiu’Hzim, die ihrerseits eine andere Shiu’Hzim sucht, die wiederum mit Euch unterwegs sein soll. Ist das soweit klar?“

Aki zögerte.

„Sagen wir, ich verstehe, was Ihr sagt.“

Aki hatte sich entschieden, noch nicht zu entscheiden, ob sie bereit war, zuzugeben, dass sie mit einer Shiu’Hzim unterwegs war.

Die Gräfin schien das zunächst noch in Ordnung zu finden, denn sie insistierte nicht.

„Ich stelle mir nun vor“, fuhr sie stattdessen ihrer Sache sicher und völlig unbeeindruckt von Akis raffinierter Nicht-Antwort fort, „dass es für mich sehr nützlich würde, mich der Dankbarkeit Yeshagas und des Ordens zu versichern. Und wie durch ein Wunder habe ich gerade jetzt die zwei Personen in meinem Kerker, die mir dabei helfen können. Ich bin sicher, Ihr versteht, worauf das hinausläuft?“

Aki hörte das Grinsen in ihrer Stimme, wie von einer Katze, die die Maus im Maul trug, was ja in der Tat ziemlich genau ihre Situation war.

Dabei war Aki gerade selber ziemlich erleichtert, denn sie war in diesem Moment klar geworden, dass die Gräfin gar keinen so tiefen Groll gegen sie hegte, wie sie befürchtet hatte, weil sie natürlich noch gar nicht wusste, dass Yoseqa tot war.

Sie erschrak kurz, als sie sich fragte, ob die untote Person eventuell Gedanken lesen konnte, aber falls sie es konnte, gab sie es nicht zu erkennen. Aki konnte hoffen, dass sie, sogar falls sie die Fähigkeit haben sollte, nicht stark genug war, das Eisen zu überwinden, das in diesem Fall Aki nicht nur behinderte, sondern auch schützte.

Sie spürte zumindest auch keine magischen Einflüsse auf ihren Verstand.

„Verstehe vollkommen“, antwortete Aki. „Grundsätzlich jedenfalls. Was genau ich tun soll, würde ich aber schon gerne noch von Euch hören. Und ich möchte in jedem Fall noch einmal protestieren gegen meine Behandlung hier. Die Fürstin wird davon hören!“

„Die Fürstin hört viel, macht das mit ihr aus. Solange Ihr mir die Hzim liefert, halte ich Euch nicht auf. Und macht Euch klar, dass es keinen Sinn hat, tapfer die Held*in spielen zu wollen – ich habe Eure Freundin die Einbrecherin in einer separaten Zelle, und was schätzt Ihr, wie viel ich ihr bieten muss, damit sie redet? Ich würde wetten,

dass es reicht, wenn ich ihr sage, dass sie eine Hand behalten darf.“ Das hörbare Grinsen in der Stimme der Gräfin wurde breiter „Vielleicht lasse ich mich sogar auf beide hoch handeln. Ich bin keine grausame Person.“

„Natürlich nicht ... Aber damit ich jetzt auch wirklich richtig verstehe: Euer Angebot ist, dass ich Euch die Hzim ausliefere, die ich angeblich irgendwo in der Tasche mit mir herumtrage, und dann lasst Ihr uns gehen? Ich würde nämlich darauf bestehen, dass wir beide befreit werden. Mit allen Körperteilen intakt.“ Während Aki sprach, fragte sie sich, ob es nicht ein Fehler war, auf diese Weise zu erkennen zu geben, dass sie etwas an Laias Wohlergehen lag. Nun gut, zu spät. „Und das ist es?“

„Das ist es. Wo Ihr die Hzim habt, ist mir dabei egal, solange hinterher ihre Kameradin sie hat und nach Yeshaga zurückgeben kann.“

„Bekomme ich ein bisschen Bedenkzeit?“

„Tsk!“ Die Gräfin seufzte. „Eine Stunde. Ich rede solange mit Eurer Freundin und finde heraus, ob ich auf Eure Kooperation überhaupt angewiesen bin.“

„War sie blond, arrogant, und wundersch... gutauss... a...uf eine etwas langweilige Art attraktiv?“, fragte Yanis.

„Und sehr betrunken.“

„Naja, nicht so betrunken, sie war schon noch sehr schnell und fast überhaupt ni-“

„Versuch gar nicht erst, es dir schönzureden, dass wir trotzdem keine Chance hatten.“

Die beiden machten eine entschuldigende Geste in Richtung die*er Schmied*in, di*er eine ‚Gar kein Problem‘-Geste zurück machte, und traten zu Yanis nach draußen, an die Außenwand des Gebäudes, um niemandem im Weg zu stehen.

„Sie ist eine Hzim“, sagte Yanis. „Ihr müsst Euch da also nicht schämen.“

Die Augen des*r linken Söldner*in mit der Armbrust am Gürtel wurden größer.

„Woher wollt Ihr das-“

„Yatom, wie langsam bist du eigentlich, guckst du sie dir vielleicht mal an, bevor du solche Fragen stellst?“

„Oh.“

Yanis nickte.

Yatom war eine schlanke Person, nicht besonders hoch gewachsen, aber sehr drahtig und sehnig, mit krausen schwarzen Haaren und einem dichten Vollbart, der si*er bis zur Brust hinab reichte.

Si*ere Partner*in war etwas korpulenter, etwas höher, bartlos, und Yanis bemerkte, dass si*er rechter Arm in einem auf den Stumpf gesetzten Haken endete.

Von beiden ging ein auffälliger Geruch nach Rauch, Tabak und Alkohol aus, den sogar Yanis noch wahrnehmen konnte, auch wenn sie nicht einschätzen konnte, wie er sich verteilte. Jedenfalls war sie sich ziemlich sicher, dass beide durchaus ein Bad hätten vertragen können, auch wenn sie jetzt gerade nicht in der rechten Position war, sich darüber zu erheben.

„Du meinst, das hier ist ...“, begann Yatom.

„Ja genau“, antwortete si*er*e Freund*in.

Yatoms Augen verengten sich.

„Wenn Ihr Eure Finger behalten wollt, lasst sie lieber weiter locker hängen, und haltet sie vor allem fern von dieser Armbrust“, sagte Yanis. „Ich habe noch nicht entschieden, ob ich Euch traue.“

Di*er Abenteurer*in murrte, ließ die Hand aber sinken.

„Was macht Ihr hier?“, fragte Yanis. „Warum sucht Ihr mich?“

„Zwei von uns liegen immer noch flach“, antwortete di*er andere, di*er mit der Hakenhand. „Sie hat uns einfach zusammengeschlagen, und das lassen wir uns nicht gefallen.“

„Wir haben ihr nichts getan!“, fügte si*ere Kamerad*in hinzu. „Und sie hat uns einfach überraschend attackiert, die niederträchtige Hündin, fast wie hinterrücks, das ist ehrlos!“

„... fast wie?“, fragte Yanis.

„Tut jetzt nichts zur Sache“, antwortete wieder di*er andere, di*eren Namen Yanis immer noch nicht kannte, und fuhr fort: „Jedenfalls haben wir uns hinterher umgehört, und die Wirtin konnte uns sagen, dass die ... Kriegerin jemanden sucht, eine andere Hzim, und sie hat sie sogar beschrieben, und da dachten wir, wir fragen einfach mal selbst und schauen, wer so jemanden gesehen hat, und ... Ja. Jetzt haben wir Euch gefunden. Und wir dachten, wer kann besser geeignet sein, es ihr heimzuzahlen, als eine andere Hzim, die auch ein Hühnchen mit ihr zu rupfen hat.“

„Woher wisst Ihr, dass ich irgendetwas mit ihr zu rupfen habe?“

Di*er Abenteurer*in zuckte die Schultern.

„Sie sucht Euch. Ihr flieht vor ihr. Da haben wir gedacht, dass Ihr bestimmt nicht beste Freund*innen seid.“

„Aber klingt das, als wäre ich perfekt dafür, es ihr heimzuzahlen?“, fragte Yanis mit einem Lächeln. „Immerhin fliehe ich ja vor ihr.“

Noch ein Schulterzucken.

„Vielleicht schaffen wirs ja zusammen?“, erwiderte di*er Abenteurer*in und grinste dabei hoffnungsvoll zu Yanis auf. „Wir sollten uns irgendwo zusammensetzen, um das in Ruhe zu besprechen“, fügte si*er hinzu. „Hier auf offener Straße muss das nicht sein.“

„Ich sehe noch nicht so richtig, was ich mit Euch zu besprechen habe“, antwortete Yanis.

„Ja ... Es ist doch eigentlich offensichtlich! Wir können Euch helfen. Ihr könnt uns helfen. Gemeinsam kriegen wir diese Hzim schon klein.“

Yanis lachte.

„Die ist schon klein genug, das schaffe ich alleine. Allerdings ...“ Es hatte ein bisschen gedauert, aber jetzt wurde es ihr klar. „Wenn Ihr mir wirklich helfen wollt ... Dann könnte ich eventuell tatsächlich auch etwas für Euch tun. Wisst Ihr, wo sie ist?“

„Naja, wie gesagt. Wir würden die Details ungern hier in der Öffentlichkeit diskutieren.“

„Ich habe nicht viel Zeit“, antwortete sie. „Ich bin für das Turnier angemeldet und muss mittags dort bereit stehen. Und ich brauche noch einen Helm. Wie wärs? Den könntet Ihr mir kaufen, als erste Geste, zu beweisen, dass Ihr es ehrlich meint. Ein Kassidion am besten, mit Kettenhaube, und achtet darauf, dass sie das Gesicht verdeckt.“

Di*er Abenteurer*in schob die Unterlippe vor.

„Wisst Ihr, was das kostet?“

„Keine Ahnung“, antwortete Yanis wahrheitsgemäß. „Aber ich denke, wir werden gleich wissen, ob es Euch Eure armselige kleine Racheaktion wert ist.“

Laia hatte es tatsächlich die ganze Nacht nicht geschafft, zu schlafen. Das lag nicht mal an der harten Pritsche, sie hatte schon auf härterem Untergrund geschlafen. Es lag vielmehr an der Situation, und an den Vorwürfen, die sich machte.

Sie hatte einfach die ganze Nacht durchgegrübelt und -gehadert.

Weil sie sich wie eine Anfängerin hatte überraschen lassen, weil sie nicht vorsichtig genug gewesen war, weil sie die Gefahr unterschätzt hatte, obwohl Aki sie ja eigentlich gewarnt hatte.

Sie hatte sich zu sehr auf die vermaledeite Unsichtbarkeit verlassen, obwohl sie darüber nachgedacht hatte, wie gefährlich das war.

Sie war einfach faul gewesen und träge und zu selbstsicher, und sie konnte froh sein, dass sie das immerhin vorläufig nur ihre Freiheit gekostet hatte, nicht mehr.

Und so hatte sie die ganze Nacht auf der Pritsche wach gelegen und sich geärgert und sich zwischendurch gelegentlich Sorgen um Aki gemacht.

Wusste die Gräfin von der toten Geisel? Würde sie vielleicht durch unmittelbare Vergeltung ein Exempel statuieren wollen?

Aber dann würde sie doch bestimmt die Gegengeisel töten, nicht Aki. Es gab doch bestimmt Regeln für sowas.

Hoffte sie jedenfalls.

Leider hatte sie keine Ahnung von den Regeln, nach denen der Adel spielte.

Schritte näherten sich, ein Schlüssel drehte sich in der Tür, und sie sprang von ihrer Pritsche auf. Sie wusste selbst nicht genau, warum, aber es gefiel ihr besser, ihre Kerkermeister*innen stehend zu empfangen, und insbesondere dieser gruseligen fahlen Gestalt wollte sie wirklich nicht in hilfloser Position begegnen, falls die überhaupt dabei war. Es war ja immerhin Tag ...?

Sie war dabei.

In Begleitung einer Person von ungefähr Laias Größe in einem absurd ausladenden, völlig verziert verrückt verschmückten Kleid, deren weiße Haare in einem fast bis zu den Knöcheln fallenden dicken Zopf zusammengeflochten waren, und deren dunkel-ockerfarbene Haut neben der aschigen Blässe der untoten Kreatur beinahe aus sich heraus zu glühen schien.

„Sehr schön. Du bist auf“, sagte die Person mit dem Zopf. „Ich bin Lyrida, Gräfin von Kelthofen, sie. Und du?“

„Laia, sie. Freundin von Aki. Wie geht es siem? Ist alles in Ordnung?“

Die Gräfin lachte, und die untote Person neben ihr setzte mit kaum wahrnehmbarer Verzögerung ein breites Grinsen auf, das ihre Augen nicht erreichte, und hüstelte ein bisschen.

„Es geht siem prächtig“, antwortete Lyrida von Kelthofen. „Und wenn du willst, dass das so bleibt, musst du nur einen kleinen Auftrag für sien erledigen.“

„Was für einen Auftrag?“, fragte Laia. „Was soll das heißen?“

Die Gräfin lächelte huldvoll, als hätte Laia eine völlig alberne Frage gestellt, die keinerlei Sinn ergab, aber von jemandem wie ihr war nun mal nichts anderes zu erwarten, da musste man Verständnis haben ...

„Sier möchte, dass du die Shiu’Hzim holst. Yanis. Die verbrannte. Sobald sie hier ist, könnt ihr gehen.“

Laia schaute die Gräfin nachdenklich an und vermied es dabei sorgsam, den Blick auf die fahle Figur neben ihr gleiten zu lassen.

Es war ganz sonderbar, wie jemand abgesehen von unwesentlichen Details genau wie eine echte Person aussehen konnte, dabei aber doch aus jeder Faser schreien: Monster! Monster! Monster!

Laia musste allerdings zugeben, dass sie einige echte Personen kannte, die wirklich Monströses getan hatten und taten, und dass sie gar nicht so sicher war, ob sie vor echten Monstern mehr Angst haben sollte als vor echten Personen.

Immerhin handelte das Monster ja nur auf Befehl der Gräfin, die keinerlei Warnsignale sendete, abgesehen von denen, die sie als Adlige kennzeichneten, aber jedenfalls hätte sie es dann doch mindestens ebenso verdient, Furcht in Laia auszulösen.

Bis auf Weiteres ließ sich aber jedenfalls nichts daran ändern. Laia hatte Angst vor dem Monster, wirklich große Angst. Und natürlich wusste sie rein informativ, dass sie die Gräfin auch fürchten musste, aber ihr*e Begleiter*in löste eine instinktive, sehr scharfe und schwer beherrschbare Furcht tief in ihr aus. Und sie brauchte jetzt so viel Ruhe und Vernunft und Ausgeglichenheit, wie sie irgendwie aufbringen konnte.

„Ich verstehe noch nicht“, sagte Laia, die Augen immer noch fest auf die Gräfin gerichtet. „Ihr wollt Yanis haben, und dann lasst Ihr uns gehen?“

Sie hatte sich gefragt, ob sie so tun sollte, als wüsste sie gar nicht, wovon die Gräfin sprach, aber es kam ihr unsinnig vor, weil sie offenkundig schon alles wusste, und auch gefährlich, weil ... Nun ja.

Die Gräfin nickte.

„Das ist die Vereinbarung, die ich mit deinem*r Freund*in diem Baron*in geschlossen habe. Ich kann sien natürlich nicht gehen lassen, deshalb muss du die Hzim holen. Du würdest Akkadio doch nicht hier im Stich lassen?“

„Auf keinen Fall“, antwortete Laia, ohne vorher auch nur nachzudenken. „Aber ich tu mich auch ein bisschen schwer damit, Yanis einfach so in Eure Arme zu führen? Und wir haben ja sowieso nur Euer Wort, dass Ihr dann auch Euren Teil der Vereinbarung einhaltet. Was wollt Ihr denn überhaupt mit ihr?“

Die Gräfin lächelte.

„Ach ... Nur ein paar Fragen, ich habe ein paar Dinge mit ihr zu besprechen ... Und dann würde ich sie ihrem Orden übergeben.“

Laia schluckte, und die Gräfin musste ihr Erschrecken in ihrer Mimik gelesen haben.

„Nun schau nicht so!“, tadelte sie. „Du weißt genau, dass diese alberne Eskapade sowieso nicht mehr lange gehen kann. Wie lange kann eine völlig vernarbte Person mit so auffälligem Äußeren sich vor dem mächtigsten militärischen Orden der Welt verstecken. Alles, was du tun würdest, ist, deinem*r Freund*in – und dir selbst gleich mit – einen riesigen Gefallen zu tun und ... dem natürlich Lauf der Dinge etwas auf die

Sprünge zu helfen.“ Sie legte den Kopf ein wenig schief und lächelte versonnen.
„Eigentlich verhilfst du damit sogar dem Recht und der Ordnung zum Sieg.“

„Na, genau davon hab ich ja schon immer geträumt“, dachte Laia.

„Ich wüsste nicht einmal, wie ich sie dazu kriegen könnte, hierher zu kommen. Sie ist eine Hzim. Ich kann sie schlecht zwingen?“

Die Gräfin lachte, und die untote Kreatur stimmte diesmal etwas natürlicher ein, aber es klang immer noch eher nach einem*r mittelguten Schauspieler*in, di*er lange geübt hatte, möglichst echt auf Kommando lachen zu können.

„Meine Liebe“, sagte die Gräfin. „Ich glaube, du bist nicht halb so schwerfällig, wie du gerade tust. Natürlich weißt du das! Du tust, was Deinesgleichen doch zur zweiten Natur geworden sein müsste: Du lügst!“

Die armselige Racheaktion war es ihnen wert gewesen, und Yanis genoss diese kurze Zeit, in der sie sich mal nicht fortwährend wie ein hilfloses und ausgesprochen ungeschicktes Opfer widriger Umstände und zu oft auch der eigenen falschen Entscheidungen fühlen musste, sondern tatsächlich wie eine souveräne Person, die über ihr eigenes Leben bestimmte und nicht nur von anderen abhängig, sondern auch für andere wichtig war.

Auch wenns nur eine eher suspekta Gruppe fadenscheiniger Söldner*innen war, wenn nicht Schlimmeres.

„Was genau ist denn eure Mission, für mich, für euch selbst? Ihr wollt es Icara heimzahlen, dass sie euch gedemütigt hat?“

„Ja.“

„Wie?“

„Das hat uns Urvi noch nicht ge-“, begann Yatom aber Holnu unterbrach si*en, ein bisschen zu laut:

„Das haben wir uns noch gar nicht so richtig überlegt ... Kommt drauf an. Was nötig ist. Wir müssen eben einfach ... einen gewissen Respekt erhalten.“

„Müsst ihr?“, fragte Yanis misstrauisch. Sie war sicherlich nicht der auffassungstärkste Mensch auf der Welt, aber sogar sie merkte, dass mit den beiden etwas nicht stimmte, und natürlich freute sie sich, dass Yatom und Holnu ihr das Geld für einen Helm geliehen hatten, aber das hieß nicht, dass sie sie für gute Leute hielt.

„Warum?“

Yatom schaute unsicher zu Holnu, und Holnu antwortete:

„Weil wir davon leben. Wenn Leute glauben, dass jede dahergelaufene ... dass man uns einfach so verprügeln kann, wer heuert uns dann noch an, um auf die Karawane aufzupassen, oder auf den Hof oder ...?“

Yanis nickte nachdenklich.

„Und wenn ihr jetzt zu mir lauft, nachdem Icara euch die Ärsche versohlt hat, und ich ihr dafür die Beine breche, dann meint ihr, eure Auftraggeber*innen haben wieder Respekt vor euch?“

Yatom machte eine Geste in Richtung Holnus, die sowas wie ‚Na siehst du?‘ hätte bedeuten können.

Holnu schnitt eine Grimasse und antwortete:

„Es geht nicht so direkt um uns beide persönlich. Wir sind ja nicht alleine. Es geht um Ur- um die Organisation.“

„Wer ist diese*r Urvi, von di*em ihr redet?“

„Spielt jetzt keine Rolle.“

Yanis blieb stehen.

Yatom und Holnu liefen noch zwei Schritte normal weiter, bevor sie es bemerkten, wurden langsamer, drehten sich zu ihr um, zögerten verwirrt, blieben schließlich auch stehen und trotteten widerwillig ein paar Schritte zu ihr zurück.

„Was eine Rolle für mich spielt, entscheide ich“, sagte Yanis. „Wenn ihr wollt, dass ich euer Problem löse, kommt mir nicht so, und verarscht mich nicht. Wer ist Urvi?“

Sie musste zugeben, dass es sich ganz gut anfühlte, mal mit Leuten zu tun zu haben, die noch schlechtere Lügner*innen waren als sie selbst. Dennoch gewann sie mehr und

mehr den Eindruck, dass ihre Allianz mit Yatom und Holnu keine langfristige werden würde.

„Naja ...“ sagte Yatom.

„Urvi ist ...“, begann Holnu. „Also, wir sind nicht alleine. Wir arbeiten meistens für ein*e Auftraggeber*in, und das ist Urvi.“

Yanis verschränkte die Arme und schaute von Yatom zu Holnu.

„Ist ‚Auftraggeber*in‘ hier jetzt eine Beschönigung für was anderes? Ist das hier so eine Situation, in der Leute Urvi Geld zahlen, damit ihr ihnen nicht die Türen eintretet?“

Yanis hatte von so etwas gehört. Es war sogar im Strategieunterricht vorgekommen, denn militärische Streitmächte mussten natürlich sowohl mit derartigen Banden umgehen, als auch sich teilweise in eine Rolle begeben, die schwer von der ihren unterscheidbar war.

„Ungefähr so“, antwortete Yatom.

Holnu warf ihm einen warnenden und ein bisschen genervten Blick zu.

Yatom schaute mit großen Augen zurück, schob die Unterlippe vor und zuckte die Schultern.

Yanis war sich nicht sicher, welche Schlüsse sie daraus jetzt ziehen konnte. Soweit sie es sah, hatte es keine Nachteile, die einzigen Menschen bei Laune zu halten, von denen sie aktuell wusste, dass sie zumindest in irgendeinem Sinne noch zu ihr standen. Immerhin hatte sie gar keine Ahnung, was aus der Magier*in und seiner Agetin geworden war und ob sie die beiden jemals wiedersehen würde. Zumindest konnte sie keinen Grund erkennen, vor dieser Organisation Angst zu haben, wenn sie schon mit Icara nicht fertig wurden.

„In Ordnung“, sagte sie nach einer Weile nachdenklichen Schweigens. „Ich helfe euch, sobald ich kann, aber mit dem Helm ist das nicht erledigt. Könnt ihr sowieso wiederhaben, wenn das Turnier vorbei ist.“

„Wir sind uns nicht ganz sicher, ob wir den Helm zurückhaben wollen“, antwortete Holnu, „aber das ist auch nicht wichtig. Aber über den anderen Teil sollten wir noch mal reden. Wenn das Turnier vorbei ist, dauert für uns zu lange. Die Vergeltung muss zügig und entschlossen kommen.“

Yanis sagte: „Dann mache ich euch einen Vorschlag. Ihr sucht Icara, und wenn ihr sie gefunden habt, kommt ihr zu mir, und dann kümmern wir uns darum. Beim Suchen bin ich ohnehin keine große Hilfe.“

Die beiden sahen einander unsicher an, aber Holnu antwortete: „Darüber müssen wir mit Urvi noch mal sprechen, aber ich glaube, das sollte so gehen.“

Yanis winkte si*em zu. „Dann sprecht mit si*em. Ich denke, wir sind hier fertig. Ihr wisst, wo ihr mich findet.“

Laias Haut kribbelte, als sie das Schloss verließ, und es lang nicht mal vorrangig daran, dass sie den Verdacht hatte, von di*em Untoten beobachtet zu werden, di*er der Gräfin diene.

Vielmehr fühlte sie sich selbst ganz indirekt unwohl in ihrem eigenen Handeln.

Ja, die Ordenskriegerin hatte sich bereit erklärt, für Aki zu kämpfen.

Ja, sie hatte sich nicht immer völlig tadellos benommen, und Laia hatte schon prinzipiell keine besondere Sympathie für Shiu'Hzim.

Ja, sie stimmte Aki zu, dass dies die einzige realistische Möglichkeit war, sie beide zu retten.

Falls die Gräfin Wort hielt.

Und damit hatte sie noch nicht mal angefangen, über die Frage nachzudenken, ob die Gräfin wenigstens in Bezug auf die Vergangenheit die Wahrheit gesagt hatte, also ob es tatsächlich eine Vereinbarung mit Aki gab, oder ob Aki vielleicht was ganz anderes wollte.

Aber da ließ sich nun einmal nichts machen. Die Gräfin hatte ihr kein Gespräch mit ihm zugestanden, und was für ein*e Gefangene*r musste man sein, um ein Angebot auszuschlagen, auf freiem Fuß gesetzt zu werden?

Die Entscheidung war ihr insofern nicht schwer gefallen.

Aber das änderte nichts daran, dass sie gerade auszog, um aus schierem Eigennutz (na gut, und um Aki zu retten, aber das war ja irgendwie auch eigennützig) eine Person, die sie vielleicht irgendwie im weiteren Sinne als eine Person betrachtete, die im Begriff sein könnte, eine Freundin von ihr zu werden, in eine Falle zu locken. Eine Person, die sich eine Umarmung von ihr gewünscht hatte, als es ihr schlecht ging.

Laia fühlte sich nicht wohl mit ihrem Handeln.

Aber Laia hatte schon oft Dinge tun müssen, mit denen sie sich nicht wohlfühlte, aus Eigennutz. Für Menschen wie sie war Eigennutz auch etwas Anderes als für die großen, reichen und adligen Personen. Menschen wie Laia kämpften nicht um ein bisschen mehr politischen Einfluss, eine weitere Festung, eine weitere Mühle, 5.000 goldene Taler mehr in irgendeinem Panzerschrank, sondern um ein Abendessen, um ein Dach über dem Kopf, um wärmende Kleidung im Winter, ums Überleben.

Und auch wenn sie gerade Pech gehabt haben mochte, für Laia gehörte die Ordenskriegerin als Shiu'Hzim eindeutig auf die Seite der Großen, und das hatte garantiert nichts damit zu tun, dass Laia gerade im Begriff war, sie in eine Falle zu locken, um die eigene Haut zu retten.

Natürlich hatte Laia nicht vor, sie einfach sich selbst zu überlassen. Sie würde ihr Bestes tun, um Yanis zu helfen ... nachdem sie sie ans Messer geliefert hatte.

Laias Haut kribbelte jetzt noch mehr als beim Verlassen des Schlosses, und sie entschied, nicht weiter darüber nachzudenken, was sie zu tun im Begriff war.

Sie trat in das Gasthaus, stieg die Treppe empor, und mit jedem Schritt wurde die Last auf ihren Schultern größer und die Klammer enger, die ihre Brust zusammenschnürte.

Ihr graute immer näher und konkreter vor dem Gespräch, das sie gleich führen würde, wenn sie das Zimmer der Kriegerin erreicht hatte.

Es war ja nicht so, dass sie keine Routine im Lügen gehabt hätte. Aber sie hatte viel weniger Routine darin, Leuten wichtig zu sein, das Vertrauen von Leuten zu genießen, und sie *dann* anzulügen.

Übung macht die Meisterin, dachte sie, und klopfte an Yanis' Tür.

Niemand antwortete.

Verflixt.

War die Kriegerin schon aufgebrochen, und falls ja, wohin? War sie unterwegs zu dem Turnier? Suchte sie vielleicht Laia und Aki? Oder lag sie einfach immer noch in ihrem Bett, in einem ähnlichen Zustand wie gestern Abend, oder einfach mit einem bestialischen Kater, oder ...?

Laia beschloss, sich nicht mit Vermutungen abzugeben und es einfach selbst herauszufinden. Der schlichte Riegel der Innentür des Gastzimmers war kein Hindernis für sie, und so stand sie wenige Herzschläge später in dem verlassenen Zimmer – oder genauer: dem von Yanis verlassenen Zimmer.

„Was zum ...“

Die riesige Person auf dem Stuhl hob die geöffnete rechte Hand mit dem Handrücken zu Laia und schloss sie zweimal in einer sachte heranwinkenden Bewegung.

Im Hinblick auf die Armbrust in der linken Hand der Person zog Laia einerseits ernsthaft in Erwägung, wie gewünscht einzutreten, fühlte sich aber andererseits auch motiviert, über Alternativen nachzudenken.

Anscheinend hatte sie zu lange nachgedacht. Die linke Hand hob sich, und mit einem nicht mal besonders lauten, aber unerwarteten und vor allem sehr besorgniserregenden Knacken schlug ein Bolzen in den Türrahmen über ihr ein.

„Es ist eine Repetierarmbrust“, sagte die Person in dem Stuhl. Si*ere Stimme war rau und leise und mehr wie ein Flüstern mit einer Aussprache, die teilweise deutlich zu erkennen gab, dass si*er keine menschlichen Mundwerkzeuge hatte. „Ich kann also noch mal schießen.“ Si*er schaute nach unten und si*ere lange gespaltene Zunge zuckte, bevor si*er hinzufügte: „Ich sollte einfach aufhören, Warnschüsse abzugeben. Die meisten Leute gehen davon aus, dass die Gefahr damit vorüber ist. Ich könnte dann noch einen zweiten Warnschuss ...“ Si*er seufzte. „Aber du machst diesen Fehler nicht, oder? Du verstehst das Problem der unendlich fortschreitenden Problematik versus leider endlicher Munition? Du siehst ziemlich aufmerksam aus, finde ich.“

Si*er schaute Laia mit einem Gesichtsausdruck an, den sie mangels Erfahrung mit reptiloider Mimik nicht deuten konnte.

Laia entschied, ihr Gegenüber nicht zu enttäuschen. Schließlich war sie ja auch wirklich sehr klug. Sie trat ein.

„Mach bitte die Tür zu, ja?“

Laia schloss die Tür hinter sich.

„Ich bins nicht“, sagte sie.

Die Person in dem Stuhl stieß ein krächzendes Zischhüsteln aus, das vielleicht ihre Version eines Lachens war, nickte, und hob die freie rechte Hand, um sich neben dem Kamm in ihrem Nacken zu kratzen.

„Ich weiß. Die Beschreibung, die ich habe, ist nicht besonders ausführlich, aber sie reicht, um dich auszuschließen. Aber erzähl mir jetzt nicht, dass es Zufall ist, dass du gerade jetzt in gerade dieses Zimmer eingebrochen bist. Ich bin bei dem Wetter ein bisschen träge, aber dafür reichs gerade noch.“

„Jetzt schon?“, fragte Laia. „Es ist doch noch nicht mal besonders kalt!“

„Es ist doch noch nicht mal besonders kalt“, äffte die Person mit der Armbrust sie nach.

„Also, schicken die Shiu’Hzim jetzt Kopfgeldjäger*innen, um ihre Kamerad*innen einzufangen?“

Die Zunge der Person in dem Stuhl zuckte ein paar Mal nervös aus der Lücke zwischen si*eren Kiefern, und ihre Nickhäute flatterten über ihre Augen.

„Sie ist also wirklich eine?“, fragte si*er.

Laia nickte.

„Soweit ich weiß. Sie hats uns ziemlich überzeugend versichert.“

Die Person züngelte weiter und schwieg ein paar Sekunden lang.

Laia nutzte die Gelegenheit für eine eigene Frage. Die Armbrust war noch auf sie gerichtet, und sie konnte nicht leugnen, dass sie das verunsicherte, aber die Atmosphäre kam ihr noch nicht besonders feindselig vor, und so fand sie noch einmal den Mut, ihrer Neugier Worte zu geben.

„Aber wenn du nicht mal wusstest, wer sie ist ... Was machst du dann hier?“

Wieder das krächzende Zischeln, das wahrscheinlich ein Lachen bedeutete.

„Ich arbeite für jemanden, di*er es nicht mag, wenn si*ere Leute nicht respektiert werden, weil si*er es sich nicht leisten kann, das Gesicht zu verlieren. Weil si*er davon lebt, respektiert zu werden. Das war redundant, oder? Erklärungen kommen mir immer redundant vor, deshalb weiß ich nie genau, wann ich sie *zu* redundant gemacht habe.“

„Und ... Yanis hat si*ere Leute falsch behandelt?“

„So einfach ist es nun auch wieder nicht.“

Laia wartete kurz ab und gab der anderen Person noch die Möglichkeit, es weiter auszuführen, bevor sie schließlich fragte: „Sondern? Gütige Gött*innen! Ich weiß, du hast hier die Armbrust, und ich glaube dir einfach mal, dass du wirklich mehrfach damit schießen kannst, insofern musst du mich keine Fragen stellen lassen, aber wenn du schon tust, dann antworte doch bitte wenigstens auch irgendwie nützlich!“

„Erst du!“, antwortete Laias Gegenüber. „Wo ist sie?“

„Wenn ich das wüsste, müsste ich jetzt sehr viel weniger Angst vor Bolzen in wichtigen Körperteilen haben.“

Die andere Person hob ihre Armbrust zur Decke, zog mit der freien Hand den Bolzen heraus, beugte sich ein wenig zur Seite und legte die Waffe neben sich auf den Boden. Den Bolzen behielt sie in der Hand, aber unter diesen Bedingungen empfand Laia ihn gleich als viel weniger bedrohlich.

„Damit die Angst durch nicht länger ablenkt. Aber versuch bitte nicht wegzulaufen. Du würdest eine freundliche Geste doch sicherlich nicht mit einem Verrat vergelten?“

Laia war sich nicht sicher, ob sie es als einen Verrat empfunden würde, vor einer Person wegzulaufen, di*er sie mit einer Armbrust bedroht hatte und mittelbar immer noch bedrohte. Eigentlich war sie sich sogar ziemlich sicher, dass nicht. Immerhin hatte sie in der letzten Zeit sehr viel über das Thema Verrat nachgedacht. Aber weil sie dabei ohnehin schon eine Entscheidung zugunsten des Konzepts getroffen hatte, sah sie keinen Sinn darin, jetzt ihr Leben zu riskieren, um noch eine Kehrtwende hinzubekommen.

„Wenn sie bei dem geblieben ist, was wir besprochen haben, dann finden wir sie wahrscheinlich bei dem Turnier der Gräfin. Falls sie da nicht ist, habe ich aber auch keine Idee mehr.“

Die Person beugte sich noch einmal ein Stück zur Seite, um die Armbrust wieder aufzuheben und stand dann mit einem leisen Keuchen etwas mühsam auf. Si*er war riesig, wie Laia jetzt erst richtig erkennen konnte. Si*er konnte in dem Raum nicht einmal ganz aufrecht stehen, und auch deutlich vorgebeugt mit gebeugten Knien wurde si*er Kamm immer noch ein bisschen von der Decke zur Seite geknickt.

„Ich mag Feiglinge. Machen alles sehr viel angenehmer. Vielen Dank. Dann lass uns doch einmal gemeinsam zu dem Turnierplatz gehen und das Beste hoffen!“

Laia fühlte sich immer noch nicht so richtig wohl in ihrer Haut. Aber sie folgte.

Die Person hinter dem Tisch betrachtete Yanis von unten bis oben mit einer Mischung aus Sympathie, Mitgefühl und Belustigung, von der Yanis nicht ganz sicher war, ob sie sie nett fand, oder beleidigend, oder beides.

„Ich vermute, Ihr habt auch kein eigenes Zelt dabei?“, fragte si*er

Yanis nickte.

„Das Gepäck ist zur Gänze ... unglücklichen Umständen zu Opfer gefallen.“

Warum eine Geschichte ändern, auf die sie sich beim letzten Mal schon geeinigt hatten? Ein Vorteil darin, eine schlechte Lügnerin zu sein: Sie musste sich nur sehr wenige Lügen merken, weil die anderen ohnehin sofort durchschaut wurden.

„Wir haben ein paar Räume vorbereitet. Ich schicke Euch eine*n Knapp*in, di*er Euch bei den Vorbereitungen hilft.“

Yanis war überrascht von so viel Großzügigkeit, nahm sich aber jedenfalls vor, sich davon nicht einlullen zu lassen. Würde es vielleicht mehr kosten? Sie hatte wieder kein Geld mehr, war aber zuversichtlich, dass Aki oder ihre neu gewonnen Freund*innen den Preis schon aufbringen konnten. Außerdem gab es doch gewiss irgendetwas zu gewinnen?

Sogar im schlimmsten Fall, dass sie von allen verlassen würde, blieb ihr also zumindest etwas, um eventuelle Schulden zu begleichen.

Sie war sich natürlich nicht völlig sicher, dass sie gewinnen würde. Ihr war klar, dass es gleich gute und bessere Kämpfer*innen gab. Nur wenige von ihnen waren keine Shiu'Hzim, aber sogar außerhalb des Ordens gab es ein paar.

Die Wahrscheinlichkeit, dass eine*r von ihnen an einem kleinen Turnier wie diesem teilnehmen würde, war gering, und für gewöhnlich wurde, soweit sie wusste, auch ein zweiter und dritter Platz irgendwie prämiert.

Es konnte also eigentlich nichts ernsthaft schiefgehen, und sogar wenn: Sie wurde schon von den Shiu'Hzim gesucht. Irgendwie würde sie es verkraften, einer schäbigen Grafschaft ein paar Taler zu schulden.

Und in Akis Geldbeutel war eine Menge Metall gewesen. Durchaus möglich also, dass das alles hier im Paket inbegriffen war, dass sie damit gek-

Eine Gruppe von drei Ritter*innen in Plattenrüstung kam ihr entgegen, die Helme unter den Armen, miteinander scherzend, laut lachend.

Yanis erkannte einen von ihnen. Sie ging ihnen entgegen und blieb schließlich stehen, machte aber keinen Platz für die drei.

„Du schon wieder!“, bellte der Junker von Sessgereit.

Yanis lächelte säuerlich und nickte.

„Woran habt Ihr mich erkannt?“

Der Junker prustete.

„Niemand würde es wagen, so schäbig am Turnier der Gräfin teilzunehmen.“

„Wahrscheinlich hat es auch noch nie jemand so schäbig wie ich gewonnen“, antwortete sie.

Die drei lachten brüllend auf, ohne einen Funken echter Freude oder Belustigung in ihrem Lärm.

„Du kannst froh sein, dass es gegen die Regeln ist, außerhalb des Turniers andere Teilnehmende zu verprügeln, sonst würde ich dir jetzt so in den Arsch treten, dass du auf dem höchsten Turm der Burg die Wetterfahne putzen könntest!“

Yanis zuckte die Schultern.

„Wir können sicher warten, bis das Turnier angefangen hat, und dann sehen wir, wer welche Fahnen putzt. Und jetzt lasst mich durch.“

„Ist genug Platz da an der Seite“, knurrte eine*r der Begleiter*innen des Junkers.

„Eben“, antwortete Yanis. Und blieb stehen.

Der Junker trat vor, verschränkte die Arme und schaute auf sie herab. Nicht viele Leute konnten das, aber er war riesig und vermittelte zumindest den Eindruck, in jeder Dimension ungefähr doppelt so groß zu sein wie sie, auch wenn das natürlich nicht stimmen konnte. Zumindest in der Höhe nicht. Breite und Tiefe konnten durchaus sein.

Das machte Yanis keine Angst. Sie war Shiu’Hzim. Er konnte viermal so groß sein wie sie. Sie wusste, wo sie schneiden musste, damit er fiel.

Aber es gab etwas anderes, das ihr Sorgen bereitete, und der Junker mochte riesig sein, und ein Arsch mit bemerkenswert hässlichen Blumenkohlhören, aber so weit hatte er anscheinend auch mitgedacht, und sprach es aus:

„Ich bin ein Adliger. Ich kenne die Gräfin. Ich habe an diesem Turnier schon sechsmal teilgenommen. Du siehst aus wie eine Bettlerin, du hast nicht mal ein vernünftiges Paar Stiefel. Wir sind zu dritt, du halbes Hemd, was glaubst du, wie das ausgeht, wenn du dich mit uns anlegst und wir hinterher befragt werden, wemns darum geht, wer für den Regelverstoß rausgeworfen wird? Also scher dich jetzt weg, und stell dich auf was ein, wenn wir uns auf dem Platz begegnen, weil ich dich ganz sicher im Auge behalte!“

Yanis schnaubte angewidert, spuckte ihm vor die Füße – oder versuchte es. Mit ihren kaputten Lippen und der Kettenhaube vor dem Gesicht schaffte sie es aber immerhin, ihren Speichel irgendwo auf dem Bode zu platzieren. Und der Rotz vom Schnauben hing jetzt natürlich irgendwo in den Kettengliedern.

Er wusste noch nicht mal, dass sie außerdem ziemlich sicher festgenommen und an Yeshaga übergeben werden würde, sobald jemand sich die Mühe machte, sie offiziell unter die Lupe zu nehmen.

Verdammt.

Sie zuckte die Schultern und schob sich an di*er linken seiner beiden Begleiter*innen vorbei.

„Wir sehen uns auf dem Platz!“, rief sie ihm nach, und biss sich gleich danach auf die Lippen – aua, verdammt –, weil das tatsächlich noch armseliger war, als wenn sie gar nichts gesagt hätte.

Aber sie freute sich darauf, ihm bei dem Turnier wieder zu begegnen und ihm zu zeigen, wer von ihnen di*er Bettler*in war.

Und fragte sich sogleich, ob das ein sinniger Gedanke war. Der Junker war sicherlich reich, und sicherlich wirklich adlig. Vielleicht lebte er in einem Schloss ähnlich dessen der Gräfin.

Er war sicher weit davon entfernt, ein Bettler zu sein.

Und trotzdem hatte er keine Ehre. Echte Bettler*innen hingegen ... Warum eigentlich nicht? Die konnten doch auch anständige Leute sein?

Die Kammer, die sie ihr zugewiesen hatten, war bescheiden, aber funktional, was Yanis' Vermutung bestärkte, dass sie kein besonders teures Extra für reiche Leute war, die keine Lust hatten, ihr eigenes Zelt mitzubringen, aber sie sah ein, dass sie einfach zu wenig von diesen Dingen verstand, um es gut einschätzen zu können.

Früher oder später würde sie es herausfinden.

Jetzt erst einmal stand sie da in der zwei mal drei Schritte großen Kammer und schaute auf die hölzerne Bank unter dem schmalen Fenster am gegenüberliegenden Ende, den Krug daneben, den kleinen Schemel davor und den Stiefelknecht neben der Tür.

Sie fragte sich noch, ob sie den Helm abnehmen wollte, und überhaupt, wie lange sie jetzt wohl warten würde, als die Tür sich schon wieder öffnete und ein Kind mit einem riesig voluminösen Schopf aus drahtigen schwarzen Locken eintrat.

„Tschuldigung“, murmelte si*er, während si*er die Tür hinter sich schloss.

„Wofür?“, fragte Yanis.

„Hätte erst klopfen sollen.“

Yanis schaute unter ihrem Helm hervor das Kind an und zuckte die Schultern. Das Kind schaute Yanis unter si*eren wallenden Locken hervor an und zuckte die Schultern.

Das Kind war höchstens zehn Jahre alt. Vielleicht sogar nur sieben oder acht. Yanis' Erfahrungen mit Kindern beschränkten sich fast völlig darauf, einmal selbst eines gewesen zu sein, und so konnte sie schlecht das Alter anhand der Größe abschätzen.

Jedenfalls stand si*er etwas ratlos vor ihr mit si*erem Korb und dem Schwamm in der Hand.

„Die anderen haben Stiefel, die du putzen kannst, was? Und sehen überhaupt ein bisschen mehr wie edle Krieger*innen aus, die auf dem Turnier im ehrenhafte Zweikampf beweisen wollen, dass Shius Gunst ihnen gehört, hm?“

Das Kind schaute zu ihr auf und kniff die Augen zusammen, als würde si*er versuchen, Yanis durch den Helm und die Kettenhaube hindurch ins Gesicht zu schauen.

„Die erste Herausforderung ist ein Tumult. Zweikämpfe kommen erst später.“

„Tumult heißt ...?“

„Alle gegen alle“, antwortete das Kind.

Yanis nickte.

„In Ordnung.“

„Da werden die ersten zehn aussortiert. Dann kommt Bogenschießen, Zweikampf mit dem Florett, Lanzenreiten, Zweikampf mit dem Zweihandschwert, Axtwerfen, und am letzten Tag in den Endentscheidungen Zweikämpfe mit dem Schwert.“

Yanis hörte mit wachsender Sorge zu. Sie hatte keinen Bogen. Sie hatte kein Florett. Sie hatte kein Pferd und keine Lanze. Sie hatte kein Zweihandschwert. Sie hatte keine Axt.

„Darf man ... einzelne Herausforderungen auslassen?“, fragte sie.

Sie hoffte, dass Aki irgendwann wieder auftauchen würde, und ihr dann wahrscheinlich die meisten Waffen irgendwie würde kaufen können, aber sie zweifelte immer noch sehr, dass sie ein passendes Schlachtross auftreiben würde.

Das Kind schaute nachdenklich.

„Du kannst aufgeben, schätze ich ...?“

Yanis nickte. Und hatte genug davon, von ihrer besten Informationsquelle weiterhin nur als ‚das Kind‘ zu denken.

„Ich bin Yan- ... Styri“, sagte sie, und streckte eine Hand aus. „Sie.“

Sie öffnete den Mund, um zu erklären, warum sie sich versprochen hatte, entschied aber im letzten Moment, dass eine Erklärung oft verdächtiger war als keine.

„Lorn“, antwortete Lorn, betrachtete Yanis‘ Hand nachdenklich, ergriff sie aber schließlich und schüttelte sie. „Si*er.“

Dann schaute Lorn wieder mit zusammengekniffenen Augen in Yanis‘ Gesicht, oder zumindest in dessen Richtung.

„Behältst du den Helm immer auf?“, fragte si*er.

Yanis unterdrückte ein Seufzen.

„Erst einmal“, antwortete sie. Ihr Blick blieb an einem Objekt in Lorns Korb hängen.

„Was ist das?“, fragte sie.

Lorn schaute überrascht ihrem Zeigefinger nach, zog die Stirn kraus, rief dann:

„Ach so, die Fackel?“

Yanis schluckte.

„Ja“, antwortete sie. „Die Fackel.“

Lorn grinste breit und zeigte dabei strahlend weiße kleine Zähne mit zwei auffälligen Lücken.

„Das ist neu“, antwortete si*er. „Die Gräfin will den Tumult mit einer kleinen Zeremonie anfangen, heute Abend. Alle Teilnehmenden bekommen eine Fackel, marschieren damit auf die Mitte zu, entzünden damit das große Freudenfeuer zur Eröffnung, und dann beginnt das Turnier!“

„Natürlich“, dachte Yanis, und stieß ein paar Ausdrücke aus, die Lorns Mimik nach für si*en nicht grundsätzlich neu waren, mit denen si*er aber in dieser Situation so nicht gerechnet hatte.

Lorn blinzelte mit einer gehobenen Augenbraue misstrauisch-besorgt zu ihr auf.

„Alles in Ordnung?“ fragte si*er.

„Kann ... Kanns-kannst du bitte ... bitte mal einen Moment rausgehen?“, fragte Yanis zurück.

„Name?“

„Styri von Niederangen“, antwortete Laia, und fügte auf den empört-misstrauischen Blick der Person hinter dem Tisch sofort hinzu: „Nicht ich! Wir wollen zu ihr! Ich bin eine Agentin der Freifrau von Berleningen, für die sie an dem Turnier teilnimmt.“

„Und wer ist si*er?“, fragte ihr Gegenüber.

„Meine Begleitung, was geht Euch das an? Wo finden wir sie?“

Laia hatte die Erfahrung gemacht, dass es oft genügte, sich wie eine ranghöhere Person aufzuführen, um als solche anerkannt zu werden.

Zumindest diesmal klappte es.

„Dort entlang, den Flur hinunter, die Treppe hoch, rechts und dann die zweite Tür links.“

„Danke!“

Während sie den Anweisungen der Person hinter dem Tisch folgten, sagte Laias Begleitung, die sich zwischenzeitlich mit dem wahrscheinlich nicht ganz echten Namen Srechz vorgestellt hatte: „Ich könnte mir vorstellen, dass du jetzt denkst, dass deine Freundin denkwortwendig in der Lage sein müsste, dich vor mir zu beschützen, weil ich sie ja holen soll, um eine Shiu’Hzim zu besiegen, die für uns andere zu gefährlich ist.“

„Ach ja?“, meinte Laia, mit nicht völlig unbeabsichtigter Unverbindlichkeit.

„Das wäre ein Fehler.“

„Ach?“

„Ich habe die Armbrust noch griffbereit. Ich bin sehr geübt damit. Und ich habe das Thema angesprochen, um dich darauf hinzuweisen, dass ich sie benutzen werde, wenn du zum Beispiel auffällig hastige Bewegungen machen solltest, oder dich zu weit von mir entfernst, oder deiner Freundin irgendwelche Zeichen gibst.“

„Oh“, sagte Laia. „Das ist ... ein guter Hinweis. Danke. Wie weit ist denn zu weit?“

„Das entschiede ich im Einzelfall nach Gesamtschau der Situation.“

„Ah ... Und ... Dir ist klar, dass sie dich dann trotzdem in noch kleinere, handlichere Teile zerschneiden wird, als man für möglich hält, wenn man dich so sieht?“

„Ich bevorzuge es, Probleme eines nach dem anderen zu konfrontieren.“

„Vernünftig. Schätze ich.“

„Ich tue mein Bestes.“

Die beiden hatten das Ende der Treppe erreicht, und Laia sah ungefähr vor der beschriebenen Tür eine sehr junge Person stehen, die mit einem Korb in der Hand auf irgendetwas zu warten schien und vor allem durch eine erstaunlich voluminöse schwarze struppige Haartracht auffiel. Die Haare fügten fast noch mal einen vollen Kopf zu si*erer Höhe hinzu.

Aber erst einmal fiel Laia noch etwas anderes auf:

„Was ist das für ein Lärm?“

„Es klingt, als fände ein Kampf statt“, sagte Srechz. „Aber das Turnier hat noch gar nicht begonnen ...“

„Si*er hat gesagt, ich soll draußen warten!“, rief ihnen das Kind entgegen.

Si*er klang defensiv, rechtfertigend, als würde si*er damit rechnen, gescholten zu werden.

Laia wirkte eventuell mit ihrer jetzt schon viele Tage langen Erfahrung viel mehr wie eine echte Agentin des Adels, als sie für möglich gehalten hätte ...

„Warum?“, fragte Laia. „Wer ist da drin mit ihr?“

„Niemand“, antwortete das Kind. „Ich glaube ... Sie ist einfach ziemlich sauer?“

„Warum?“, fragte Laia noch einmal.

Das Kind zuckte die Schultern.

„Ich weiß auch nicht. Ich hab ihr nur die Zeremonie erklärt, mit der das Turnier eröffnet werden soll, und sie hat geflucht und mich rausgeschickt!“

Si*er klang immer noch, als empfände si*er das Ganze mehr als ein Verhör denn als einen Informationsaustausch unter Gleichen.

Laia entschied sich zunächst dagegen, diesen Irrtum aufzuklären. ‚Wer weiß, wofür’s gut ist?‘

„Ist die Tür verschlossen?“, fragte Srechz.

„Nein. Geht gerne rein, wenn Ihr wollt“, antwortete das Kind.

„Ist deine Freundin gefährlich?“

Laia lachte auf.

„Du weißt noch, über wen wir reden, und warum ihr sie haben wollt?“

Srechz' Nickhäute flackerten ein paar Mal hinab und wieder hinauf, und sie öffnete ihren Mund in einer Art Gähnen, das vielleicht auch Drohgeste war, oder irgendeine andere Art von Mimik, die Laia gerade nicht deuten konnte.

„Ich meinte, ob sie zu situationsunangepasster Gewalttätigkeit neigt.“

„Ist mir bisher eigentlich nicht aufgefallen“, antwortete Laia, „Aber sie mag mich, und wer weiß schon, was Ordenskrieger*innen für situationsangepasst halten?“

Noch mal die Gähngeste.

„Bitte öffne die Tür!“

„Ist das eine Repetierarmbrust?!“, rief das Kind begeistert. „Darf ich sie mal sehen?“

„Bitte halte Abstand“, sagte Srechz. „Du darfst sie sehen, aber fass sie nicht an. Laia, bitte öffne die Tür.“

Laia seufzte, trottete zur Tür, klopfte, und öffnete sie vorsichtig.

„Hallo, ich bins!“, rief sie dabei zaghaft in den Raum. „Alles in Ordnung?“

Die Kriegerin stand in der kleinen Kammer hinter der Tür, oder zumindest nahm Laia an, dass sie es sein musste. Sie konnte nicht völlig sicher sein, denn sie trug jetzt ein Kettenhemd und einen Helm mit Kettenhaube, die ihr Gesicht völlig verbarg. Aber anhand der Statur, der Haltung und Spuren von Stimme, die in ihrem Schnaufen zu hören waren, war Laia sich ziemlich sicher.

Neben der Kriegerin befanden sich in dem Raum noch die zersplitterten Überreste irgendeines hölzernen Möbels und die Scherben eines tönernen Kruges, sowie ein Wasserfleck auf dem Steinboden, da, wo er gestanden hatte.

„Laia?“ fragte die Kriegerin erschrocken, und jetzt war Laia sich völlig sicher, dass sie es war.

„Ich hab mich doch gar nicht so sehr verändert, denk ich!“

Die mächtigen Schultern der Kriegerin hoben und senkten sich unter dem Kettenhemd, während sie immer noch keuchte, vielleicht nicht nur vor körperlicher Anstrengung, schien es Laia.

„Können wir das mit der Umarmung vielleicht noch mal versuchen?“, fragte die Kriegerin.

„Nein!“, bellte Srechz sofort. „Keine Umarmung.“

Laia zuckte zusammen und blieb stocksteif in der Tür stehen. Sie hatte die Armbrust nicht vergessen.

Sie konnte Yanis' Mimik nicht deuten, weil das Gesicht der Kriegerin hinter der Kettenhaube verborgen war, aber die Kriegerin legte den Kopf etwas schief und Laia stellte sich zu ihrer Stimme eine gehobene Augenbraue vor.

„Wer ... ist das?“

„Bisschen kompliziert zu erklären“, antwortete Laia. „Also ... Kurzfassung: Diese andere Hzim, die dir folgt, hat offenbar ein paar Leute verprügelt, die zu einer Organisation gehören, die jetzt wiederum dich anheuern will, um -“

„Hat sie schon“, sagte Yanis überrascht.

„Wie jetzt, hat sie schon?“

„Zwei Freund*innen von deinem*r Freund*in sind si*er schon zuvorgekommen. Ich hab ihnen schon zugesagt, dass ich ihnen helfe.“

Laia drehte sich unsicher zu Srechz um.

„Und nun?“

„Wie hießen die beiden?“, fragte Srechz zurück.

Yanis lachte auf.

„Was weiß ich denn? Yatum und Holnar, oder so? Komm rein, dann können wir das genauer besprechen.“

Srechz machte wieder diese gähnende Geste und blinzelte dreimal nacheinander mit si*eren Nickhäuten.

„Ich denke, ich ziehe es vor, hier draußen zu bleiben.“

„Bedroht si*er dich?“, fragte Yanis Laia.

Laia schaute wieder fragend zu Srechz. Das schien der Kriegerin als Antwort zu genügen.

Yanis stapfte zur Tür.

„Komm zurück, näher zu mir“, sagte Srechz zu Laia.

Sie tat es.

Srechz begann hinter ihr eine Bewegung – und hielt in ihr inne, als Yanis in der Tür stand und sagte:

„Heb die Armbrust noch einen Fingerbreit weiter und du verlierst die Hand. Ich habe heute wirklich keine Geduld mehr übrig, also provozier mich nicht. Das hier“, sie klopfte auf die Scheide an ihrem Gürtel, „ist nur ein Turnierschwert, aber glaub mir ruhig, dass ich einen Weg finde, es in deinen Schädel zu bugsieren, wenn ich es drauf anlege.“

Laia hatte keine Ahnung, ob sie vor Angst zittern, erleichtert seufzen, oder hämisch grinsen sollte, weil Srechz sich die Situation offensichtlich anders vorgestellt hatte.

„Ich bin geübt im Umgang mit der Armbrust“, antwortete si*er nach kurzem Zögern. „Ich kann schnell genug einen Bolzen in den Rücken deiner Freund ... bugsieren, wenn ich mich von dir bedroht fühle. Und ich fühle mich gerade ziemlich bedroht.“

„Ich würd's nicht drauf ankommen lassen, wenn ich du wäre“, erwiderte Yanis, „Allein schon, weil du eh schon hast, was du wolltest. Ich werd's machen. Ich kümmerge mich um eure kleine Peinlichkeit. Ist alles schon besprochen. Deine zwei Mitverschwörer*innen, oder was ihr seid, sind schon wieder zufrieden abgezogen, mit

allen Armen und Beinen intakt, ohne ein einziges Turnierschwert im Schädel. Sei wie deine zwei Mitverschwörer*innen.“

Laia wagte nicht mehr, sich zu Srechz umzudrehen und konnte deshalb si*ere Mimik nicht erkennen. Yanis trat noch zwei Schritte vor, die Hand auf dem Knauf des Turnierschwertes, den Blick fest auf Srechz' Hand.

Laia wünschte sich so sehr, dass diese beiden jetzt nicht unbedingt mit ihr diesen miesen Wettbewerb darum machen würden, wer von ihnen di*er fiesere und gefährlichere Gewalttäter*in war, während sie dazwischen stand, aber sie wusste nicht so richtig, wie sei diesen Wunsch jetzt auf eine Weise äußern konnte, der ihr helfen würde.

„Hör auf mich“, sagte Yanis. „Du bist hier, weil du weißt, was ich bin. Ich bin sicher, dass du toll mit der Armbrust schießen kannst. Bestimmt kannst du auch noch ganz viele andere Dinge sehr gut. Was auch immer ihr macht in eurem Verein. Ich kann nur eine Sache. Du weißt das. Ich würd nicht auf mich hören, wenns darum geht, wie viel Schutzgeld für eine Kneipe angemessen ist oder wie viele Schafe ein*e Bäuer*in entbehren kann, oder so. Aber wenn die Frage ist, wie viele Finger ich dir in wie kurzer Zeit brechen kann oder wie schnell ich alle Bolzen, die du in dem Magazin hast, in deinen Körperöffnungen verschwinden lassen kann, dann solltest du mir unbedingt vertrauen.“

Laia hörte Srechz hinter sich atmen, hörte eine Bewegung und stellte sich für einen Bruchteil einer Sekunde auf schlimme Schmerzen ein – bis sie sah, wie Yanis' Haltung sich subtil, aber sichtbar entspannte.

„Danke“, sagte Yanis sehr kühl und geschäftsmäßig, im selben Moment, in dem Laia erleichtert und erschöpft „Danke!“ seufzte.

Sie wusste nicht mal ganz genau, zu wem sie es sagte.

Di*er Schlagetot ließ die Hand sinken, und Yanis spürte zugleich eine seltsame Scham und eine große Genugtuung und Freude in sich aufsteigen.

Das war sehr gut gelaufen. Sie war sehr zufrieden mit ihrem Auftreten, hatte sich nach dem eher blamablen Einstieg mit den zerschlagenen Möbeln von ihrer besten Seite gezeigt und di*er Gegner*in hatte sich tatsächlich einschüchtern lassen. Yanis war alles andere als schlagfertig, aber diesmal fand sie, treffende Worte gefunden zu haben, und der Erfolg gab ihr Recht.

Laia war vorerst in Sicherheit. Und Shiu wusste, sie freute sich zurzeit über jedes Erfolgserlebnis, das sie kriegen konnte.

Andererseits war da die Scham, nicht nur weil Laia die Spuren ihres Wutausbruches gesehen hatte, sondern vor allem, weil ihr erster Gedanke im Angesicht der Gefahr daran gewesen war, dass das ihre Chance war, Laia zu zeigen, wie beeindruckend furchtlos und stark sie war. Dass das ihre Chance war, Laia zu retten. Dass Laia ihr gewiss dankbar sein musste, und erkennen ... was sie an ihr haben könnte.

Und natürlich war da auch Unsicherheit, ob sie übertrieben hatte, und Laia vielleicht eher mit einem Gefühl von ‚Oah, warum spielt die sich so auf, ist das peinlich‘ zugeschaut hatte statt mit der Bewunderung, auf die Yanis insgeheim hoffte, und

natürlich trug dieser Gedanke allein auch schon zu ihrer Scham bei, denn was gab es Beschämenderes, als auf Bewunderung zu hoffen?

„Du bist hier, weil du weißt, was ich bin.“ ... dann solltest du mir unbedingt vertrauen.“

Wie gerngroß das wohl geklungen haben musste?

Und jetzt stand sie da, und di*er Schlagetot, Laya und di*er Knapp*in schauten sie an und warteten darauf, was sie als Nächstes tun würde.

Sie überlegte ernsthaft, noch einmal die Umarmung vorzuschlagen, weil sie sie wirklich hätte gebrauchen können, aber sie wagte es nicht. Nicht vor den zwei Fremden, aber wenn sie ganz ehrlich vor sich selbst war, musste sie zugeben, dass sie wahrscheinlich den Mut auch dann nicht mehr aufgebracht hätte, wenn sie mit Laia allein gewesen wäre.

Und das war doch eigentlich schon ihre Antwort auf die Frage, wie diese Situation in der Summe ausging: Großmäulig und furchtlos war sie, wenn andere in Gefahr waren und sie wusste, dass sie überlegen war. Aber wenn es wirklich um etwas ging, wenn sie wirklich verletzlich sein sollte, dann kniff sie.

War das der Grund, warum die Agentin dier Baron*in nichts von ihr wissen wollte?

Yanis seufzte und beschloss, erst einmal nicht weiter in die Richtung zu denken. War keine gute Gelegenheit gerade.

„Nachdem wir das geklärt hätten“, sagte sie so fest und souverän, wie sie konnte, „Ich müsste einmal was mit dir besprechen, am besten unter vier Augen.“

Laia nickte.

„Kein Problem. Gleich hier drin?“

„Gerne.“

Die beiden schlossen die Tür hinter sich und ließen di*en Schlagetot mit nicht lesbarem Gesichtsausdruck und di*en Knapp*in mit vager Frustration und Ratlosigkeit davor zurück.

Yanis sagte: „Ich kann an dem Turnier nicht teilnehmen“, während gleichzeitig Laia sagte: „Du kannst an dem Turnier nicht teilnehmen.“

„Was?“, sagten beide gleichzeitig.

„Das muss aufhören, das ist furchtbar lächerlich“, sagte Laia.

Yanis nickte und zeigte auf sie.

„Du zuerst. Was meinst du, ich kann nicht teilnehmen?“

Laia schaute zu Boden und zuckte mit den Schultern.

„Nein, schon gut, fang du ruhig an. Ist es wegen dieser Organisation, oder warum meinst du ...?“

„Ach, sag du ruhig erst mal, was du meinst“, widersprach Yanis, und fügte hinzu: „Immerhin arbeite ich ja für euch!“

Ihr Lächeln brachte teils eine freundlich-hoffnungsvolle Relativierung des in dem Satz enthaltenen hierarchischen Transaktionsverhältnis zum Ausdruck, teils den Stolz darauf, dass ihr das Argument eingefallen war.

„Ach ...“, sagte Laia, schaute zu ihr auf und grinste. „Eigentlich sind wir doch fast Freund*innen, was?“

Jetzt wurde sogar Yanis fast ein bisschen misstrauisch.

„Wir brauchen dich im Schloss“, sagte Laia schließlich. „Wir haben mit der Gräfin gesprochen und eine Lösung gefunden. Aber du musst uns helfen.“

Yanis blinzelte Laia verunsichert an.

„Wie? Wenn ihr schon alles geklärt habt ... Was kann ich denn dann noch tun?“

„Sie will deine Geschichte von dir hören“, antwortete Laia. „Das ist ... Diese andere Hzim ist da, und die Gräfin will dir helfen und einen Kompromiss finden, und dafür will sie mit dir sprechen. Sie glaubt, dass sie was aushandeln kann.“

Yanis' Hals schnürte sich zu, während gleichzeitig ihr Atem schneller zu gehen versuchte.

„Du meinst ...“

Und dann wusste sie nicht mehr weiter.

Hoffnung ließ ihr Herz rasen und trieb nervösen Schweiß auf ihre Stirn, aber jetzt, da sie sie in eine Frage zu fassen versuchte, wurde ihr klar, dass sie gar nicht wusste, was sie eigentlich hoffte.

Ihr erster Gedanke war gewesen, wieder nach Yeshaga zurückzukehren. Eine volle Amnestie. Eine zweite Chance.

Aber wollte sie das überhaupt noch?

Wollte sie zurück zu Icara, die sie vergiftet hatte, und sie jetzt jagte? Wollte sie zurück zu einer Kommandantin, die ihr wahrscheinlich noch nicht ganz verziehen hatte, dass sie sie vom Wachturm gestoßen hatte?

Sie vermisste das Gefühl, einen Zweck zu haben, zu etwas Größerem zu gehören, Shiu zu dienen und sich nie fragen zu müssen, wofür das alles.

Aber sie vermisste Yeshaga nicht mehr.

Außerdem war die Frage aber auch müßig. Yeshaga würde sie nicht zurücknehmen. Die Gräfin konnte Heshija ihr ganzes Schloss schenken, die Hzim würden keine Deserteurin in ihren Reihen dulden.

Und das war Yanis jetzt in den Augen des Ordens.

Was dann?

Freiheit?

Wovon? Wofür? Womit?

Yanis hatte versucht, nicht zu sehr darüber nachzudenken, aber wenn diese Mission zu Ende war – und das wäre sie dann ja – war sie zu Ende.

Was dann?

Dann stand sie wieder alleine. Ohne Zweck, ohne Mission, ohne Kamerad*innen. Nicht mal mehr die Flucht würde sie haben, die zwar die wahrscheinlich armseligste denkbare Mission war, aber immerhin etwas, wofür sie kämpfen konnte.

Worauf konnte sie also hoffen?

Worüber konnte sie sich freuen?

„Was meinst du?“, fragte sie also schließlich.

„Naja, dass sie dich ... begnadigen, schätze ich? Hat sie so genau nicht gesagt. Dass sie halt aufhören, dich zu jagen, und du nicht länger weglaufen musst.“

Yanis kniff zusammen, was von ihren Lippen übrig war, und nickte langsam.

Eigentlich war das doch gut.

Aber ...

Was dann?

Ihr graute so sehr vor dem ‚Was dann?‘.

„Oh“, antwortete sie.

Laias zaghaftes Lächeln wich einem verwirrten Stirnrunzeln.

„Nicht gut?“, fragte die Agentin.

„Naja, doch, natürlich. Ich weiß nur nicht ... Ich schätze, es hat mich daran erinnert, dass ich keine Pläne habe. Und auch sonst nichts, eigentlich. Weil Yeshaga alles war, was ich hatte. Aber ja. Ist gut. Ich freue mich bestimmt bald. Ich muss es nur erst einmal verarbeiten und ... all die Möglichkeiten irgendwie ... verstehen.“

Möglichkeiten, wie zum Beispiel:

Wie ehrenhaft und held*innenmutig konnte man verhungern?

Hatte sie wenig genug Selbstachtung, um sich als Söldnerin zu verdingen, oder vielleicht als was auch immer diese Figur war, die Laia her begleitet hatte?

Wenn sie in Ikrezias Hütte einbrach, wie viele weitere von den Pastillen würde sie dort stehlen können, und welchen Grund gab es noch, nicht einfach alle auf einmal zu nehmen?

Konnte sie sich selbst töten und es so sehr wie einen Unfall aussehen lassen, dass Shiu sie dafür nicht verurteilen würde?

So viele Möglichkeiten.

Laias Lächeln flackerte wieder ein bisschen auf, und Yanis schämte sich so sehr dafür, wie hündisch dankbar sie für dieses kleine Zeichen von Zuneigung und Freundschaft jetzt war, und wie hoch sofort die Hoffnung in ihr schlug, dass sie vielleicht

...

„Nein.“

Nein, Yanis.

Denk nicht dran.

Denk nicht drüber nach.

Weil du so ein naives Kalb bist, dass du es sonst wirklich hoffst und glaubst, und wenn du erst mal so weit bist, kommt es dir plötzlich gar nicht mehr so abwegig und verächtlich vor, zu fragen, und wenn du erst einmal so weit bist, zu fragen, was hält dich dann eigentlich noch davon ab, vor ihr auf die Knie zu fallen und zu schluchzen und zu weinen und sie anzuflehen, dich nicht alleine zu lassen, weil du sie doch so sehr brauchst und so sehr liebst, diese Person, die du seit ein paar Tagen ... nicht mal richtig kennst, und für die du nichts bist als ein Paar hoffentlich starker Arme und ein Rücken, der hoffentlich ordentlich Prügel aushält, und die für dich nichts ist als ein hübsches Gesicht und halt eine der wenigen freundlichen Leute, die dir begegnet ist, seit alles zusammengebrochen ist, oder eigentlich ... überhaupt?

Also denk lieber nicht drüber nach. Mach dir keine Hoffnung. Sei die starken Arme, sei der zähe Rücken, mach dich gerade und marschier, wohin sie zeigt.

Das kannst du doch.

Weich werden kannst du immer noch, wenn niemand mehr da ist, der dafür den Respekt vor dir verlieren könnte.’

„Ach ich bin sicher, wir finden da was“, sagte Laia.

Yanis bot all ihre Kräfte auf und ihre nicht unbeträchtliche Disziplin und alle ihre Fähigkeiten zur Selbstgeißelung, um so etwas wie ein Lächeln auf ihre zitternden, zuckenden Mundwinkel zu zwingen, bis ihr einfiel, dass Laia es eh unter der Kettenhaube nicht sehen konnte.

Dann schniefte sie einfach nur noch einmal – eine völlig sinnlose Geste, seit sie keine Nase mehr hatte, zu der sie sich aber umso öfter reflexhaft gezwungen fühlte –, nickte und streckte den hoffentlich starken Rücken.

„Ja“, antwortete sie. „Natürlich. Komm, lass uns gehen. Auf in die Freiheit, hm?“

„Das ist die richtige Einstellung!“, sagte Laia.

Das Turnier zog offenbar wirklich viel Publikum an. Laia und Yanis musste sich streckenweise durch die Menschenmassen schieben, die sich in den Straßen zwischen jonglierenden Gaukler*innen, tanzenden Bär*innen, Lindwürmern und Riesenhörnchen, verschiedensten laut angepriesenen Köstlichkeiten angeblich aus fernen Ländern und natürlich Waffen- und Souvenir-Händler*innen tummelten.

Zum Glück bot die hochgewachsene breitschultrige Kriegerin mit ihrer Kettenrüstung einen imposanten Anblick, der die Menge oft ohne Widerstand ein Stück zurückweichen und Raum geben ließ, wenn sie sich einen Weg zu bahnen versuchten.

„Aber warum meinstest du denn jetzt eigentlich, dass du nicht am Turnier teilnehmen kannst?“, fragte Laia.

„Jaaaa“, antwortete die Kriegerin. „Das ... Ach, nichts. Ich war nur kurz nervös und unsicher und ... wegen der vielen Waffen und wegen des Schlachtrosses. Di*er Knapp*in hat so viele Wettkämpfe aufgezählt, für die ich einfach nicht ausgerüstet war. Das war es nur. Ich meinte nur ... falls der Baron*in die Ausrüstung nicht besorgen kann. Ich hatte mit ihm schon mal über das Pferd gesprochen, und ... Naja, jedenfalls hätten wir das bestimmt irgendwie hinbekommen. Hätte ich klarer sagen sollen. Mein Fehler.“

Laia sah mit zusammengekniffenen Augen zu dem Kettengewirk auf, hinter dem sich ihr Gesicht verbarg, solange es in dem Gedränge ging.

„Du musst das mit dem Lügen wirklich üben. Das ist ja schlimm.“

„Ich hab doch gar nicht ...“, antwortete die Kriegerin, aber falls sie noch mehr sagte, wurde sie ab diesem Punkt zu leise, um über dem Gemurmel der Menge und den Schreien der Marketender*innen noch hörbar zu sein.

Laia lächelte und nickte.

Kein Grund, jetzt mit sinnlosen Vorwürfen die eine Person zu provozieren, von der so ziemlich alles abhing, was Laia und Aki geplant hatten.

Ihr wurde ein bisschen warm unter dem Kragen, als sie darüber nachdachte, was sie schon mit diesem gar nicht so ernst gemeinten Hinweis riskiert hatte.

Die Kriegerin war offensichtlich gerade nicht in der besten Laune, und wenn sie jetzt entschied, einfach genug zu haben und wegzugehen, dann konnte Laia sie nicht aufhalten, und die Gräfin würde Aki niemals freilassen. Vielleicht würden sie sogar beide einfach sterben.

Zum Glück schien die Kriegerin doch noch ein bisschen Geduld zu haben.

Laia nahm sich vor, sich von jetzt an besser zusammenzureißen.

„Ich hab doch gar nicht gelogen“, murmelte Yanis, mit jedem Wort ein bisschen kleinlauter.

„Oh alle Götter du Schaf du Kuh du Wurm du unfassbar unwürdige unehrliche schwache Person!“

Yanis schaffte es gerade noch, nicht vor Wut zu schreien, auf und ab zu springen und um sich zu schlagen.

„Was glaubst du denn, was passiert, wenn du sie nicht nur anlügst, sondern es auch noch auf so offensichtliche Weise machst, dass sie es nicht mal hinkriegt, aus

Höflichkeit so zu tun, als würde sie dir glauben? Was glaubst du, was du damit besser machst?'

Dabei wäre es so einfach gewesen.

Sogar ohne zu wissen, wie sie es erklären sollte, hätte sie einfach sagen können, dass sie noch nicht so weit war, es zu erklären. Das wäre immer noch besser gewesen.

Und sie hatte danach nicht mal wirklich sagen wollen, dass sie nicht gelogen hatte.

Sie hatte das ganz anders gemeint.

Sie hatte mehr so etwas gemeint wie ‚Ja, hast Recht, das hat so nicht gestimmt, aber ich habs nicht gesagt, um dich zu täuschen, ich habs nur irgendwie nicht geschafft, wirklich zu sagen, was ich denke, und wenn du sagst, ich hätte gelogen, klingt das so, als wollte ich dich absichtlich verschaukeln, und das stimmt nicht, ich will so gerne mit dir reden, über alles, und ich will, dass du mich verstehst und‘ OH HIMMEL sogar in ihren idealisierten Gesprächen in ihren Gedanken war sie peinlich und würdelos, wie hatte sie jemals gedacht, sie könnte eine Heldin werden, die andere inspirierte?

Und jetzt war der Moment vorbei.

Sie hätte es direkt danach sogar noch sagen können.

Aber jetzt nicht mehr.

Es jetzt noch zu sagen, wäre völlig unsinnig.

Oder?

Es war so furchtbar, wie sie zögerte und zweifelte, während es mit jedem Herzschlag Zögern und Zweifeln schwerer wurde, zu tun, wovon sie doch eigentlich wusste, dass sie es wollte.

Dass es richtig wäre.

Aber sie konnte jetzt hier mitten auf der Straße nicht so ein Gespräch anfangen. Sie konnte nicht jetzt hier vor all diesen Passant*innen und Schausteller*innen Händler*innen zusammenbrechen, während sie auf dem Weg zu einer Gräfin waren, die die Agentin und die Magier*in offenbar irgendwie überredet hatten, sich für Yanis einzusetzen. Was würde Laia von ihr denken?

Sie war nicht stolz darauf, aber alles, was Yanis noch hatte, war das Vertrauen dieser beiden Leute, die offenbar sogar bereit waren, ihr zu helfen. und sie hatte den Verdacht, dass es nicht mehr besonders viel Vertrauen sein konnte.

Nicht nach ihrem Auftritt gestern Abend.

Und sie hatte ihnen noch nicht mal erzählt, dass sie sich das Geld für den Helm von zwei Mitgliedern einer kriminellen Vereinigung geliehen hatte.

Sie konnte froh sein, dass die Agentin sie noch nicht einfach rausgeworfen hatte.

Zum Glück schien sie noch ein bisschen Geduld übrig zu haben.

Yanis nahm sich vor, sich von jetzt an besser zusammenzureißen.

Laia konnte besser lügen als die Kriegerin, auch wenn das wirklich nicht viel hieß. Aber höfliche leichte Gespräche zur Auflockerung angespannter Situationen waren auch ihre Stärke nicht.

Dennoch hatte sie das Gefühl, den Rest des Weges nicht einfach schweigend zurücklegen zu können, und suchte deshalb ein möglichst unverfängliches Thema.

Ihr fiel dabei ein, dass die Hzim jetzt eigentlich keinen Grund mehr hatte, ihr Gesicht immer noch zu verbergen. Aber sie hatte Angst, dass es wie Besserwisserei oder Tadel rüberkommen würde, wenn sie es jetzt ansprach, deswegen versuchte sie es zuerst mit etwas anderem.

„Was ... Was isst du eigentlich am liebsten ... Yanis?“, fragte sie, und schob noch ein verlegenes Lachen nach, weil es sich dann doch merkwürdig anfühlte, den Namen der Kriegerin so ans Satzende zu hängen. Sie hatte eigentlich auf einen anderen Effekt gehofft, und der Satz hatte sich ohne irgendwie noch zu ... nackt angefühlt, aber dann hatte sie den Namen ausgesprochen, und das war jetzt auch eher gezwungen als entspannt.

„Verdammt Laia, du bist zu unsicher, deshalb denkst du zu viel drüber nach, und versuchst es zu sehr, und so kann das ja nichts werden. Atmen, entspannen, einfach mit ihr reden wie mit so einem Menschen, an dem nicht dein und Akis Leben hängt, der dich nicht einfach aufheben und in zwei Hälften reißen könnte. Das muss doch gehen.“

„Was ich am liebsten esse?“, antwortete die Kriegerin, als hätte Laia sie gerade gefragt, ob sie einen Liebblingselefanten hatte.

Verflixt, das war doch nun wirklich kein abwegiges Thema für belanglose Unterhaltungen, oder?

„Ja. Mir ist aufgefallen, dass ich keine Ahnung habe, was du magst. Die Linsenpfanne in Akis Stadtvilla schien dir zu schmecken. Aber ... ich vermute, du hattest auch einfach Hunger? Deshalb bin ich mir nicht so sicher ...“ Sie verstummte. Die Erklärung hatte es nicht unbedingt besser gemacht, und manchmal war es besser, einen Gedanken nicht zu Ende auszusprechen, wenn er nichts Gutes mehr beizutragen hatte.

Es wurde nicht einfacher dadurch, dass sie den Gesichtsausdruck der Kriegerin hinter dem verflixten Kettending nicht einmal erahnen konnte. Ob sie ihr vielleicht doch sagen sollte ...?

„Die Linsenpfanne war wirklich gut“, antwortete Yanis.

Na, immerhin.

Und sie führte ihre Antwort sogar noch weiter aus: „Ich würde aber nicht sagen, dass ich Linsen allgemein am liebsten esse. Ich ... Ich weiß gar nicht so richtig, glaub ich. Ich mochte in Yeshaga sogar den Haferbrei ganz gerne? Mit Butter und Salz.“

Laia war in Versuchung, eine freundlich-neckische Bemerkung über diese eigenwillige Kombination zu machen, entschied sich aber im letzten Moment dagegen und drehte ihr Lachen noch in ein unzweideutig freundliches.

„Keine Ahnung, ob ich da einem Klischee auf den Leim gehe, aber ich stelle mir vor, dass du da öfter Gelegenheit hattest, dich zu freuen?“

Vielleicht erklang da ein Antwortlachen unter dem Helm.

„Haferbrei gab es oft. Aber ich hatte nicht immer genug Butter und Salz dazu. Und Icara hat sich immer drüber lustig gemacht, deshalb wollte ich nicht extra aufstehen, um mehr zu holen, weil ...“ Die Kriegerin seufzte. „Es war schon eine ganze Weile diese Art Freundschaft, und ich habs eigentlich bis zum Schluss nicht mal richtig gemerkt? Wie kann denn das passieren?“

Laia blinzelte unsicher.

Was war aus ihrer harmlosen kleinen Plauderei über Haferbrei geworden? Die hatte doch ganz vielversprechend angefangen.

„Icara war eine Freundin von dir?“, fragte sie, erleichtert über eine Möglichkeit, das Gespräch fortzuführen, ohne sich konkret inhaltlich dazu äußern zu müssen.

Die Kriegerin nickte.

„Eine sehr ... gute Freundin. Wir standen uns sehr nahe. Sie war eine der Shiu'Hzim, die mich zum Fluss gejagt haben.“

„Oh“, machte Laia, und fragte sich, ob das jetzt ein sehr ungünstiger Zeitpunkt wäre, sowas zu fragen wie: ‚... und außer Haferbrei? Sonst noch was?‘

‚Die Linsenpfanne war wirklich gut.‘ Alle Gött*innen, hatte sie das wirklich gesagt?

Und dann das mit Icara.

Was hatte sie sich denn dabei gedacht?

Die Agentin der Magier*in wusste nicht mal, wer Icara war, und Yanis fing mit ihr ein Gespräch über die Beziehung zu ihr an, nur weil sie sie nach ihrem Lieblingsessen gefragt hatte, die arme.

Und ... Haferbrei?

Haferbrei?

Was war denn eigentlich mit ihr los, dass sie dachte, das wäre eine akzeptable Antwort, wenn die Person, in die sie jetzt gerade in der schlimmsten Zeit ihres Lebens verschossen war und die eigentlich, wenn sie sich mal erinnerte, der einzige Mensch auf der Welt war, der je wirklich freundlich zu ihr gewesen war, sie fragte, was sie gerne aß?

HAFERBREI?

Yanis hatte keine besonderen Chancen mehr, die größte Heldin in der Geschichte des Ordens zu werden, aber auf einen Platz auf der Treppe der stoffeligsten und unbeholfensten Held*innen aller Zeiten hatte sie vielleicht noch Aussicht.

Haferbrei ...

„Tut mir leid“, sagte sie. „Jetzt hab ich uns ganz von deiner Frage weggebracht. Wollte dich nicht vollheulen, entschuldige bitte.“

„Ach, du hast doch nicht ...“

„Schon gut!“

‚Musstest du sie jetzt unbedingt so rüde abschneiden? Egal, zu spät, jetzt ist es passiert. Weiter. Dir wird doch wohl irgendwas Interessantes einfallen, was du gerne isst. Irgendwas. Komm schon. Was anderes als shiuverdammter HAFERBREI, um Himmels Willen, versuchs einfach, du schaffst das!‘

„Wir hatten mal ein Festessen nach dem Sieg in Hüstoia. Da gab es ... so ein Gemüse, ich hab den Namen vergessen, aber es war so länglich und gelb, und die Köch*innen hatten es mit irgendeinem Käse gefüllt. Das war sehr lecker. In dem Käse war noch irgendein Getreide, glaube ich, aber ...“

‚YANIS! Erzählst du ihr gerade im Ernst von einem Gericht, bei dem du von keinem einzigen Bestandteil mehr weißt, was er war? Willst du, dass sie dich für den drögsten Menschen auf der ganzen Welt hält, ist es das? Willst du, dass sie dich gleich hier stehen lässt, weil sie endlich einsieht, dass wirklich keine Hoffnung für dich besteht?‘

„Klingt wirklich köstlich!“, sagte die Agentin.

Yanis lachte.

„Du lügst jedenfalls viel besser als ich!“

Sie sagte es, so nett sie konnte, und zog ihre Mundwinkel dabei ganz weit nach oben, damit das Lächeln wirklich nicht überhören war, aber sie fragt sich natürlich trotzdem sofort, ob das jetzt ...

Aber zu ihrer Erleichterung lachte Laia.

„Ich hab doch gar nicht ...“

„Also ...“, begann Aki unsicher, „Ihr seid ... reanimiert? Oder täusche ich mich? Ist es in Ordnung, wenn ich frage? Ich will nicht zudringlich sein, aber Ihr versteht sicherlich, professionelles Interesse. Und ich habe den Verdacht, dass Eure ... Hexis dämonische Ursachen hat, auf Basis Eures Auftretens gegenüber der Shiu'Hzim. Liege ich da richtig?“

Erusim Jachme schaute Aki mit einem Ausdruck an, der sich mit viel Wohlwollen als distanzierteres Interesse beschreiben ließe, antwortete aber nicht.

Die Shiu'Hzim, die Jachme gegenüber stand, stieß ein hämisches Lachen aus.

„Was auch immer eine Hexis ist, und wehe, du erklärst es mir jetzt, wenn diese Figur da nicht dämonisch ist, will ich eine Tenu-Priesterin sein. Was musst du da fragen?“

Akis Ketten klirrten leise, als sie sich zu ihr hin drehte, und sie Metallkragen begann, an einer etwas anderen Stelle zu zwicken.

„Habt Ihr Erfahrungen mit dämonischem Einfluss?“, fragte sie die Kriegerin.

Sie zuckte die Schultern und biss in die Melasine, die sie in der Rechten hielt. Saft lief über ihre Finger und ihr Kinn. Sie grinste ihn an und leckte sich lasziv mit einer sehr weiten Bewegung der Zunge über die Lippen und drumherum, so weit sie halt kam.

„Nicht dein Fall?“, fragte sie eher amüsiert als beleidigt, als Aki nur mit einem etwas peinlich berührten ratlos-höflichen Lächeln reagierte.

Sie zuckte leise klirrend die Schultern und verzog das Gesicht, als sich dabei ein Stück Haut zwischen Kragen und Ketten verklemmte.

Die Kriegerin verzog den Mund und neigte den Kopf zur Seite in einem ‚Na gut, dann eben nicht‘-Ausdruck und biss noch einmal ab, diesmal weniger ostentativ.

„Jednfalsch gehört das Ding ekschorschiert“, nuschelte sie um einen Mund voll Fruchtfleisch herum, schluckte, und fuhr fort: „Und ich würds auch machen, aber ... Ich bin eigentlich ganz zufrieden mit der Abmachung, die ich jetzt habe. Und die Gräfin scheint ihre Hausleiche behalten zu wollen. Vielleicht später.“

Sie fuhr mit einem Finger unter ihrem Kinn entlang, steckte ihn sich in den Mund und lutschte daran, wieder mit vielsagendem Blickkontakt.

„Du stehst einfach nicht auf heilige Kriegerinnen, kann das sein?“, fragte sie Aki, als sie wieder nur etwas betreten dreinschaute.

„Ist nichts Persönliches“, antwortete sie. „Vielleicht liegt's auch mehr an der Situation. Ich wäre aufgeschlossen, einen erneuten Versuch in einem entspannteren, romantischere Umfeld zu unternehmen? Wenn Ihr mich kurz losbinden würdet und bereit wärt zu einem Rendezvous irgendwo draußen, die Universität hat zum Beispiel ein paar exquisite Teleonische ...“

„Genug geschäkert“, unterbrach sie die Gräfin. „Wenn Ihr klebrige Flecken gleich welcher Art in meinem Teesalon hinterlasst, dann wischt Ihr sie auch wieder auf.“

Die Kriegerin grinste ein bisschen zögerlich.

„War das jetzt gerade ein Scherz über-“

„Und wenn Ihr meine Komentur beschädigt“, fuhr die Gräfin unberührt fort, „erwarte ich, dass Ihr den Schaden ersetzt. Eure Mutter dürfte davon nicht sehr erfreut sein. Gutes Personal ist rar und teuer.“

„Noch finde ich's lustig“, erwiderte die Shiu'Hzim, „Aber vergesst nicht die Grenzen Eurer Machtposition. Eure Hausleiche wird mir nicht nahe genug kommen, um Shius Gunst zu spüren, und die restlichen bäuerlichen Trampel, die Ihr in Rüstungen gesteckt habt, können es gerne versuchen. Ihr redet mit einer Shiu-konsekrierten Heiligen, vergesst das nicht.“

„Wir werden einfach beide unser Bestes tun, noch ein Stündchen auszuhalten, ohne unsere relativen Positionen zu vergessen“, erwiderte die Gräfin unbeeindruckt, aber auch mit einem auffälligen Mangel an Empörung oder Bedrohlichkeit.

Zum Glück blieb dafür weniger Gelegenheit, als sie erwartet hatte, denn die letzte Silbe des Satzes war noch nicht ganz verklungen, als die Tür sich öffnete und ein*e Domestik*in ankündigte:

„Laia Keftinger, Agentin der Baronie von Orenin, und Yanis von Yeshaga!“

Laia führte die Ordenskriegerin zum Schloss und durch das Tor.

Man mochte über die Gräfin und dieses untote Monstrum denken, was man wollte, sie schienen ihren Laden gut organisiert zu haben. Die Wachen wussten Bescheid und ließen sie ohne Fragen oder sonstige Verzögerung passieren, und eine der Wachpersonen begleitete sie sogar und führte sie zu dem Salon, in dem ihr Schicksal auf sie wartete.

Und die ganze Zeit konnte Laia an nichts anderes denken als daran, was für ein schlechter Mensch sie war und wie sorglos Yanis ihr zu vertrauen schien und wie sehr sie sich teilweise sogar freute über die Chance, die auf sie wartete, und wie gemein und niederträchtig das war, das auszunutzen, und Laia fühlte sich wirklich sehr schlecht, die ganze Zeit, aber ...

Was sollte sie denn machen?

„Viele Wachen“, bemerkte Yanis, als sie vor der doppelflügeligen Tür ankamen, hinter der die Gräfin auf sie wartete. Tatsächlich war in dem Raum nicht viel Platz außer einem kleinen Durchlass zur Tür, vor der aber auch zwei Wachen standen. Fast ein Dutzend Bewaffneter wartete darin und musterte mit individuell unterschiedlich aufgeteilten Mischungen aus Entschlossenheit, Warnung, Sorge und Neugier die beiden Neuankömmlinge. „Ist sie immer so übervorsichtig, oder hat sie das alles nur für mich vorbereitet?“

Laia grinste, und war sich selbst nicht sicher, wie sehr es ein Angstgrinsen war.

„Ich bin nicht ganz sicher, wie sehr sie sich auch Sorgen um ... deine ... Ex-Kameradin macht.“

Laia entschied, diese Gelegenheit zu ergreifen, und klopfte Yanis möglichst beiläufig aufmunternd-freundschaftlich auf den Rücken. Es war eine untypische Geste für sie, das wusste sie, aber ihr war kein unauffälligerer Weg eingefallen. Sie hatte kurz mit dem Gedanken gespielt, noch einmal auf die Umarmung zurückzukommen, aber dann entschieden, dass es Yanis vor den vielen Wachen vielleicht peinlich gewesen wäre. Und die Wachen mussten es sehen.

„Au!“, rief Yanis, mit wenig Schmerz und viel Überraschung. Reflexartig drehte sie den Kopf und sich selbst, konnte aber natürlich bei aller Kraft und Geschicklichkeit nicht ihren eigenen Rücken sehen. „Was war das?“

Laia schaute besorgt und tat so, als würde sie die Finger suchend über das Kettengeflecht gleiten lassen.

„Hier ist ein Glied aufgebogen!“, sagte sie. „Ich denke, das wird dich gepikt haben.“

Yanis, die immer noch ihren Helm trug, legte den Kopf schief und machte ein nachdenkliches Geräusch.

„Das ist mir nicht aufgefallen“, murmelte sie, zu Laias Erleichterung nicht skeptisch oder sogar anklagend, sondern eher so, als wäre es ihr selbst unangenehm, so einen Fehler gemacht zu haben. „Ich habe es vor dem Anziehen noch überprüft, wie Go... Naja.“

Laia zuckte die Schultern.

„Wir können alle mal was übersehen ...“, sagte sie.

„Offenbar ...“, stimmte Yanis nachdenklich zu.

„Können wir dann jetzt bitte durch?“, fragte Laia laut in den Raum, einfach um die Ordenskriegerin nicht doch noch misstrauisch zu machen, indem die Wachen einfach genau jetzt ohne weiteren Anlass zur Seite traten.

Die beiden vor der Tür machten Platz, eine*r von ihnen öffnete und kündigte sie an.

Sie traten ein.

Drinne warteten weniger Wachen, aber dafür die blonde Shiu'Hzim mit dem schönen, aber kalten Gesicht, die er Untote, die er Laia und Aki gefangen genommen hatte, und die Gräfin.

„Warum tragt Ihr Ketten?“, fragte Yanis verwirrt, als ihr Blick auf Aki fiel.

Die Magier*in lächelte tapfer und nur ein bisschen wehmütig.

„Denkt Euch nichts dabei“, antwortete sie. „Die Gräfin wollte nur sichergehen, dass ich sie nicht verlasse, bevor alles geklärt ist.“

„Habt Ihr in Euren Baracken nicht einmal gelernt, wie man eine Audienz betritt?“, fragte die Gräfin, während sie so gut sie konnte aus ihrer sitzenden Position heraus an ihrer Nase entlang auf Yanis herabzublicken versuchte.

Die Kriegerin dreht den Kopf in Richtung der Gräfin, zögerte kurz, und nahm dann schließlich ihren Helm ab.

Die Augen der Gräfin weiteten sich, und sie sog Luft zwischen den Zähnen ein, als sie Yanis' Gesicht sah.

Die andere Ordenskriegerin fand ganz plötzlich irgendetwas sehr Interessantes auf einer ihrer Stiefelspitzen.

„Besser so?“, fragte Yanis.

„Es ist üblich, sich zu verneigen“, setzte die Gräfin nach.

„Es ist üblich, Körperteile zu verlieren, wenn man einen Streit mit Shiu'Hzim anfängt“, antwortete Yanis. „Wollen wir einfach alle kompromissbereit sein und zur Sache kommen?“

Die blonde Shiu'Hzim schnaubte belustigt, schaute aber nicht auf.

Die Gräfin warf ihr einen angewiderten Blick zu, bevor sie sich mit einem angestrengt-huldvollen wieder Yanis zuwandte.

„Meinetwegen“, sagte sie und seufzte.

Sie schaute kurz misstrauisch-anklagend-fragend zu Laia, wie um zu sagen: ‚Warum steht sie noch??‘

Laia unterdrückte ein schadenfrohes Grinsen und zuckte unauffällig die Schultern. Es war zum Glück nicht schwer, weil sie hinter Yanis stand.

Und auch die Schadenfreude war bald wieder verraucht, als sie sich daran erinnerte, wie gründlich die Gräfin vorgesorgt hatte.

Di*er Untote konnte offenbar nicht viel tun, und mit der blonden Shiu'Hzim konnte Yanis hoffentlich fertig werden.

Aber das gute Dutzend Wachen draußen vor der Tür machte ihr Angst.

Vielleicht hätte sie Yanis doch einfach das Betäubungsmittel verabreichen sollen, statt es nur für die Wachen vorzuspielen. Sie hätte so zumindest einiges an Blutvergießen verhindert.

Aber nun war es zu spät.

Obwohl ...

Es war vielleicht nicht *völlig* zu spät, in dem Sinne, dass sie die Nadel mit dem Gift immer noch hatte.

Aber sie hatte ihre Entscheidung getroffen, ihren Zug gemacht, und jetzt doch wieder in die andere Richtung zu stolpern, konnte kein Glück bringen.

Außerdem traute sie der arroganten Gräfin nicht und versprach sich wenig davon, ihren Willen zu tun.

Yanis würde zeigen müssen, ob sie konnte, wofür Aki sie angeheuert hatte.

„Klappt nicht?“, fragte die blonde Shiu'Hzim die Gräfin.

Diese drehte sich zu ihr und breitete in einer Geste der Ratlosigkeit die Hände vor sich aus.

„Na dann ... Yanis, ich nehme nicht an, dass du freiwillig mitkommst?“

Yanis lachte.

Die andere klopfte die Hände aneinander ab und zog ihren Säbel.

„Worauf wartest du? Raus jetzt!“

Yanis schaute zweifelnd nach draußen in die Dunkelheit und betrachtete die Fackeln an den Mauern der Burg, der Anblick verwaschen durch die davor herabstürzenden dicken Regentropfen.

Sie streckte gerade eine Hand aus nach dem Griff an der Tür, als sie mit einem beherzten Stiefeltritt aus der Kutsche befördert wurde und kopfüber in eine Pfütze stürzte.

Es tat körperlich gar nicht so sehr weh, aber sie war jetzt nass und froh und lag am Boden und fühlte sich zu Unrecht bestraft.

„Gewöhn dich dran, deine Befehle nicht zweimal zu bekommen, Rekrutin!“, bellte die raue Stimme hinter ihr.

*Die Tür schloss sich mit einem lauten Schlag, di*er Kutscher*in schnalzte mit den Zügeln, und die Zugpferde setzten sich in Bewegung.*

Yanis rappelte sich auf und versuchte vergeblich, ihre nassen dreckigen Hände an der noch nasserem dreckigeren Hose abzuwischen, stolperte auf das große fackelumrahmte Portal zu und schlug den schweren eisernen Schlägel gegen die Platte.

Eine kleinere Tür in dem großen Portal schwang fast ohne Verzögerung auf, und Yanis blinzelte ehrfurchtsvoll auf zu der Heiligenvision, die vor ihr aufragte.

Das Licht der Fackeln schimmerte und tanzte auf dem goldglänzenden Plattenpanzer. Wie aus Stein gehauen stand die Shiu’Hzim da mit dem Speer in der Hand und schaute unter dem Helm mit der schwarzen Rosshaarbürste darauf auf das dreckverschmierte Kind vor sich hinab, als wäre sie Shiu selbst, die erschienen war, um über sie zu urteilen.

Yanis schauderte, nicht nur wegen ihrer nasskalten Kleidung.

„Ich ... Ich bin die neue Rekrutin ...?“, murmelte sie zögerlich.

Die Shiu-Hzim hob stumm die freie Hand und wies sie einen Gang hinunter.

Yanis wagte nicht, weiter nachzufragen und schlich in die angezeigte Richtung.

Mit großen Augen schaute sie um sich und fühlte sich wie eine Ratte, die versehentlich in den Thronsaal geschlüpft war. Eigentlich ja sogar ziemlich akkurat.

Sie war wirklich in einer Burg.

In einer richtigen, riesigen, steinernen Burg. Sie war eine Shiu’Hzim-Rekrutin.

Eine sehr kleine, noch völlig ahnungslose, sehr schmutzige Shiu’Hzim-Rekrutin, aber sie war eine.

Sie stand in Yeshaga und würde herangebildet werden zu einer Dienerin Shius, zu einer Waffe im Dienste der Göttin.

Sie würde das Schwert des Ordens sein, eine gefürchtete Kämpferin auf dem Schlachtfeld. Vielleicht würde sie eine große Heldin werden, über die Lieder gesungen und Epen geschrieben würden.

Der Traum fühlte sich immer noch albern an, aber sogar der zynisch-realistische Teil ihres Verstandes musste zugeben, dass er von hier aus sehr viel weniger albern aussah als noch vor wenigen Tagen in ihrem Kojenbett in dem elenden Waisenhaus.

Dennoch fühlte er sich immer noch sehr fern an, wie sie hier frierend und einsam und verwirrt und durchaus auch ein bisschen ängstlich in dem riesigen Flur stand und nicht wusste, wohin, und sich gar nicht vorkam wie eine große Kriegerin.

*All die Träume und Held*innentaten hätte sie ohne Zögern hergegeben, wenn sie dafür ihre Eltern zurückbekommen hätte.*

Aber niemand wollte Yanis' Träume, und niemand wollte Yanis' Heldentaten, und niemand war bereit, ihre Eltern zurückzugeben.

*Und so stand sie in dem zugigen Flur in den flackernden Schatten der Fackeln in ihren Wandhalterungen, vor ihr zwei Türen auf der Rechten und eine auf der Linken, ohne eine Ahnung davon, welche davon di*er Wachsoldat*in gemeint hatte.*

Ob es wohl Absicht war, dass ihr niemand genauer gesagt hatte, wohin sie musste? War es eine Art Prüfung? Wollten sie sehen, wie sie sich entscheiden würde? Ob sie sich entscheiden würde?

*Wenn es eine Prüfung war, stellte Yanis sich vor, konnte es doch eigentlich nur um Entschlossenheit und Mut gehen? Falls nicht noch plötzlich irgendwo ein*e Angreifer*in aus irgendeiner dunklen Ecke auf sie zuspringen sollte ...*

Sie wählte einfach die zweite Tür auf der rechten Seite aus, überlegte auf dem Weg dahin, ob sie klopfen sollte, oder ob sie noch mehr von was auch immer sie hier testen wollten demonstrierte, indem sie einfach eintrat.

Sie trat einfach ein.

Und fand sich in eine Schlafstube mit sechs auf dem Boden liegenden Strohsäcken wieder, von denen vier belegt waren. In zweien lagen Personen, auf zweien saßen sie und unterhielten sich, hielten inne, als sie eintrat, und schauten zu ihr auf. Alle waren erheblich älter als Yanis selbst, schätzungsweise zehn bis vierzehn Jahre alt.

*„Was ist das für ein Geruch?“, fragte eine*r von ihnen.*

„Stinkt nach Frischling, oder?“

„Oooahhh“, murrte eine der liegenden Personen, rieb sich die Augen und richtete sich auf. „Könnt ihr mal die Fresse halten und die Tür zu machen? Und was triech hier so, habt ihr eine tote Ratte irgendwo verst... Ach so“, unterbrach sie sich, als ihr Blick auf Yanis fiel. „Die tote Ratte ist selbst reingekrochen.“

„Warum beleidigt ihr mich?“, fragte Yanis.

*Nicht dass es völlig neu für sie gewesen wäre, dass Menschen unfreundlich waren. Aber sie hatte von den Diener*innen Shius mehr erwartet.*

*„Warum beleidigt ihr mich“, äffte di*er erste der anderen nach.*

Yanis presste missbilligend die Lippen zusammen, zog die Stirn kraus und entschied sich, ihr Spiel nicht mitzuspielen.

Konnte ja sein, dass das immer noch eine Prüfung war?

*„Di*er Wachsoldat*in hat mich hierher geschickt. Wisst ihr, ob ich in diesem Zimmer richtig bin?“*

„Mach die Tür zu!“, blaffte die Person, die von der toten Ratte gesprochen hatte, sie an. „Von außen!“

„Mir ist schlecht“, stöhnte die zweite.“

Yanis verdrehte die Augen, schloss die Tür wieder, und drehte sich zu der anderen auf der gegenüberliegenden Seite um.

*Zu ihrer Überraschung fand sie sie offen, und in ihrem Rahmen stand ein*e andere*r junge*r Rekrut*in, ungefähr in Yanis' Alter.*

„Hallo“, sagte sie.

„Hallo“, sagte Yanis.

Die andere Person lächelte. Es war ein wirklich beeindruckendes Lächeln mit leuchtenden Augen und strahlend weißen Zähnen und viel echter Freundlichkeit. Vielleicht war es das netteste Lächeln, das Yanis je gesehen hatte. Oder zumindest das hellste.

„Ich bin Icara. Nett, dich kennenzulernen.“

Yanis hatte so lange keine menschliche Wärme mehr empfangen, dass sie sich richtiggehend schmelzen fühlen konnte unter diesem Lächeln. Es war kein gänzlich angenehmes, aber auch kein völlig unangenehmes Gefühl.

„Ich bin Yanis“; antwortete sie. „Ich bin neu hier, und ich weiß nicht, wo ich hingehöre.“

Sie hatte es nicht für möglich gehalten, aber das Lächeln wurde noch strahlender.

*„Oooooohh“, machte Icara. „Süß! Keine Angst, Frischling!“ Yanis wurde kurz aus ihrem geschmolzenen Zustand ein wenig wieder verhärtet, als di*er andere den Begriff wiederholte, mit dem si*ere Kamerad*innen Yanis gerade eben beleidigt hatten. „Ich weiß genau, wohin du gehörst. Komm rein! Du bist ja ganz nass! Sicher ist dir kalt, oder?“*

*Yanis sah di*en andere*n Rekrut*in dankbar an und musste sich richtig zusammenreißen, um die Tränen der Dankbarkeit und der Rührung zurückzuhalten.*

Sie nickte stattdessen stumm und schlurfte auf die offene Tür zu, in Icaras Arme.

Es wäre, wenn es nicht um so viel gegangen wäre, einfach eines der beeindruckendsten Schauspiele gewesen, das die Zuschauenden je gesehen hatten. Laia wusste es nicht so besonders zu schätzen, sie interessierte sich nicht für solchen Kram, aber sogar sie musste für sich im Stillen zugeben, dass die beiden Shiu'Hzim ein erstaunliches Spektakel boten, und eine Eleganz, Körperbeherrschung und Talent zeigten, das sie zu ausgezeichneten Einbrecherinnen oder auch Akrobatinnen hätte machen können, wenn es ihnen gelungen wäre, sie zu sinnvolleren Fertigkeiten zu wenden.

Die Bewegungen der Waffen und der Körper waren oft zu schnell, um ihnen mit dem Auge zuverlässig zu folgen, und ihr Takt so erbarmungslos, dass dem Verstand keine Zeit blieb, sich im Nachhinein zusammenzureimen, was seine überforderten Sinne verpasst hatten.

So war Laia sich manchmal unsicher, ob sie geblinzelt hatte oder nicht. Zu plötzlich veränderte sich die Konstellation der zwei Kriegerinnen, zu schnell folgte Sprung auf Finte auf Schlag auf Ausweichmanöver auf Tritt auf Stich.

Yanis war im Nachteil, denn mit ihrem Turnierschwert konnte sie nur durch einen kräftigen Hieb Schaden anrichten, musste ihrerseits Treffer durch die scharfe Klinge und die gefährliche Spitze von Icaras Säbel vermeiden. Und kürzer war das Turnierschwert außerdem.

Sie kämpfte deshalb sichtlich defensiver, das konnte sogar Laia erkennen.

Immerhin trug Icara keine Rüstung, sonst wäre der Kampf vielleicht wirklich hoffnungslos gewesen.

„Du wirst doch mit ihr fertig, falls sie gewinnt, oder?“, raunte die Gräfin ihrer Komentur zu.

„Ich sollte nicht“, war die Antwort.

Laia sah zu, wie die beiden umeinander tanzten, sog gelegentlich hörbar Luft durch die Zähne, die sie so fest zusammenbiss, dass ihr schon jetzt die Kiefermuskeln wehtaten.

Gelegentlich landete Yanis einen oberflächlichen Treffer, und ihre Gegnerin verzog ihr Gesicht in eine Maske des Zorns oder grunzte wütend, oder beides.

Gelegentlich landete ihre Gegnerin einen oberflächlichen Treffer, und ein Schnitt erschien in Yanis' Kettenhemd oder auf einem ihrer Hosenbeine, und rote Flecken begannen, sich auszubreiten.

Wieso konnte die andere denn einfach durch das Kettenhemd schneiden? War das nicht genau dafür da, sowas zu verhindern?

Laia hatte einige Kämpfe gesehen im Laufe ihres Lebens, aber noch nie so einen, deshalb traute sie sich eigentlich kein Urteil zu, aber Sorge und Angst flüsterten ihr zu, dass Aki und sie auf die falsche Ordenskriegerin gesetzt hatten.

Aber während der Kampf voranschritt, wurde das Flüstern der Hoffnung deutlicher, denn die blonde Kriegerin begann, sogar für Laia sichtbar zu ermüden. Ihre Bewegungen wurden etwas langsamer, ihre Schläge und Stiche etwas weniger schwungvoll und unberechenbar. Sie keuchte lauter, und ihr Gesicht zeigte bei immer mehr Bewegungen Schmerz. Hin und wieder meinte Laia sogar, zu sehen, wie sie bei einer Bewegung versuchte, einen Muskel oder ein Gelenk zu schonen, das Yanis zuvor mit ihrem Turnierschwert getroffen hatte.

Und immer wenn das geschah, war Yanis da, wohin die Schonbewegung ihre Gegnerin geführt hatte, und schlug wieder zu, auf genau die gleiche Stelle.

Irgendwann war es so weit. Die blonde Kriegerin fiel auf eine Finte herein, Yanis nutzte die Gelegenheit, die Parierstange ihres Turnierschwerts in ihren Unterarm zu rammen, und der Säbel fiel laut scheppernd auf den steinernen Boden.

„Ich liebe dich immer noch!“, rief Icara.

Und Yanis hielt in der Bewegung inne und starrte sie mit zusammengezogenen Brauen und halb offenem Mund an. Während sie sich innerlich das unfassbar naivste Kalb schalt, das Yeshaga je hervorgebracht hatte, konnte sie doch nicht anders.

Yanis' Waffe schwebte kurz vor Icara, die die Gelegenheit nutzte, ihren Säbel wieder aufzuheben und an ihr vorbei zu treten.

Yanis sprang zurück, musste aber einem schnellen Schlag Icaras ausweichen und verlor dadurch das Gleichgewicht. Icara war da, stieß sie zu Boden und stand nun über ihr, ein ungläubiges Grinsen auf ihrem Gesicht.

„Wirklich?“, spie sie auf Yanis hinab. „Das kann nicht dein Ernst sein?“

Yanis fiel keine gute Erwiderung ein, deshalb brachte sie stattdessen ein Bein um Icaras und zog es so unter ihr weg. Während Icara fiel, sprang sie wieder auf die Füße,

trat den Säbel aus ihrer Hand und beschloss nach kurzer Überlegung, den langfristigen Vorteil zu suchen, statt den kurzfristigen zu ergreifen.

Sie sprang dem Säbel nach, hob ihn auf, wirbelte herum und stand nun mit Säbel in der Rechten und Turnierschwert in der Linken ihrer unbewaffneten ehemaligen Geliebten gegenüber.

„Nicht gerecht!“, zischte Icara. Natürlich. „Du hast einen Kettenpanzer, und ich nicht!“

Yanis lachte bitter auf. Sogar jetzt schaffte Icara es noch, sich von Anfang an im Nachteil zu sehen, während Yanis' Blut aus einem guten Dutzend Schnitten an ihr herunterlief.

Sie schüttelte den Kopf, warf Icara eine verächtliche Kusshand zu, die natürlich durch das Turnierschwert, das sie gleichzeitig halten musste, etwas ungelenkt geriet, und konnte sich einen kurzen Blick in Laias Richtung nicht verkneifen.

„Um Himmels Willen, lass dich nicht ablenken!“, dachte Laia, als die Kriegerin zu ihr herüberschaute.

Icara versuchte tatsächlich, die Gelegenheit zu nutzen, indem sie auf Yanis zustürzte, vielleicht auch im Vertrauen darauf, dass ihre ehemalige Geliebte oder Freundin oder beides oder was die zwei halt gewesen sein mochten sie nicht einfach erstechen würde.

Zumindest mit Letztem hatte sie Recht.

Mit Ersterem nicht so.

Yanis ließ sich nicht überraschen. Sie ließ im letzten Moment das Turnierschwert fallen, trat ein Stück zur Seite und rammte Icara, unterstützt durch den Schwung des eigenen Angriffs, den Korb des Säbels ins Gesicht.

Das Geräusch war gleichzeitig sonderbar unspektakulär und irritierend ekelhaft. Laia schloss unwillkürlich kurz die Augen und war gleich noch einmal froh darüber, als sie weitere Laute wie von stumpfen Schlägen auf einen menschlichen Körper hörte.

„Jetzt tu endlich was!“, rief die Gräfin. „Ich werde nicht einfach zusehen, wie eine einzelne dahergelaufene Flüchtige meine Pläne durchkreuzt. Du wirst nicht einfach zusehen.“

„Ich sollte ...“

„Ich sage dir, was du solltest, armseliger Schatten! Wir haben einen Pakt, und du wirst ihn einhalten!“

„Sie ist -“

„Muss ich es noch einmal sagen?“, fuhr die Gräfin die untote Person an.

Die Kommentur sank ein wenig in sich zusammen – und hielt ohne eine sichtbare Bewegung, die zwischen dem einen Moment und dem anderen vermittelt hätte, plötzlich eine Bola in der Hand.

„Was soll das?“, fragte die Gräfin. „Du sollst die Shiu'Hzim angreifen, nicht ein entlaufenes Rind einfangen!“

Die Untote warf ihr einen entschuldigenden Blick zu, während mit einer Bewegung seiner Handgelenke die Kugeln an ihren Seilen zu rotieren begannen.

Yanis stand mit ihren beiden defensiv erhobenen Waffen da und tat sichtbar ihr Bestes, ihre Aufmerksamkeit zu teilen zwischen dieser neuen Bedrohung und ihrer anderen Gegnerin, die die Gelegenheit nutzte, langsam auf sie zu zu schleichen.

Erusim Jachme warf.

Und etwas geschah.

Laia konnte nicht genau erfassen, was es war, aber etwas veränderte sich. In Yanis. Im Raum. In allen, die hier standen. In der Welt?

Es war ein bisschen wie die Stille in der Taverne, wenn Wachleute eintraten, aber weniger ... körperlich.

Die Welt hielt inne, und alle konnten spüren, dass etwas zugegen war, dem sie am besten nicht zu nahe kamen, weil es über sie urteilen konnte. Würde. Musste. Etwas, dem sie nicht trauen konnten, weil es grundsätzlich ... anders war.

Na gut, vielleicht war es doch nicht genau wie die Stille, die die Wachleute auslösten. Aber ein bisschen vielleicht doch, ihr fiel zumindest kein besserer Vergleich ein.

Der Moment schien viel zu lange zu dauern, und Laia konnte sich hinterher nicht erinnern, wie das möglich gewesen war, aber es fühlte sich sehr deutlich danach an.

An seinem Ende schaute Yanis unter ihren verbrannten, immer noch rot geschwollenen Brauen hinweg auf, die Waffen immer noch in der Hand, und hinter ihr zerschmetterte eine der Kugeln an ihrem Ende des zerschnittenen Seils eine Vase, die anderen beiden prallten laut gegen die Wand, hinterließen und fielen klackend zu Boden.

Yanis' Gesicht hatte sich verändert. Der nachdenklich-konzentrierte Ausdruck war einem breiten zahnigen Grinsen gewichen, das durch den weit vorgeschobenen Unterkiefer und den halb geöffneten Mund auf eine irritierend raubtierhafte Art bedrohlich wirkte. Ihre Augen waren das Gruseligste, was Laia je gesehen hatte. Sie waren vollständig schwarz, mit einem furchtbaren matt-feuchten Schimmern, und Laia musste ihren Blick abwenden. Zu stark war das Gefühl, dass ihr Kopf zunächst zu schmerzen beginnen würde, wenn sie zu lange hinschaute, und irgendwann am Ende vielleicht einfach platzen.

Di*er Untote wandte sich mit ausgebreiteten Armen zur Gräfin um, sagte: „Ich habe Euch gewarnt, Erlaucht“, und verschwand in einem desorientierenden Gewirr aus Schatten, Nebel und Rüschen.

Die blonde Kriegerin stieß, noch am Boden liegend, ein hämisches, wenn auch unangenehm feuchtes Lachen aus.

„Jetzt seid ihr am Arsch“, keuchte sie.

„Was ist das?“, rief die Gräfin mit mehr Empörung als Besorgnis. „Wachen! Wachen!“

„Aki ... was ist das?“, wisperte Laia.

„Ich weiß es nicht“, antwortete die Magier*in, während von draußen die Tür aufgestoßen wurde und die Wachleute aus dem Vorraum hereinströmten. „Ich könnte mir vorstellen, dass es sich um ein kleines Mirakel handelt, provoziert durch das Eingreifen des*r Untoten. Wahrscheinlich wollte Shiu sich das nicht bieten lassen. Sie ist traditionell zu vielen Zugeständnissen bereit, wenn es gegen dämonische ... Was mache ich hier eigentlich? Prioritäten, verflixt! Kannst du bitte einmal versuchen, möglichst viele von diesen Schlössern zu öffnen?“

Laia musste zugeben, dass Akis Vorschlag kein schlechter war, und dass sie wahrscheinlich sogar wirklich helfen konnte. Siere Ketten waren dafür gedacht, zu verhindern, dass sie sich selbst befreite. Einem entschlossenen Eingriff einer Person, die beide Hände und Werkzeug und Erfahrung mit Schlössern hatte, konnten sie wenig entgegensetzen.

Aber es war furchtbar schwer, sich jetzt auf etwas anderes zu konzentrieren als auf den Kampf, der sich gerade direkt neben ihnen zusammenbraute.

Die Wachleute waren noch sehr enthusiastisch in den Raum gestürmt, aber als sie sahen, was sie darin erwartete, wurden sie direkt sehr viel langsamer und bildeten schließlich einen zögerlichen Dreieckskreis aus nervös von einem Fuß auf den anderen tretenden Bewaffneten um Yanis herum.

„Ergreift sie!“, rief die Gräfin. „Worauf wartet ihr?“

Laia seufzte und zwang sich, sich abzuwenden und möglichst unauffällig mit dem, was sie noch an länglichem Metall in ihrer Kleidung versteckt hatte, an den Schlössern zu arbeiten.

„Ich würd jetzt sofort die Käsepikser fallen lassen, wenn ich ihr wäre“, sagte die andere Kriegerin. „Könnt ihr kündigen?“

„Los jetzt!“, rief die Gräfin noch einmal.

„Die andere scheint es zu erkennen“, flüsterte Laia zurück, während sie mit einer gewissen Befriedigung das erste Schloss klicken hörte und den Bügel daraus hervorzog. „Passiert sowas öfter?“

Aki antwortete: „Ich habe Geschichten gehört von einer Art Kampfsegen, den sie auf ihre Ordenskrieger*innen ... naja, egal. Den Kragen bitte jetzt, der Kragen ist das wichtig ... Oh.“

Jetzt musste Laia sich doch noch einmal umdrehen.

Der Dreieckskreis aus Wachleuten begann, noch immer widerwillig, sich um Yanis zu schließen, und sie ... *warf* den Säbel nach einer der Wachpersonen; warf ihn mit so viel Kraft, dass er ihren Brustpanzer durchschlug wie ein Armbrustbolzen, sich bis an den Korb hineinbohrte und an ihrem Rücken ein gutes Stück herausragte.

Die Person starrte noch fassungslos auf den aus ihrer Brust ragenden Knauf des Säbels, während Yanis auf eine andere Wachperson zusprang und ihr einen Kinnhaken versetzte, der ...

Laia konnte nicht hinsehen, aber das Geräusch klang unfassbar widerlich nass und ... knirschend-splitternd, in Ermangelung eines besseren Begriffs. Sie wollte wirklich nicht wissen, was mit dem Kopf passiert war, den Yanis da gerade getroffen hatte.

Bevor die Person mit dem Säbel in der Brust zu Boden gefallen war, hatte Yanis vier ihrer Kamerad*innen auf unfassbar blutige Art getötet. Es konnte keinen Zweifel mehr daran geben, dass eine übernatürliche Macht ihr Kraft gab. Kein Mensch konnte so etwas.

Laia und Aki hatten ihre Versuche, die Schlösser zu öffnen, vorübergehend vergessen und starrten fassungslos auf das Blutbad, das vor ihnen eingelassen wurde.

Die übrigen Wachleute entschieden sich, der Empfehlung von Yanis' Ex-Kameradin zu folgen, zumindest ungefähr. Nicht alle hatten ihren Waffen fallengelassen, aber alle waren davongelaufen.

Die Gräfin war zwischenzeitlich aufgestanden und betrachtete mit einer Mischung aus Empörung und gefasster Resignation den Raum und alle, die sich noch darin befanden.

Yanis sah sich um und suchte vergeblich nach weiteren Gegner*innen, während sich ihre Haltung schon sichtbar entspannte, die gerade noch an eine in die Enge getriebene, sehr aggressive Löwin erinnert hatte, um den offensichtlichen und damit einfalllosen Vergleich nicht zu scheuen.

Jetzt sah sie nur noch aus wie eine wachsame, etwas weniger aggressive Löwin, die einen Büffel gerissen hatte und nun beabsichtigte, ihn gegen eine Gruppe Hyänen zu verteidigen.

Die fliehenden Wachen schien sie genauso wenig als Ziele ihrer göttlichen Gewalt in Betracht zu ziehen wie die wehrlose Gräfin oder die bereits besiegte blonde Shiu'Hzim. Was Laia still als Indiz dafür zählte, dass Aki Recht hatte und Shiu hier im Spiel war.

„Der Kragen!“, zischte Aki.

Laia begann, mit zitternden Fingern an dem zum Glück wirklich sehr einfachen Schloss des eisernen Kragens herumzufummeln.

„Ich denke, dann habe ich jetzt alle meine Karten gespielt“, sagte die Gräfin, „Und sie waren ... schlechter als erwartet. Glückwunsch.“

„Wir sollten jetzt schnell unseren Vorteil nutzen“, raunte Aki ihr zu. „Nach allem was ich gehört habe, hält der Zustand nach dem Ende der akuten Gefahr nicht lange an.“

„Ja, dann mach ruhig“, antwortete Laia.

„Najaaa...“, sagte Aki. „Du bist diejenige von uns, die nicht mit Ketten gefesselt ist, und wenn ich richtig mitgezählt habe, hast du noch eine vergiftete Nadel irgendwo bei dir.“

„Ich weiß doch nicht mal, was wir eigentlich wollen!“, zischte sie zurück.

„Ja große Kish'Kukun, dann mach ich es halt.“

Klick!

Zwar mit noch immer zitternden Händen, aber durchaus zufrieden mit sich, zog Laia den Kragen von Akis Schultern – und setzte ihn direkt auf dem Boden ab. Das Ding war verdammt schwer.

Aki atmete tief durch und sagte, jetzt in seiner offiziellen Ansprache-Stimme: „Keine Sorge, Erlaucht. Wir haben keine Absicht, Euch zu schaden. Wir wollen nicht mehr als meine Freiheit, und die meines Onkels Narubolan.“

Die Gräfin schnaubte ein Lachen.

„Nur die Freiheit meiner Geisel, ja? Was ist mit Yoseqa? Würde Eure Familie ihn dann auch freilassen?“

„Mmmmmhja, seht Ihr, da haben wir schon unser kleines Problem. Das ist nämlich so ...“

Während Aki erzählte und die Augen der Gräfin immer größer und die Falte zwischen ihren Brauen immer tiefer wurde, schlich Laia langsam zu der keuchenden Ordenskriegerin, die immer weiter in sich zusammensank und verwirrt um sich blinzelte, als das Schwarz aus ihren Augen wich.

„Alles ... in Ordnung bei dir?“, fragte Laia sehr leise, sehr unsicher, und sehr darauf bedacht, noch genug Abstand zu der blutverschmierten Kriegerin zu halten, wenn auch sehr in dem Bewusstsein, dass genug Abstand in diesem Raum wahrscheinlich nicht möglich war, falls Yanis doch noch einmal von Shius Macht gepackt wurde und entschied, dass Laia das gleiche Schicksal verdient hatte wie die fünf Toten, die um sie herum am Boden lagen.

Yanis spähte verwirrt blinzelnd in ihre Richtung, als würden die schwarzen Schleier ihr selbst den Blick verhängen, und antwortete mit einem erschöpften, bitteren Lächeln:

„In Ordnung hätte ich jetzt wahrscheinlich nicht gesagt, aber ... Noch am Leben. Immer noch am Leben.“

„Ist doch was, hm?“

Laia fand die Antwort nicht besonders gut, sah sich aber außerstande, eine bessere zu geben.

„Was ist passiert?“, fragte die Kriegerin.

„Shiu’Jum“, antwortete ihre Ex-Kameradin. „Du hast sie einfach in Stücke gerissen. So gut! Ich wusste ja, dass du ein Monster bist, aber ...“

Yanis schaute ungläubig auf die Reste, die um sie herum verstreut lagen.

„Das hab ich gemacht ...“, murmelte sie. „Ich erinnere mich sogar ... Aber ...“ Sie sah auf in Laias Gesicht. Laia gab sich große Mühe und schaffte es, nicht zurückzuweichen, war sich aber nicht ganz sicher, wie viel Angst sie trotz bester Absichten noch im Gesicht hatte.

„Keine Sorge“, sagte Yanis, „Es ist vorbei. Ich bin ... sehr müde. Ich ... Wirklich sehr. Meinst du, ich kann mich kurz einmal hinsetzen?“

Laia konnte sehen, wie die Knie der Kriegerin zitterten, wie zusammengesunken sie dastand.

Mit einem besorgten Grinsen in Richtung der Gräfin und der blonden Shiu’Hzim zischte sie Yanis zu:

„Das wäre jetzt gerade eigentlich ... leider noch nicht die beste Zeit dafür. Meinst du, du kannst noch ein paar Minuten?“

Yanis stieß einen Laut irgendwo zwischen einem Keuchen, einem Lachen und einem Schluchzen aus.

„Ich bin nicht sicher“, antwortete sie, als könnte sie es selbst nicht ganz glauben.

Aber sie sah wirklich aus, als könnte ein unbedachter Atemzug sie umwerfen.

Laia biss die Zähne zusammen, sammelte ihr ganzes Vertrauen in die Welt, die Gött*innen und Yanis selbst, und trat langsam, Schritt für Stritt, mit vor sich ausgestreckten leeren Handflächen auf sie zu.

„Alles gut“, murmelte sie dabei, als wäre Yanis ein nervöses Pferd. Es war nicht so, dass Laia sich dabei nicht auch selbst lächerlich vorgenommen wäre, aber sie hatte

einfach furchtbare Angst, genau so zu enden wie die fünf Wachleute, wenn sie eine zu schnelle Bewegung machte. „Alles gut, ich will dir nichts tun, ich will dir nur helfen.“

„Das weiß ich doch“, antwortete Yanis mit einem angestrengten Lächeln.

Xinu, Kararos und alle Heiligen. Laia fiel ein, dass sie immer noch die vergiftete Nadel trug. Die für Yanis gedacht gewesen war.

Naja.

Bestimmt war das nicht so schlimm.

Sie hatte sie ja nicht mal in der Hand.

Und sie selbst hatte nie die Absicht gehabt, sie so zu benutzen, wie die Gräfin sich das vorgestellt hatte.

Bestimmt würden Shiu und Yanis ihr das nicht übel nehmen.

Ja gut, sie hatte Yanis angelogen und ihr ... gewisse Teile der Wahrheit verschwiegen, um sicherzustellen, dass sie tun würde, als Aki und Laia von ihr brauchten, aber ...

Sie hatte ja schließlich wirklich nur die besten Absichten, und darauf kam es doch an. Oder?

Laia schloss die Augen und seufzte erleichtert, als sie Yanis schließlich erreicht und sich selbst gezwungen hatte, einen stützenden Arm um sie zu legen. Sie hatte immer noch Angst, aber der größere Teil fiel von ihr ab, als die Kriegerin sich ihrerseits auf die Schulter der sehr viel kleineren und leider auch sehr viel weniger kräftigen Laia lehnte. Sie konnte fühlen, wie erschöpft Yanis war, und wie alle ihre Muskeln zitterten und bebten.

Es war wirklich ein Wunder, dass die Kriegerin es irgendwie schaffte, nicht zusammenzubrechen, und Laia wusste aus verschiedenen vorangegangenen Erfahrungen und Übungen ziemlich genau, wie viel Gewicht sie wie lange tragen konnte, deshalb machte sie sich nicht viel Hoffnung, dass das hier für mehr als ein paar Minuten gut gehen konnte, wenn Yanis sich voll auf sie stützen musste.

Sie war also darauf angewiesen, dass die Kriegerin noch eine Weile durchhielt. Und dass niemand merkte, dass eine rat- und hilflose Diebin und sehr sehr viel Disziplin alles war, was ihr einziges Druckmittel gegen eine ganze Stadt voller Untertan*innen ihrer Gegnerin noch knapp aufrecht erhielt.

„Alle Gött*innen und alle Heiligen, wir sind verloren“, dachte Laia.

„Ja große Kish’Kukun, dann mach ich es halt.“

Aki trug die Forderung vor, Narubolan freizulassen, während sie gleichzeitig die Hände in sieren Ketten und aus ihnen heraus zu winden versuchte, in dem Bewusstsein, dass sie tolldreistes Unterfangen zwar jetzt gerade erfolgversprechender aussah, als irgendein vernünftiger Mensch hätte erwarten können, sie Pläne aber trotzdem immer noch auf sehr fragilen Füßen standen, wenn überhaupt auf irgendwas.

Aber etwas auf Luft und Licht und Schatten aufzubauen, war für Illusionist*innen andererseits gar nicht so abwegig wie für die meisten anderen Menschen.

Natürlich packte die Gräfin Akis Plan sofort an der schwächsten Stelle und fragte, ob auch ihre Geisel freigelassen würde.

Aki entschied nach nur kurzem Zögern, sie Bewusstsein sierer überlegenen Position zu demonstrieren, indem sie gar nicht erst versuchte, irgendetwas schönzureden:

„Mmmmmhja, seht Ihr“, begann die Magier*in, zugegebenermaßen noch nicht ganz so überlegen wie gedacht, „Da haben wir schon unser kleines Problem. Das ist nämlich so:“

Aki seufzte und zwang sich. Durch da jetzt.

„Yoseqa hatte einen Unfall, bei dem er schwer verletzt wurde, und er ist am Ende gestorben. Deshalb sind wir hier. Es war ein Unfall, niemand wollte es, aber nun ist es passiert. Wir wussten, dass Ihr uns das niemals glauben würdet, und nun bin ich hier – ohne das Wissen meiner Väter, um das auch gleich ganz klar ... Also, sie haben mit dieser Sache hier nichts zu tun. Das war allein meine Idee, und ich übernehme die Verantwortung dafür. Es muss zu keinen weiteren Problemen kommen, wenn Ihr einfach Narubolan freigeht. Ihr könnt dann sicherlich auch ein neues Geisel-Arrangement mit meinen Vätern besprechen, ganz sicher auch ohne Störung durch mich, weil ich ziemlich sicher bin, dass ich für die nächsten zehn Jahre in einem Turmzimmer in Schloss Orenin eingesperrt sein werde.“

Während Aki sprach, waren nicht nur die Augen der Gräfin immer weiter geworden, sondern immerhin auch ihre Ketten. Das Schloss, das Laia noch hatte öffnen können, bevor ... *alles* passiert war, schien immerhin eine gewisse Rolle gespielt zu haben, auch wenn leider immer noch eine Menge Ketten schwer und eisern um Aki hingen. Immerhin hatte die Gräfin ihm den Helm abgenommen, wahrscheinlich in einem Anflug von zivilisierter Rücksichtnahme zumindest auf den äußeren Schein.

Was wieder zeigte, wie gefährlich Rücksichtnahme sein konnte.

Aki sah aus dem Augenwinkel, wie Yanis schwankend da stand und wie Laia sich langsam und furchtsam an sie herantastete, und sah die Gefahr, dass sie in wenigen Augenblicken wieder genauso hilflos vor der Gräfin stehen würden wie vor einer halben Stunde.

Yanis war das einzige, wovor irgendjemand hier in diesem Schloss noch Angst haben konnte, und sobald der Gräfin klar wurde, dass dazu kein Anlass mehr bestand, verlor Aki seine Verhandlungsposition.

Zwar hatte die Gräfin akut keine Wachleute mehr, aber sie würde bestimmt irgendwie eine*n oder zwei auftreiben können. Vielleicht würde sie sogar ihre Komtur zurückrufen können.

Natürlich hatten sie an der Universität auch gelernt und geübt, im Notfall trotz eiserner Fesseln zu zaubern.

Es war schwer, und es war schmerzhaft, und auf Dauer tat es wirklich nicht gut, aber es war möglich, wenn es sein musste.

Zumindest ein bisschen.

Wenn es nicht zu viel Eisen war.

Aki musste jetzt hoffen, dass es nicht zu viel war. Immerhin brauchte sie auch nur eine kleine Illusion.

Die Kriegerin musste einfach ein bisschen gerader stehen, ein bisschen weniger wie kurz vor dem Umkippen wirken. Das war alles.

Das Gute an Illusionen war, dass sie nicht viel Kraft brauchten, verglichen mit Feuerbällen oder Telekinese, und damit ideal waren für Situationen, in denen ein halber Zentner Eisen einen Großteil der Kraft aufzog.

Das Schlimme an Illusionen war, dass sie sehr viel Präzision und Konzentration brauchten.

Beides galt noch mehr für feine Illusionen wie die, die jetzt gebraucht wurde.

Eine Person unsichtbar zu machen, erforderte einiges an Kraft, gerade über lange Zeit, war aber eher einer der einfacheren Illusionszauber.

Die Wimpern einer Person illusionär zu verlängern, erforderte fast überhaupt keine Kraft, war aber ein Kunststück, das ein*e Meister*in der Illusionsmagie erforderte, zumindest bei einer lebendigen Person mit aktiver Mimik.

Was Aki gerade vorhatte, war irgendwo dazwischen, und sie musste selbst erkunden, worin genau die Täuschung bestehen sollte, natürlich auch abhängig davon, wie viel Kraft sie trotz des Eisens aufzubringen vermochte.

Nicht viel, stellte Aki fest, und es wurde nicht leichter dadurch, dass sie nicht einfach die Augen schließen und sich in meditativer Trance vollständig auf den Zauber konzentrieren konnte, sondern im Gegenteil nach außen hin so wirken, als dächte sie gerade an nichts anderes als das Gespräch mit der Gräfin.

Je weniger Verdacht sie schöpfte, desto höher war natürlich auch die Chance, mit dem Trick durchzukommen.

Zu ihrem Glück war die Gräfin noch mit einem Vortrag darüber beschäftigt, wie unverschämte es von Aki war, zu wagen, einfach eigenmächtig Narubolan befreien zu wollen, und wie lächerlich unsinnig schon als Idee.

So konnte sie sich immerhin halbwegs darauf fokussieren, die Astralströme um die Kontaktpunkte der Ketten und Schellen herumzulenken, auf die Ordenskriegerin, und so ihre Haltung für die oberflächliche Betrachterin gerade das entscheidende Stück aufrechter, die Augen noch ein bisschen schwärzer, die Miene ein bisschen aggressiver und bedrohlicher zu machen, und die relativen Positionen der Kriegerin und Laias ein bisschen weniger so aussehen zu lassen, als wäre die zweite das einzige, was die erste aufrecht erhielt.

Es war nicht viel.

Aber vielleicht brauchte es ja auch gar nicht viel.

Es musste reichen.

Die Gräfin keifte irgendetwas, und di*er Untote hatte plötzlich Bolas in der Hand, zögerte noch, und Yanis machte sich bereit, auszuweichen, und si*er warf – und die Zeit schien in diesem Moment stehen zu bleiben.

Yanis spürte die Berührung Shius, und es war – zu viel für Worte. Zu viel auf einmal. Sie fühlte sich mit einem Schlag wieder angenommen, zugehörig, sicher, furchtlos, ohne Zweifel und Sorgen. Auf einmal musste sie wieder genau, was ihr Zweck war, ihre Mission. Auf einmal hatte sie wieder Kraft, einen gewaltigen Vorrat, der aus einer unerschöpflichen Quelle ständig nachsprudelte. Auf einmal spürte sie die Wunden nicht mehr, die Icara ihr zugefügt hatte.

Nicht einmal die inneren.

Auf einmal war da diese göttliche Macht in ihr, diese göttliche Gewissheit, die schiere Freude, Shiu zu dienen und ihre Feind*innen zu zerschmettern.

Yanis wollte laut lachen und laut weinen und triumphierend schreien und sich brüllend auf den Feind stürzen.

Mit Leichtigkeit trat sie zwischen den wie durch Melasse lachhaft träge auf sie zu wirbelnden Bolas hindurch und durchtrennte mit der Waffe eines der Seile.

„Shiu!“, rief sie im Stillen, wie ein Stoßgebet, aber in der gleichzeitig fassungslosen und völlig zweifelsfreien Gewissheit, dass es gehört und beantwortet werden würde, „Ich bin dein! Gib mir Kraft!“

„Ich weiß, meine Tochter“, antwortete die Göttin. „Vergiss es niemals.“

„Niemand!“, antwortete Yanis.

Di*er Untote floh im Angesicht der Macht, die ihm gegenüberstand, und Yanis lachte, und lachte sorglos weiter, als die Flügel der Tür aufsprangen und die Wachen der Gräfin in den Saal strömten.

Sterbliche.

Erbärmliches Gewürm, Insekten unter dem Stiefel der Göttin. Würmer.

„Für dich, Shiu! Ich schenke dir meinen Sieg!“

Etwas wie Belustigung klang mit in der telepathischen Stimme der Göttin, als sie antwortete: „Noch hast du ihn nicht einmal errungen, er wird wirklich kein sehr großer, und er gehört ohnehin schon mir. Aber ich weiß die Geste zu schätzen.“

Die Wachleute strömten nun schon viel zögerlicher, denn sie sahen Yanis und ahnten, was vor ihnen stand, auch wenn sie vielleicht keine genaue Vorstellung von Shiu' Jurom hatten.

„Na kommt schon na kommt schon na kommt schon holts euch!“

Aber sie kamen nicht, sie standen nur unentschlossen herum und traten von einem Fuß auf den anderen, während sie möglicherweise in Betracht zogen, irgendwann mal so etwas wie einen Kreis um Yanis zu bilden, wenn es sich so ergeben sollte, bei Gelegenheit.

„Elende Feiglinge.“

Yanis warf ihren Säbel.

Irgendjemand musste hier ja was tun, sonst würde nie was passieren.

Sie sprang auf eine der anderen Wachpersonen zu, ohne weiter darauf zu achten, was mit dem Säbel passierte. Sie wusste, dass er getroffen hatte.

Di*em nächsten Gegner*in schlug sie einfach mit der Faust ins Gesicht – und lachte begeistert, als sie unter ihrer Hand Knochen nachgeben fühlte und das Geräusch des brechenden Kiefers hörte.

Yanis selbst empfand keinerlei Schmerz. Sie hatte nicht einmal einen nennenswerten Widerstand gespürt, als sie den Schädel der Wachperson zertrümmert hatte.

Es war ein wahrgewordener Traum, sie fühlte den Segen ihrer Göttin, die Freude Shius an ihrem Dienst, und mit Begeisterung zerschmetterte sie alle ihre Gegner, ihr einziges Bedauern, dass diese lächerlichen Figuren mit der göttlichen Kraft sogar in dieser Anzahl keine Herausforderung waren.

Ein*e besonders entschlossene*r Gardist*in lief mit gehobenem Schwert auf sie zu. Yanis trat vor und ergriff das Handgelenk der Schwerthand ihres*r Gegner*in in der lachhaft langsamen Bewegung. Sie spannte die Muskeln ihrer Hand und fühlte die Knochen unter ihrem Griff zerbrechen, als hielte sie eine Handvoll Kekse.

Während die Miene der Person zu einer schmerzverzerrten Grimasse wurde und si*er Schwert zu Boden fiel, stieß Yanis ihre ausgestreckte linke Hand durch si*eren Torso hindurch.

Die übrigen lächerlichen Figuren erkannten ihre Chancenlosigkeit und flohen in wildem Entsetzen.

„Soll ich ...?“, fragte Yanis.

Shius Antwort war unmissverständlich und bestimmt:

„Nein. Sie haben kapituliert, wir haben keinen Zwist mehr mit ihnen.“

Die Stimme der Göttin in Yanis' Kopf klang noch immer freundlich und ... Yanis konnte weder in Worte, noch in Gedanken fassen, wie gut es tat, sich endlich wieder angenommen und sinnvoll zu fühlen. Sie wollte glucksen vor Begeisterung, befürchtete aber, damit das Bild zu beschädigen, das sie als geweihte Shiu'Hzim insbesondere während des Shiu'Jurom zu bieten hatte.

Vorfrohdig sah Yanis sich nach weiteren Gegner*innen um, aber es waren keine mehr da.

Und sie fühlte, wie das Shiu'Jurom von ihr wich.

„Nein! Warte! Bitte bleib bei mir!“

Shiu sprach immer nur in untypisch geduldiger Freundlichkeit mit ihr.

„Es ist vorbei, Tochter. Du hast sie besiegt. Die Abscheulichkeit ist geflohen. Unsere Arbeit ist getan.“

„Aber“

„Entwürdig dich nicht im Augenblick deines Triumphes.“

Die Geduld der Göttin hatte auch ihre Grenzen.

Und dann fiel alles wieder auf Yanis herab.

Die Müdigkeit.

Der Schmerz.

Die Wunden, die Icara ihr zugefügt hatte.

Die Einsamkeit und Zielloosigkeit.

Die Selbstzweifel.

Sie hörte die Magier*in irgendetwas mit der Gräfin besprechen, brachte es aber nicht über sich, den Worten zu folgen.

Die Göttin war wieder fort, und Yanis hatte sich am Ende vor ihr erniedrigt.

Und außerdem war da noch ...

Die Überreste, und die Erinnerungen.

Nachdem der Rausch des Shiu'Jurom von ihr abgefallen war, sah sie vor allem die grausam zugerichteten Leichen wehrloser Menschen um sich liegen.

Ja, sie hatten sie angegriffen und sie waren bewaffnet gewesen, aber vor Shius göttlicher Gewalt waren sie wehrlos gewesen.

Und nun war Yanis ein bisschen schlecht im Angesicht der Folgen ihrer enthemmten Brutalität, sie war erschöpft, hatte Schmerzen und schämte sich für ihren Kontrollverlust, sowohl den jetzigen, als auch den vorausgegangenen.

„Alles ... in Ordnung bei dir?“, hörte sie die leise, zögerliche Stimme der Agentin dier Magier*in neben sich.

Laia hielt Abstand von ihr und stand sichtbar in fluchtbereiter Position, als wäre Yanis ein tollwütiger Hund.

Sie hatte Angst vor ihr, nicht nur die etwas distanzierte Unsicherheit, die Yanis zuvor schon öfter von ihr gespürt hatte, sondern wirklich körperliche Angst davor, von Yanis in Stück gerissen zu werden.

Und Yanis konnte es sogar verstehen.

Ach verdammt.

„Ihr sagt mir also im Grunde, dass Ihr Ihre Geisel getötet habt und jetzt im Gegenzug von mir erwartet, dass ich meine freilasse, einfach so?“

Aki tat sier Bestes, der Gräfin aufmerksam zuzuhören, während sier gleichzeitig siere Magie um das Eisen herum leitete, die Illusion aufrecht erhielt, die Yanis immer noch wie eine Bedrohung aussehen ließ, obwohl sie nur mit Mühe und schwer auf Laia gelehnt überhaupt noch stehen konnte, und viel zu viel darüber nachdachte, wie sehr sier nicht darüber nachdenken wollte, was hier gerade passiert war, wieso der vorher so edel eingerichtete Saal jetzt nach Fäkalien und Blut stank und überall mit kleinen und großen roten Flecken übersät war.

Der Gestank war wirklich erstaunlich. Aki war nicht klar gewesen, wie sehr auch frische Leichen stanken.

Aber sier war sich natürlich auch nicht völlig sicher, ob das für alle frischen Leichen galt, oder nur für die, die zuvor buchstäblich auseinandergerissen worden waren.

Und schon wieder hatte sier doch zu viel darüber nachgedacht.

Die Gräfin schaute auch schon, als wäre sie kurz davor, Aki zu schelten für die späte Antwort.

Sier schaffte es aber doch noch, ihr zuvorzukommen:

„Nicht ganz einfach so“, antwortete sier mit einer hoffentlich gut und jedenfalls bewusst kalkulierten Mischung aus selbstbewusster Überlegenheit und freundlicher Konzilianz. „Ich erwarte von Euch, dass Ihr die Geisel freilasst, nachdem ich Euch erklärt habe, dass der Tod der anderen Geisel ein Unfall war und nachdem wir Eure Shiu'Hzim besiegt und Eure Wachen in die Flucht geschlagen und zumindest gut argumentierbar Euch selbst als Geisel genommen haben. So gesehen ist unsere Geisel zwar vielleicht tot, aber andererseits ...“ Sie zwinkerte ihr zu, während sie angestrengt

darauf achtete, Yanis' Haltung aufrecht und kampfbereit und ihre Augen weit offen und wachsam erscheinen zu lassen. „... Lang lebe die Geisel!“

Sie erwiderte Akis Lächeln gequält.

„Ich kann nicht behaupten, dass ich diese Perspektive ganz von der Hand weisen könnte. Aber damit ich sie wirklich verstehen kann, bevor ich meine Entscheidung treffe: Womit genau droht Ihr mir?“

Aki hatte diese Frage befürchtet, und es wäre auch gar nicht so leicht gewesen, sich auf eine Antwort festzulegen, wenn sie nicht die lähmende, kalte Schwere des Eisens, seiner Zauberspruch und ... alles andere abgelenkt hätte.

„Mir gefällt eigentlich keine der sich anbietenden Alternativen“, antwortete sie. „Wenn wir Euch töten, haben wir den Krieg fast mit Sicherheit provoziert, den wir eigentlich vermeiden wollten. Wenn wir Euch mitnehmen, haben wir eine sehr wertvolle Geisel, aber auch über eine lange Strecke ... und ich hoffe, Ihr versteht mich richtig, wenn ich mir keine diplomatischere Formulierung ausdenke als: Euch am Hals. Und auch dann bräuchten wir natürlich immer noch ein Übel, mit dem wir drohen könnten, und nun ja, Gräfin, ich denke, wir kennen beide das Prinzip politischer Geiseln gut genug, um zu wissen, welches Übel das am Ende immer ist, auch wenn es sich sonderbar unkultiviert anfühlt, es auszusprechen. Wenn Ihr insistiert, kann ich mein Unwohlsein dabei aber gewiss überwinden.“

„Schon gut“, knurrte die Gräfin. Sie atmete tief durch und schaute eindringlich in Yanis' und Lias Richtung.

„Wenn ich nun noch Zweifel an der Umsetzbarkeit Eurer Drohung hätte, wie würdet Ihr die wohl ausräumen, hypothetisch?“

„Zweifel?“

Aki hob eine Augenbraue, als wäre das die abwegigste Idee auf der Welt, die er deshalb bis gerade eben auch nie in Betracht gezogen hätte.

„Ihr habt eine verletzte Hzim. Ich habe eine verletzte Hzim. Ihr habt eine*n Magier*in, die gefesselt ist und nicht zaubern kann, und ... eine Gemeinde, die zumindest bisher keine nennenswerten Kampffertigkeiten demonstriert hat.“

„Oh weh“, dachte Aki. „Die eine Annahme, die ich leicht widerlegen könnte, um uns gefährlicher erscheinen zu lassen, darf ich jetzt auf keinen Fall widerlegen.“

Immerhin kam sie die andere, blonde Hzim zu Hilfe, indem sie stöhnte:

„Auf mich solltet Ihr nicht bauen, ich bin fertig. Ich kämpfe heute nicht mehr. Und ich steh so bald auch nicht mehr auf.“

Aki war etwas irritiert von ihrer Haltung. Sie wirkte fast schadenfroh gegenüber der Gräfin, als wäre sie stolz auf Yanis' Sieg. Vielleicht weil Yanis zuvor den Kampf gegen sie selbst gewonnen hatte?

Aki hielt viel auf ihre geistigen Fähigkeiten, aber jetzt gerade war ihre Kapazität schon zu ausgelastet, um auch noch über dieses Rätsel nachzudenken.

„Wir haben eine Hzim, die Eure Hzim besiegt hat, und die jetzt direkt da vor Euch steht, bereit, Euch nicht standesgemäß zu behandeln, falls es erforderlich werden sollte, und auf die Gefahr hin, taktlos zu erscheinen, muss ich sagen, dass ich es ziemlich bald als erforderlich betrachten müsste, wenn Ihr nicht einzulenken bereit seid,

Erlaucht, denn ich kann nicht davon ausgehen, dass Eure Untergebenen dauerhaft alle Versuche aufgegeben haben, Euer Schloss zu verteidigen.

Die Zeit drängt. Verzeiht mit also bitte, wenn ich etwas drastischer ...“

Die Gräfin hob genervt eine Hand in Akis Richtung, während sie sich die andere an die Stirn und leicht über die Augen hielt.

„Bitte nicht. Es war gerade alles so nett.“

Es war nicht so, dass Narubolan sich besonders auf die Mahlzeiten mit der Gräfin und den anderen freute. Im Gegenteil. Sie waren ein sehr lästiger Albtraum aus Höflichkeitsregeln gegenüber Menschen, für die seine einzige Existenzberechtigung darin bestand, dass sie ihn töten konnten, wenn etwas schiefgehen sollte.

Aber Narubolan war eine große, kräftige, hungrige Person, und auch wenn er sich nicht auf die Zeremonie drumherum freute, freute er sich doch sehr auf das Essen, das ihm dabei serviert wurde.

Eigentlich wäre es jetzt schon vor über einer Stunde so weit gewesen, und Narubolans Magen knurrte. Er hatte schon zweimal die Glocke geläutet, aber niemand reagierte.

Er hatte sogar schon versucht, seine Tür zu öffnen, aber sie war abgeschlossen. Das war eigenartiger, als man hätte denken können, denn normalerweise war sie offen. Er durfte sich innerhalb des Schlosses meistens relativ frei bewegen, weil die Gräfin Erusim Jachme zutraute, alle Flüchtigen in kurzer Zeit mühelos wieder einzufangen – völlig zurecht.

Aber heute hatte jemand seine Tür verschlossen, und heute war das Mittagessen verspätet oder - er wagte kaum, es sich vorzustellen - würde vielleicht sogar ganz ausfallen.

Narubolan begann schon, über Szenarien nachzudenken, in denen er der letzte Überlebende irgendeiner absurden Katastrophe war, die über Schloss Kelthofen hereingebrochen war, als er einen Schlüssel in seinem Türschloss hörte.

„Na endlich! Oh, Ihr glaubt gar nicht, welche Freude Ihr mir macht, ich hatte schon Aki bist du das?? Und wer in Gerkus Namen sind diese Leu- oh Kararos.“

Narubolan unterbrach sich und verstummte, als er die blutverschmierte Person in dem zerschnittenen Kettenpanzer sah, deren Gesicht anscheinend eine gute Stunde in einem Ofen verbracht hatte. Während er noch betroffen auf den Boden starrte, erreichte ihn der Geruch.

Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Was ist passiert? Was ist los?“, fragte er Aki fassungslos.

„Es ist ... Also, eigentlich ist es ganz einfach, aber die Geschichte, die du bräuchtest, um es komplett zu erfassen, ist doch einigermaßen kompliziert.“

„Außerdem würde sie auf unangenehme Weise so klingen, als hätte Aki keine Ahnung, was sie tut, und hätte einfach nur rücksichtslos ganz viele Menschenleben riskiert, für einen sehr unklaren Erfolg.“

Die Gräfin, die auf eine für Narubolan auffällige, weil ungewohnt unpräzise hinter Aki stand, schnaubte.

„Nicht jetzt, Laia, das können wir später diskutieren. Also Kurzfassung:“ Aki breitete in großer Geste die Arme aus, mit breitem Zirkusdirektor*innengrinsen. „Wir sind hier, um dich zu befreien, und ich glaube, ich gehe nicht zu weit, wenn ich sage, dass wir es geschafft haben!“

Die Gräfin stieß noch ein Schnauben aus, diesmal am Ende sogar ein bisschen stimmhaft.

„Fürs Erste“, ergänzte die Person, die die mit dem verbrannten Gesicht im Arm hielt und, wenn Narubolan sich nicht völlig täuschte, sie auch maßgeblich aufrecht hielt. Aki hatte sie ... Laia genannt?

Er bereute seine erste empört-angewiderte Reaktion ein bisschen. Dieser Mensch musste einiges durchlitten haben und verdiente nicht noch zusätzliche Missachtung.

„Danke ... schätze ich“, sagte Narubolan. „Aber wenn Ihr mich befreit – gewaltsam, nehme ich an?“ Sie sahen alle drei nicht aus, als wären sie vor allem durch raffinierte diplomatische Verhandlungen so weit gekommen. „Hat das dann nicht potentiell verheerende politische Konsequenzen?“

Noch ein Schnauben von der Gräfin, wieder stimmhaft, diesmal mit sehr klar verächtlichem Unterton.

„Erklären wir später“, antwortete Aki. „Jetzt erst mal sehen wir zu, dass wir hier raus kommen!“

„Was ist mit ...“ Narubolan sah sich besorgt um. „... der Komentur?“

Das vierte Schnauben der Gräfin war wieder rein frikativ, schaffte es aber dennoch, verächtlicher zu klingen als die vier davor zusammen.

Aki winkte ab. „Kein Problem. Erklären wir auch später. Jetzt komm erst mal mit.“

„Und die Gräfin nehmen wir auch einfach mit?“, fragte Narubolan entgeistert.

Aki lachte. „Unfug, nein, die bleibt natürlich hier.“

„Ich hab noch eine unbenutzte Dosis sicherlich sehr gutes und teures Betäubungsmittel“, sagte Laia, „Glücklicher Zufall. Erklären wir auch später.“

„Darf ich wenigstens noch packen?“

„Nur das Wichtigste.“

Narubolan seufzte.

Es war nicht, dass er Akis Bemühungen nicht zu schätzen wusste, er wollte wirklich nicht undankbar sein.

Aber diese Befreiung kam jetzt wirklich zeitlich ein bisschen ungelegen. Er war völlig unvorbereitet und hatte seit Stunden nichts mehr gegessen!

Epilog

„Wo ist die andere?“

„Bitte?“

Laia schaute genervt, verlegen und ein bisschen besorgt von Srechz zu Aki zu Srechz.

„Ähm“, begann sie. „Ich hatte noch keine Zeit, alles zu erzählen.“

„Wo ist sie?“

„Sie hat sie besiegt“, versicherte Laia si*em. „Wir konnten sie bloß nicht mit rausbringen.“

Die anderen vier sahen einander und Srechz an, ihre Gesichtsausdrücke irgendwo zwischen spöttisch und misstrauisch. Srechz' Gesicht war für Laia nicht lesbar.

„Natürlich“, sagte schließlich eine*r der anderen. Si*er trug eine Armbrust am Gürtel. Eine etwas kleinere als Srechz, aber sie sah gefährlich genug aus.

Überhaupt machte die Fünfergruppe einen bedrohlichen Eindruck. Laia vermutete, dass das ein großer Teil ihres Berufs war und sie deshalb nicht zu überrascht davon sein sollte.

„Ihr könnt gerne reingehen und sie euch holen.“

„Issas der schon wieder?“, fragte Yanis, angestrengt in Srechz' Richtung blinzelnd.

Ihr Zustand hatte sich während der Rettung Narubolans verschlechtert. Laia und Aki hielten sie zusammen von der linken Seite, während der stärkere Narubolan sie von rechts stützte.

Beinahe hätten sie die Gräfin nach so etwas wie einer Trage gefragt, aber erstens wollten sie ihre Geduld nicht überstrapazieren, zweitens stieg mit jeder Minute im Schloss die Gefahr, und drittens waren sie ganz froh um jedes Kilogramm, das Yanis' Beine noch selbst mittragen konnten, und ein bisschen helfen konnten sie immerhin noch.

Aber sie brauchte wirklich Ruhe. Und Aki ging es kaum besser. Sier war körperlich nicht ganz so erschöpft, aber die Zauberei und das Eisen hatten alles von siem verlangt.

Sie hatten also weder vom kriegerischen noch vom magischen Teil ihrer Gruppe irgendetwas zu erwarten, was sie bedauerlich wehrlos dastehen ließ gegenüber den fünf ... Söldner*innen, oder was sie halt waren.

Laia wusste nicht genau, was Narubolans Fähigkeiten waren, nicht einmal, ob er vielleicht auch zaubern konnte. Aber er hatte bisher nichts dergleichen angedeutet, war unbewaffnet, und wirkte auch ansonsten nicht, als wäre er für viel zu gebrauchen, außer beim Tragen der Ordenskriegerin zu helfen.

„Ja“, antwortete Srechz. „Das ist er schon wieder.“

„Ich glaube, Ihr müsst euch wirklich keine Sorgen machen“, sagte Laia. „Es waren eine Menge Wachen da. Bald wird sich rumsprechen, was da drin passiert ist, und was sie mit eurer Lieblingsfeindin gemacht hat.“

Srechz stand eine Weile da, si*ere Zunge zuckte vor und zurück.

„Warum sollten wir dir das glauben?“

„Was wird denn das hier?“, fragte Aki mit sichtlich Mühe, sich zu konzentrieren.

Narubolan stand einfach nur ratlos da, anscheinend immer noch resigniert in seiner Rolle als Spielfigur, wenn auch jetzt in neuen Händen.

„Wir haben eine Abmachung“, sagte Srechz.

„Wir wollen nichts von euch. Wir wollen keine Belohnung. Und wir haben die Aufgabe erledigt. Also lasst uns in Ruhe!“, sagte Laia.

„Wir haben die Belohnung schon im Vorhinein überreicht“; sagte eine*r der anderen vier. Laia konnte sie nicht recht auseinanderhalten, wohl weil sie auch gar nicht wollte.

„Der Helm war nicht billig.“

„Ihr könntn wiederhaben“, murmelte Yanis.

„Wo ist er?“

„Ähm... Tschuldigung. Weißnich. Da drin.“

Laia seufzte.

„Wollen wir jetzt hier mitten auf der Straße weiter diskutieren, bis die Wachen der Gräfin sich wieder genug gesammelt haben, um uns alle festzunehmen? Ist das der Sinn dieser Veranstaltung?“

„Wir hätten das auch in Ruhe vorher besprechen können“, sagte Srechz. „Aber deine Freundin da hat mir mit multiplen Amputationen gedroht, wenn ich mich richtig einnere. Da hat die vertrauensvolle Beziehung ein bisschen gelitten.“

Laia entschied sich schnell dagegen, darauf hinzuweisen, dass Srechz sie zuerst mit si*erer Armbrust bedroht hatte. Sie wollte wirklich nicht länger als nötig hier herumstehen.

„Also, was ist denn eure Forderung? Sie ist da drin. Wir konnten sie nicht mit rausbringen. Sie ist besiegt, verprügelt, genau wie ihr wolltet, es wird sich auch bald rumsprechen – was sollen wir noch machen?“

Srechz' Zunge flickte über si*ere Nase. Gött*innen, war die lang. Wie weit konnte si*er die denn ausfahren?

„Wir wollen sichergehen, dass du die Wahrheit sagst. Und Urvi will sowieso mit ihr reden. Passt doch alles gut zusammen. Fragt sich jetzt nur, ob ihr freiwillig mitkommt.“

„Habt Ihr Euch das gut überlegt?“, fragte Laia. „Ich will euch nicht verarschen, sie“, sie neigte den Kopf in Richtung Yanis, die mehr über ihrer und Narubolans Schulter hing, als zu stehen, „ist jetzt gerade keine große Bedrohung, das seht ihr sowieso. Aber sie erholt sich auch wieder. Da ist kein permanenter Schaden.“ Hoffte Laia zumindest sehr. „Morgen ist sie spätestens wieder so gefährlich wie neu. Wollt ihr wirklich, dass sie sich dann daran erinnert, von euch entführt worden zu sein, gegen ihre Willen? Ich glaube, das wird kein tolles Gespräch für Urvi, wer immer das ist. Kurz. Aber nicht gut.“

„Betrachtet es einfach nicht als Entführung. Ich muss darauf bestehen, dass ihr mitkommt, aber niemand muss Gewalt anwenden, niemand wird gefesselt, und ... wenn du die Wahrheit gesagt hast, können wir hinterher, nachdem ihr ein oder zwei Tage Urvis Gäste wart, friedlich auseinandergehen, mit nichts als guten Erinnerungen und neuen Freundschaften, und *vielleicht* sogar mit einer ganz frischen, vielversprechenden Geschäftsbeziehung. Zusammenarbeit. Gemeinsamen Projekten. Wie immer ihr es lieber nennen wollt.“

„Und die Alternative wäre ...?“, fragte Aki leise und sehr, sehr müde.

„Unerfreulich“, antwortete Srechz, und fügte mit einem Seitenblick auf die Kriegerin hinzu: „Wir wollen sie vermeiden. Ihr wollt sie vermeiden. Wir sollten sie gemeinsam zu vermeiden versuchen. Dann schaffen wir es bestimmt.“

Yanis erwachte in einem erstaunlich komfortablen Bett – und ohne jede Erinnerung, wie sie hierhergekommen war.

Kurz freute sie sich, als sie Laia neben sich sitzen sah.

„Yanis! Wie gehts dir? Bist du in Ordnung?“

Aber die Freude verlor schnell, als Yanis sich an etwas erinnerte, das ihr zwischenzeitlich klar geworden war, irgendwann zwischendurch, als sie nicht die Kraft gehabt hatte, darauf zu reagieren.

„Du hast mich angelogen, oder?“, fragte sie. „Du hast mich in eine Falle geführt? So war das doch gedacht?“

Falls sie noch Zweifel gehabt hätte, wären sie von Laias betroffenem Gesicht sofort restlos beseitigt worden.

„Das ...“

„Ich bin sicher nicht die klügste Person, die du kennst, das weiß ich, aber ein bisschen kann ich schon mitdenken. Der Plan der Gräfin war nicht, dass du mich da rein bringst und ich dann einfach einen ehrenhaften Kampf gegen Icara führe. Sogar Icara hätte wahrscheinlich gesagt, dass das keine gute Idee wäre. Obwohl ich mir da nicht ganz sicher bin“, gab sie nach kurzem Zögern zu. „Ihr habt also irgendwas anderes abgesprochen.“

„Aber ich ...“

„Und du hast mir nichts davon gesagt. Du hast mich einfach dahin gebracht und mir eine völlig andere Geschichte erzählt, damit ich mitkomme, ohne Fragen zu stellen.“

Laia schaute zu Boden, ihr Gesicht feuerrot.

„Das stimmt alles!“, stieß sie hervor, „Aber ich habs nicht gemacht!“

„Was hast du nicht gemacht?“

„Ich meine, ich hab dich nicht vergiftet. Ich sollte dir ein Betäubungsmittel geben, damit die andere es leicht hat und sie dich einfach fesseln und einsperren können. Das war der Plan.“

„Und du hast ihnen zugestimmt?“

„Ja, aber ich hab gelogen!“, rief Laia, schaute jetzt wieder auf und in Yanis' Augen. „Ich hab es nicht gemacht.“

Yanis nickte langsam.

„Aber du wusstest genau, was mich erwartet, und du hast mir nichts gesagt. Du hast mir auch nicht geholfen.“

„Wie hätte ich dir denn helfen sollen? Ich hätte keine Chance gegen eine von euch! Und die Palastwachen ... Erstens waren das so viele, und zweitens ... hattest du das ja ganz gut unter Kontrolle. Ich hab dich nicht vergiftet. Und ich hab Aki befreit, damit sie uns helfen kann!“

„Aber du hättest mich warnen können. Stattdessen hast du mich belogen, damit ich mitkomme, und du keine Probleme kriegst.“

Es tat mehr weh, als Yanis zugeben wollte. Was sowohl daran lag, dass es wirklich sehr weh tat, als auch daran, dass Yanis es wirklich wirklich nicht gerne zugeben wollte. Wie sehr sie Laia vertraut hatte. Ohne jeden Grund. Obwohl sie ja sogar eigentlich gewusst hatte, dass sie ihr nicht trauen sollte. Wie ausgenutzt und lächerlich sie sich jetzt vorkam. Wie sehr jetzt die Tatsache, dass sie für die Agentin des*r Baron*in die ganze Zeit über wirklich nur ein Werkzeug oder wahrscheinlich noch treffender eine Waffe gewesen war, auf ihr lag wie ein enormes Gewicht und ihr alle Kraft und Ansporn nahm.

Wie sehr sie gehofft hatte ...

Wie sehr sich gewünscht hatte, dass ...

Sie wagte nicht einmal mehr, den Gedanken zuzulassen.

„Es war nicht ...“ Laia unterbrach sich, presste die Lippen zusammen, fuhr sich mit den Händen durch die Haare, verbarg das Gesicht in den Händen. „Ich wollte dich nicht ... Ich meine. Das. Das ist so schwer zu erklären!“

„Weil du weißt, dass es-“

„JA natürlich weiß ich das!“, schrie Laia plötzlich, und Yanis schrak richtig zusammen. So hatte sie die Agentin noch nie erlebt. „Natürlich weiß ich, dass das nicht in Ordnung war! Wusste ich die ganze Zeit. Aber es war auch nicht so, wie du denkst.“

„Wie war es denn?“

„Ich wollte ... Ich wollte dich nicht anlügen. Ich *weiß*, dass du mitgekommen wärst, um uns zu helfen, auch wenn ich dir die Wahrheit erzählt hätte. Ich hatte nie einen Zweifel daran. Darum gings nicht.“

„Worum gings? Wir hatten Zeit. So eilig war es nicht. Du hättest es mir einfach sagen können.“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Weil du nicht lügen kannst! Weißt du noch? Wir haben sogar noch auf dem Weg drüber gesprochen. Und du weißt das doch auch so. Du bist vielleicht eine Halbgöttin im Kampf, was weiß ich, aber du bist eine erbärmlich schlechte Lügnerin. Und die Gräfin ist eine unglaublich routinierte, erfahrene und raffinierte Lügnerin und Menschenkennerin. Sie hätte dich sofort durchschaut.“

„Und dann?“

„...“ Laia saß eine ganze Weile einfach nur mit offenem Mund da. „Ich wusste ja nicht, wie genau es laufen würde“; sagte sie schließlich. „Ich wollte sichergehen, dass sie es nicht zu früh merkt und dann ... Ich hatte Angst um Aki. Und Narubolan. Um uns alle.“

Jetzt war es an Yanis, eine Weile stumm da zu sitzen. Und zu verarbeiten. Einerseits gab die Argumentation der Agentin einen gewissen Sinn. Andererseits tat es dadurch nicht unbedingt weniger weh. Sie hatte Angst gehabt, um alle. Alle außer Yanis, wenn sie das richtig verstand.

„Du hättest es mir sagen können.“

„Ich habs doch gerade erklärt! Sie hätte dich durchschaut.“

„Das weißt du nicht! Ich hätte ja gar nichts sagen müssen. Ich musste so ja nicht mal was sagen, obwohl ich nicht mal besonders drauf geachtet habe. Ich hätte sogar den Helm aufbehalten können, dann hätte es auch keine Mimik zu sehen gegeben. Hab ich

überhaupt was gesagt? Ich erinnere mich gar nicht mehr richtig. Es ist .. Es war alles so ...“

„Ja, du hast ein paar Sachen gesagt, aber erst später“, gab Laia leise zu.

„Ich hätte nicht mal lügen müssen!“

„Aber das wusste ich doch nicht!“

„Und dann hast du mich im Zweifel einfach mal in die Falle gelockt? Ist ja egal, ob ich es freiwillig mache, wenn es um dich und ... Aki geht, richtig? Ich bin schließlich nur dafür da, euch zu retten, wozu mir also die Lage erklären und mich mitentscheiden lassen? Wenn ich gewusst hätte, d...“

Es klopfte, die Tür öffnete sich, und Srechz lehnte sich herein.

„Urvi ist dann jetzt so weit.“

„Ja, aber wir nicht!“, fuhr Laia sie an.

„Urvi wartet nicht gerne.“

„Das ist mir jetzt gerade egal.“

„Schon gut“, unterbrach Yanis sie. „Ich glaube, ich bin schon soweit. Ich will mit Urvi reden.“